

Abschnitt II

TARNOPOL EIN BERICHT

Das ist der Name einer Stadt in Galizien.¹

Bis zum 10. März 1944 hatte ich den Namen nie gehört oder gelesen. Das sollte damals, von einem Tag auf den anderen, auf schreckliche Art anders werden. Heute, im Jahre 1980, also 36 Jahre nach den für mich und viele andere alles verändernden Ereignissen, versuche ich auf Drängen meines ältesten Sohnes Wolf-Werner das, was heute noch in meinem Gedächtnis eingegraben ist, niederzuschreiben. Vieles ist durch die vergangene Zeit verschwommen, verwischt, undeutlich oder ganz gelöscht worden. Viele Namen habe ich vergessen. Aber die damaligen Ereignisse haben sich in ihren Hauptzügen und auch in vielen Einzelheiten tief in mein damals noch „jugendliches Gedächtnis“ eingeprägt.

2.1 Ausbildung

Seit dem 23.12.1943 lag unsere Einheit, die 1. Kompanie des Grenadierregiments 949, auf einem Truppenübungsplatz in Kruszina bei Radom in Polen in Ausbildung. Anfang März 44 merkte man an einer unterschwellig Unruhe unserer Vorgesetzten, dass irgendetwas bevorstand. So ab dem 6. März hatten wir bis spät in die Nacht scharfe Munition gegurtet und Ladestreifen gefüllt. In der Nacht vom 9. auf den 10. gab es Alarm und alle Fahrzeuge, Pleskaus und Infanteriekarren wurden zum Bahnhof Bardozięje (?) gebracht und dort auf Plattwagen der Reichsbahn verladen. Die Mannschaften wurden in gedeckte Güterwagen gepackt. Es war natürlich ein großes Fragen unter uns, wo es eigentlich hingehet. Dass wir zum Einsatz kamen, war uns allen klar. Auf direkte Fragen von uns antwortete unser Zugführer Leutnant Völk, wir sollten zum Partisaneneinsatz an die Bahnlinie Przemysl-Lemberg kommen. Nun, das sollte uns recht sein, stellten wir uns das doch als ein abwechslungsreicheres Abenteuer vor als der tägliche Drill in Schnee und Matsch. Dass sie uns direkt an die Front fahren würden, dachte keiner, da wir ja noch nicht voll ausgebildet waren.

2.2 Abtransport an die Front

Bei der Abfahrt des Transportes wurde ich gleich als Wache auf dem Plattwagen bei den Pleskaus fürs Kompanie-Gepäck eingeteilt. Ich saß also während der Fahrt den ganzen Tag über mit durchgeladenem Gewehr auf dem offenen Eisenbahnwagen. Die Fahrtrichtung war Osten. Ausgedehnte Tannenwälder zogen vorüber, z. T. wurde es im Süden bergig. Irgendwann wurde die Strecke zweigleisig, und auf dem Nebengleis überholte oder fuhr auf gleicher Höhe ein anderer Transport in die gleiche Richtung. In den offenen Türen der Wagons standen die jungen Soldaten, und ich entsinne mich, dass einigemal Bekannte aus dem RAD, so einer namens Fischer aus Rockenhhausen, mich auf dem Wagen erkannten, und wir riefen einander zu. Einmal lagen die vorn und wir etwas zurück, ein andermal war's umgekehrt. Es machte den Eindruck, als wollten die beiden Transporte ein Wettrennen veranstalten.

Transportzwischenfall

Bei der Einfahrt in das Bahngelände der Stadt Przemysl kam es zu einem mich tief aufwühlenden Zwischenfall. Der Zug fuhr da etwas langsamer. Rechts vom Bahndamm, etwas tiefer, war ein eingezäuntes Gelände, so eine Art Lager. Da waren junge Leute drin, Männer, in, wie mir schien, eine

¹ Die Übertragung des Originaltextes durch den Bearbeiter folgt, bis auf wenige Ausnahmen, die gekennzeichnet sind, wortgetreu dem Bericht von Edgar Scheuermann. Vom Bearbeiter wurden, abweichend vom Original, zur besseren Übersichtlichkeit zusätzliche Absätze, diese meist ohne Leerzeile, eingefügt; außerdem wurden zur besseren Gliederung und Übersichtlichkeit ausschließlich vom Bearbeiter stammende kurze Zwischenüberschriften in Fettdruck sowie z. T. nummeriert und eingerahmt eingefügt und die Rechtschreibung gelegentlich an die neueren Regeln angepasst. Ergänzungen durch den Bearbeiter im Text selbst sind in eckige Klammern gesetzt oder in einer Anmerkung unter dem Text untergebracht.

gelbbraune Uniform gekleidet, mit einem merkwürdigen Abzeichen am Arm. Ich sah nur, wie einige dieser Leute auf die fahrenden Wagons aufsprangen und blitzschnell aus den Pleskaus Tornister und sonstiges Gepäck herauszerrten und sie abwarfen. Die Unteroffiziere riefen uns zu, die Kerle zu verjagen. Einige Wagen vor mir gab der dort sitzende Posten einen Schuss in die Luft ab. Im selben Moment kletterten zwei Mann auf den Wagen hinter mir. Aus dem Bremserhäuschen dieses Wagons kam fluchend ein Unteroffizier mit der Knarre im Anschlag heraus und schoss dem gerade sich auf dem Plattwagen aufrichtenden ersten Jungen aus 4 m Entfernung durch die Brust, dass er mit waagrecht ausgebreiteten Armen steif nach hinten vom Wagen stürzte, während der Zug unentwegt weiterrollte. Ich war voll unterdrückter Wut: Ganz gleich, was das für Kerle waren, auch wenn sie uns beklauden wollten, aber uns lernten diese Herren Unteroffiziere, dass man auf Posten jemanden erst dreimal anrufen musste und erst dann einen Warnschuss abgeben sollte. Und dieser Kerl² knallte einen Menschen ab als sei er ein wildes Tier. Ich versuchte, mich zu beruhigen mit dem Gedanken, dass man hier mit den Bolschewisten wahrscheinlich so umgehen musste und dass das zum Krieg eben gehöre. Menschenleben (vor allem die der Feinde) galten hier nicht viel. Aber, war der Junge überhaupt ein „Feind“ gewesen?

Bei Lemberg

Inzwischen war es dunkel geworden, und ich hatte den ganzen Tag über im Freien Wache gesessen, nichts gegessen und nichts getrunken und war müde. Aber der Transport hatte nicht angehalten, und so wurde ich auch nicht abgelöst. Die anderen lagen im warmen Mannschaftswagen und waren satt. Unterdessen passierten wir Lemberg, und mir fiel ein, dass man uns doch zwischen Przemysl und Lemberg zum Partisaneneinsatz bringen wollte. Angelogen hatten sie uns auch noch.

Plötzlich hielt der Transport irgendwo im Dunkeln, ich wurde abgelöst, trabte eiligst zum Mannschaftswagen, bekam allerdings nur noch kalte Verpflegung, paffte eine Zigarette (denn vor der Abfahrt hatten sie uns noch mit Marketender-Ware vollgestopft) und haute mich zum Schlafen in dem rüttelnden Viehwagen hin, nicht ohne zuvor noch eine bissige Bemerkung über unseren Partisanen-Einsatz gemacht zu haben.

Ich musste zwar tief, aber noch nicht sehr lange geschlafen haben, als man mich weckte. Rumoren, Gepolter, Aufbruch. Jeder suchte seine Brocken, seine Waffe: Ausladen hieß es.

Als ich aus dem Wagon sprang, lag ringsum auf dem freien Gelände Schnee. Es sah aus, als hielten wir auf offener Strecke, keine Gebäude zu sehen. Doch voraus links stand ein Transport auf einem Nebengleis mit ein paar weiß gestrichenen Panzern drauf. Dahinter ein einzelnes Haus. Sonst alles frei. Es war kalt. Keine Sau wusste, wo wir eigentlich waren. Doch dann musste die Kompanie rechts rüber, den Bahndamm runter in ein matschiges Wiesengelände. Antreten. Scharfe Munition und Handgranaten fassen. Ich bekam noch zusätzlich zwei Leinenbeutel mit Gewehrgranaten um den Hals gehängt, da ich „Schießbecher-Schütze“ war.

Also doch Partisaneneinsatz. Es war alles so ruhig hier. Kein entferntes Artilleriefeuer, - nichts. Denn wir waren zu kurz hinter Lemberg, als dass hier schon die Front sein konnte. Die stand doch noch, nach dem, was wir wussten, westlich des Dnjepr. So weit waren wir in der kurzen Zeit doch noch nicht gefahren.

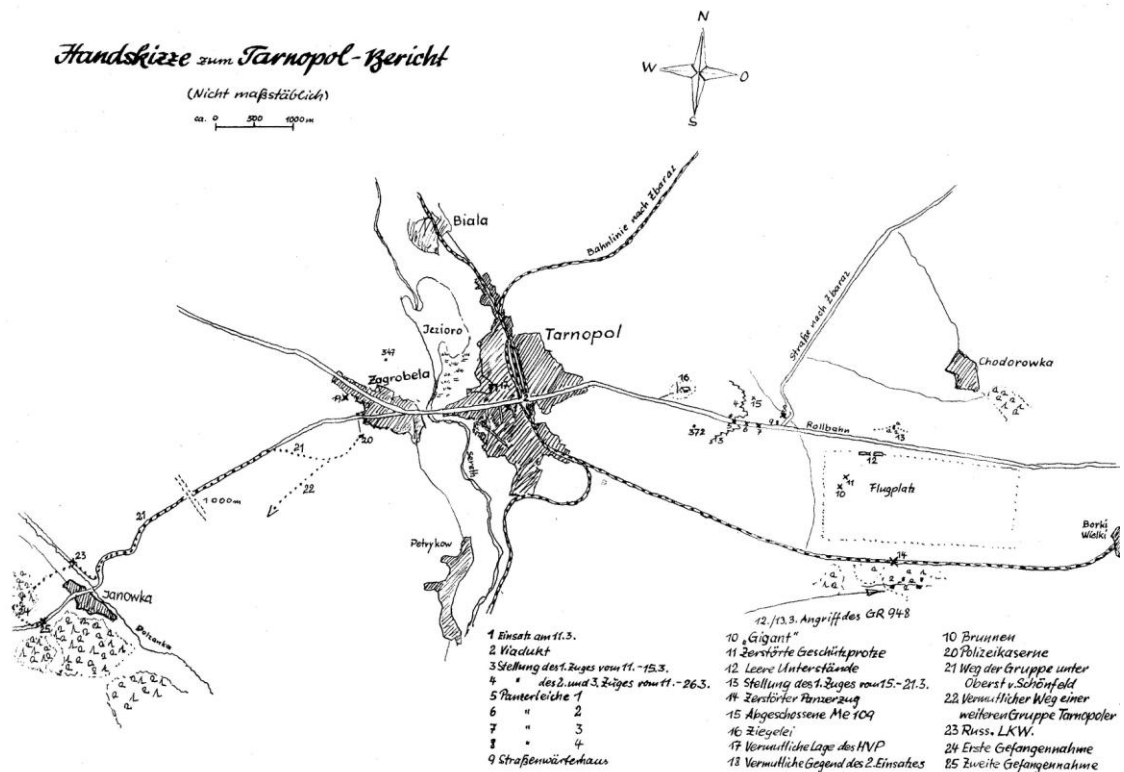
Dann hieß es antreten. Wir verstaute alles so gut es ging und patschten im ungeordneten Sauhaufen, beladen wie die Lastesel, zu einer quer verlaufenden Straße. Etwas besser geordnet marschierten wir auf der Straße in Richtung Südost, bis wir nach etwa eineinhalb oder zwei Kilometer an ein Dorf kamen. Dort, an den ersten Häusern (die Dächer dieser Häuser waren mit Stroh gedeckt), wurde Halt befohlen. Wir sollten hier auf Weiteres warten. Sofort fielen alle, nachdem sie Waffen und Munition in den Dreck klatschen ließen, wie die Mehlsäcke um und schliefen direkt auf dem hier schneefreien Hügel, auf dem oben ein Haus stand, im Matsch ein. Mir ging's auch nicht anders. Man muss sich aber auch überlegen, was sie uns alles auf- und umgehängt hatten. Ich trug meinen Karabiner 98, Sturmgepäck mit Decke, Zeltbahn und Kochgeschirr, Gasmaske. Am Koppel 6 Patronentaschen mit 60 Schuss Munition, Brotbeutel mit 4 Eierhandgranaten und Feldflasche, Spaten und Seitengewehr, Ledertasche mit dem „Schießbecher“ (Gewehrgranatgerät), zwei Stielhandgranaten. Um den Hals die oben erwähnten zwei Leinensäcke mit etwa 15 Gewehr-

² Ausdruck vom Bearbeiter geändert.

granaten rechts, und sieben oder acht „Pilzen“ links, allein ca. 8 kg. Außerdem musste jeder Schütze in der Hand noch einen Munitions-Kasten mit 300 Schuss MG-Munition schleppen. Wie man damit überhaupt laufen sollte, war mir unerklärlich.

Die Rast dauerte auch nicht sehr lange, dann brummt LKW aller Größen und Marken nacheinander heran, und eine Gruppe nach der anderen wurde im Eiltempo mit allem Gelumpe verladen. Verdammt, die hatten's aber eilig mit uns. Meine Gruppe, die 3. Gruppe des 1. Zuges, wurde in einen kleinen, geschlossenen Kastenlieferwagen hineingestopft. Die Blechtüren hinter uns zugeknallt, und ab rumpelte die Kutsche. Wir hockten in dem niederen, engen Kasten wie die Ölsardinen in der Büchse auf den MG-Kästen und dösten im Halbschlaf, immer wieder rumpelnd durcheinander geworfen, fluchend vor uns hin. Ich kann heute noch nicht sagen, wie lange oder wie weit oder in welche Richtung wir gefahren wurden. Ich schätze aber, nicht weiter als dreißig bis vierzig Kilometer.

Plötzlich hielt die Karre ruckartig. Wir fuhrten aus dem Dösen auf. Von außen öffnete unser Gruppenführer, Uffz. Linnemann, die Türen. Wir krochen heraus, schleiften und warfen unser Gelumpe und die Waffen heraus und traten in Reihe³ an.



Handskizze von Edgar Scheuermann zum Tarnopol-Bericht.⁴

2.3 An der Front: Tarnopol

Das erste, was wir, plötzlich hellwach, in uns aufnahmen, war der Lärm und das Krachen und Rumpeln in der Nacht. Dann, als die LKW gewendet [hatten] und eiligst nach rückwärts verschwanden, tat sich uns in östlicher Richtung ein Bild auf, wie man sich als kleiner Bub den Eingang zur Hölle vorstellt. Ungefähr eineinhalb Kilometer voraus, etwas tiefer als unser Standort, eine Stadt. Dunkle, bizarr zerrissene Häusersilhouetten, dahinter dunkelrot bis hellgelb Feuer, Brände anscheinend quer durch die ganze Stadt. Dazwischen glänzte rot überzogen ein Fluss, der von der Straße überquert wurde. Zu uns herauf stieg die Straße an. Links und rechts von uns standen Häuser verstreut wie in einem Dorf. Über dem Ganzen ein furchtbarer Lärm. Knattern von

³ Gemeint ist hier wohl das Antreten „in Linie“ (zu drei Gliedern).

⁴ Einen größeren DIN A 4-Abdruck der Skizze findet der Leser am Ende des Berichtes.

MG, Einschläge von Artillerie und Granatwerfern, Gewehrschüsse, Handgranaten-Detonationen und immer wieder das Tacken der MG. Heulen, Pfeifen und Fauchen in der Luft. Ein Höllenkonzert. Und da sollten wir anscheinend rein. Schwer legte sich das alles auf meine Stimmung. Ein komisches Gefühl kroch mir im Halse hoch. Schon sagte der Unteroffizier halblaut: „Herhören! Wir sind hier an der Front. Die Stadt vor uns heißt Tarnopol. Morgen früh greifen wir an. Sprech- und Rauchverbot, kein Lärm, Anschluss halten! Ohne Tritt. – marsch!“ Da hatten wir also die Bescherung. Genau der Front in den feurigen Rachen hatten sie uns gekarrt. Verdammte Scheiße! Bergab ging's auf dem äußersten Straßenrand in Reihe zu Einem hintereinander hinunter zum Fluss. Eine Brücke, ein Straßendamm dann, kurz darauf die ersten Häuser der Stadt. Wie hieß sie eigentlich? Tiraspol oder so ähnlich hatte der Uffz. gesagt. Wo lag die? Nie gehört! Aber wir mussten doch ostwärts Lemberg sein.

Da piffen die ersten Infanteriegeschosse mit ekelhaftem ziu-ziu über uns hinweg. Der Schritt der Gruppe beschleunigte sich. Wir kamen zwischen dicht an dicht stehende, jetzt höhere Häuser. Pflastersteine auf der Straße. Löcher, irgendwelche Trümmer. Dann klatschte eine MG-Garbe vor uns auf das Straßenpflaster, dass die Querschläger nur so jaulten. Wir drückten uns dichter an die Häuserwände, und als weiter in das Innere der Stadt tappen und stolpern wir. Vor uns feuert ein Panzer. Wir drücken uns in Deckung. Weiter!

Panzer!

Da, Kettenrasseln, lautes Aufheulen eines Motors. Er kommt uns auf der Straße entgegen gerollt. Volle Deckung! Ich springe über die Straße nach links in den nächstbesten Hauseingang. Andere kommen auch reingerannt. Immer näher kommt das Brummen und Klirren. Ich muss im Eiltempo das ganze Gelumpe, das ich schleppe, abwerfen, mit fahrigem Fingern die Hosen aufknöpfen und runterreißen – und dann sch...⁵ ich mitten in den Hausflur. Verdammt, fast hätte ich jetzt in die Hose gemacht⁶, so ist mir der Panzer, der inzwischen an der Tür vorbeigerollt ist, auf den Magen- und Darminhalt geschlagen. Im Vorbeifahren sehen wir, dass es ein deutsches Sturmgeschütz ist, das von vorn zurückfährt.



Bundesarchiv, Bild 103-J21829
Foto: Schützer | September 1942

Bild 5: Deutsches Sturmgeschütz.⁷

⁵ Ausdruck vom Bearbeiter nicht vollständig abgedruckt.

⁶ Ausdruck vom Bearbeiter geglättet.

⁷ Bildquelle; vom Bearbeiter in den Text eingefügt:

<http://www.bing.com/images/search?q=tarnopol+1944&qpv=tarnopol+1944&FORM=IGRE#view=detail&id=98A32C18A13C060AD4F3D99AB03C378FF27DFAC2&selectedIndex=336>. Zugriff am 27.08.2013.

Alles atmet erleichtert auf, und wir müssen alle laut lachen über unsere Schiss, die wir buchstäblich hatten. Es war schon ein komisches Gefühl in der Magengrube gewesen.

Dann geht's wieder in Reihe, dicht an den Häuserwänden entlang weiter. Wieder ein Feuerstoß. Jetzt schon ganz nahe vor uns. Schnell unterscheiden wir das dunkle, langsamere Tacken der russischen MG von dem helleren und schnelleren der deutschen. Die Spitze unserer Reihe verschwindet rechts in einem Hausflur. Alles sammelt sich hier. Ganz nah bellt plötzlich mit kurzem Feuerstoß ein Maxim. Ich glaube schon, wir seien im Dunkeln direkt auf den Iwan draufgerumpelt. Man schickt uns in die Kellergewölbe des Hauses. Mit vollem Gepäck schlafen wir dort sitzend auf einem Haufen Kohlen dösend ein, das Gewehr zwischen den Fingern.

Ich schrecke auf, als das Maxim halb rechts von uns wieder kurz aufbellt. In der Höhe vor mir ein Kellerloch. Es ist hell draußen. Sofort alles rauf. Oben im Hausflur steht alles dicht bei dicht. Der ganze 1. Zug ist hier. „Seitengewehr pflanzt auf!“ kommandiert Uffz. Linnemann. Aber dann steht alles ratlos herum. Die drei Uffz. des 1. Zuges, Uffz. Koch, Schmidt und Linnemann, strecken die Köpfe zusammen. Ich verstehe soviel, dass der Zugführer Lt. Völk nicht da ist. Irgend jemand sagt, Völk sei vermisst. Kein Wunder, bei diesem Durcheinander heute Nacht.

Fliegerangriff!

Dann bricht urplötzlich die Hölle um uns los: Motorengebrumm von vielen Flugzeugen. In langgezogenem Ton aufheulend, dann Krachen von Fliegerbomben. Rauch, Hin- und Herrennen. Vor der Hintertür saust eine ganze Wagenladung Ziegeln vom Dach des Nebenhauses krachend in den Hinterhof. Wir rennen raus in den Hof, aber ein lauter Krach auf der anderen Seite, wieder eine Fuhre Ziegel. Wir rennen ausweichend an die gegenüberliegende Hauswand. Wie verrückte Hühner saust alles im Hof vor den fallenden Ziegeln von einer Ecke in die andere. In dem Stück Himmel über dem Hof tieffliegende, russische Schlachtflieger mit breiten Tragflächen. Bordkanonen ballern. Dann wieder Krachen, Rauch. In dem Durcheinander sehe ich im Hof, an der Wand des Seitengebäudes, Holzkäfige mit Stallhasen, daneben in einem Verschlag eine Ziege. Wie irrsinnig rennen die Tiere in ihren Käfigen herum. Zwischen dem großen Lärm hört man die Ziege jämmerlich meckern. Ich renne hinüber, kann das nicht mehr mit ansehen. Ein anderer kommt hinzu, wir reißen die Türen auf und die Viecher rennen irgendwo hin.

Infanteriegefecht

Die Flugzeuge sind verschwunden. Der große Krach ist weg, umso lauter hört man das Knattern des Infanteriegefechtes. Mich plagt plötzlich die Neugierde, und ich will sehen, wo der Iwan mit dem MG sitzt, das, so verdammt nah, kurze Feuerstöße abgibt. Ich gehe tief geduckt bis zum Ende des Hofes. Hinter einem Misthaufen gehe ich kniend in Deckung und luge durch einen kaputten Bretterzaun voraus. Aber durch die Bäume und den Zaun sehe ich nur ungefähr 200 m ein großes Gebäude voraus, eigentlich nur dessen Dach. Im selben Moment tackt das MG dort vielleicht 5 oder 6 Schuss. Dicht rechts neben mir ein schrill klirrendes Geräusch wie ein Schlag Stahl auf Stahl. Ich fahre herum und sehe 8 m schräg rechts hinter mir über einem dichten Holzzaun einen deutschen Stahlhelm, sich überschlagend, senkrecht 4 m hoch in die Luft wirbeln. Dazwischen höre ich einen dumpfen Fall, als wenn ein Mehlsack hingeworfen wird. Dann eine junge Stimme, sich plärrend überschlagend schreien: „Unteroffizier, Unteroffizier!“ Ich hatte den Mann hinter dem Zaun gar nicht stehen sehen.

Später erfuhr ich, dass es ein Uffz. unserer 3. Kompanie war. Die MG-Salve muss ihm voll durch den Kopf sein. Sonst kein Laut. Nur das Scheppern des Stahlhelms, als er wieder zur Erde fällt.

Mich packt ohnmächtige Wut. Wart, du verdammter Iwan! Kniend hinter dem Misthaufen packe ich das Gewehrgranatgerät aus, schraube es auf der Gehwehrmündung fest. Das Visier an der Seite, Granate aus dem Leinensack, Kartusche in die Kammer, durchgeladen. Dann visiere ich über die Libelle indirekt das Haus an. Knapp 200 m. Drücke ab. Dumpfer Knall des Abschusses. Die Granate saust heraus. Ich verfolge sie mit den Augen. Dann laut krachend der Aufschlag. Man muss irgendetwas tun. Die noch im Hausflur Stehenden schreien mir Beifall zu. Aber bis ich das Gelumpe abgeschraubt und verstaut habe, sind plötzlich alle weg.

Ich renne durch den Hausflur zum Vordereingang an der Straße, sehe auf der anderen Straßenseite unseren Kompanie-Chef, Oberleutnant Ruß, mit seinem aus dem ersten Weltkrieg stammenden Infanterie-Gewehr stehend freihändig halbhoch Schüsse abgeben. Er schreit etwas, das ich bei dem

Krach nicht verstehen kann, fuchtelt mit den Armen und als ich seiner Handbewegung nachsehe, kann ich gerade noch die letzten Leute unserer Gruppe zwischen einem umgestürzten und ausgebrannten Straßenbahnwagen rechts abbiegen sehen. Vorn steht ein deutsches Sturmgeschütz und feuert gerade die Straße hinauf in ein Haus oberhalb des Eisenbahn-Viaduktes. An den Häuserwänden entlang laufen geduckt noch andere Gruppen unserer Kompanie nach vorn. Mir pressiert es gar nicht mehr, da vorn in das Geknalle zu kommen.

Begegnung

Ich gehe zurück in den Hausflur, in dem unser Zug die ganzen MG-Kästen stehen gelassen hatte. Kein Mensch mehr da. Ich durchstöbere die angrenzenden Zimmer. In einem stehen auf einem Tisch noch Teller mit den Resten einer Mahlzeit. Bestecke, so wie man sie handhabt, daneben. Überall Zeichen überstürzten Aufbruchs. Da muss der Iwan gestern Abend einige Herren beim Essen aufgescheucht haben. In den anderen Zimmern blaugraue Stahlhelme (Flak), Holzkisten, Geräte und alles mögliche Gerümpel. Überall Staub und Dreck.

Als ich aus einem Zimmer wieder heraus auf den langen, durchgehenden Hausflur trete, steht rechts, völlig erschöpft an die Wand gelehnt, ein älterer Landser. Er schnauft hastig, sein Mantel ist über und über voll Dreck. Er stützt sich auf sein Gewehr, wie auf einen Stock. Sein Gesicht ist übernächtigt und grau verschmutzt, seine Augen rot umrändert. Er erzählt abgehackt, dass der Iwan sie vor 5 Tagen von Zbaraz bis Tarnopol (das sind über 20 km) mit Panzern vor sich hergejagt hatte und dass seitdem in der Stadt gekämpft würde. Er gehörte zu einer Kompanie eines Landeschützen-Bataillons, und Teile von ihnen müssten wohl, schon 3 Tage abgeschnitten, noch vor der Stadt in Stellung sein; wenn sie noch leben, sagt er. Es sei ein starker russischer Durchbruch mit vielen Panzern gewesen. Sei nur der Ruf „Panzer!“ ertönt, so sei schon alles gelaufen wie die Hasen. Ziemlich überheblich will ich ihn trösten und sage: „Na, wir werden ihn hier schon aufhalten.“ Nach einer Zigarettenlänge trenne ich mich von dem armen Teufel und suche meine Gruppe.

Ein toter Russe

Ich gehe zur vorderen Tür raus, drücke mich die Häuserwände entlang, komme nach ca. 70 m an eine rechts abzweigende Straße, gegenüber ein freier, kleiner Platz. Ich luge ums Eck, sehe im Eingang des großen Gebäudes auf der linken Seite deutsche Landser und will gerade einbiegen, als mich aus dem Fenster des Eckhauses, an dem ich stehe, einer meiner Gruppe anruft. Na, da sind sie ja schon! Er ruft, ich solle hinten rum reinkommen. Ich gehe ums Haus herum, da liegt mitten auf der Straße, mit fürchterlichem Kopfschuss, ein toter Iwan. Der erste Tote, den ich sehe. Ein Schuss oder eine MPi-Garbe muss ihm aus nächster Nähe den halben Schädel weggerissen haben. Gehirnbatzen und Blut kleben an der schräg gegenüberliegenden Hauswand und im Eingang. Er liegt mit einem ausgestreckten Arm auf Maul und Nase in einer großen Blutlache. Einen kleinen, zusammengeschnürten Rucksack auf dem Rücken, das Gewehr daneben.

Ich drücke mich um ihn herum und gehe durch die Hintertür ins Haus hinein, laufe dabei Uffz. Linnemann genau in die Arme. Der schießt mich ordentlich zusammen, von wegen nicht mit vorgehen und sich drücken usw. und ist dabei ordentlich wütend – aber auch sehr nervös, wie mir scheint. Ich rede mich mit den MG-Kästen, die im Hausflur dahinten noch stünden, und auf die ich aufgepasst hätte, heraus. Aber er kann sich nicht lange mit mir abgeben, da der Iwan anscheinend zurückgedrückt, aber noch nicht aus der Stadt herausgeworfen ist. Vorn an der Bahnlinie soll es wüst hergegangen sein. Ebenso rechts von uns, vor allem bei der 3. Kompanie. Die soll auch böse Verluste haben. Kurz zuvor hatte man auch noch in dieser Richtung ganze Salven von Handgranaten-Detonationen und rasendes MG-Geknalle gehört. Vor uns wird es allerdings jetzt ruhiger. Unsere beiden Gruppen, Koch und Schmidt, sollen vorn an der Bahnlinie eingesetzt sein.

Häuserkampf

Wir durchsuchen nun das ganze Haus, in dem wir uns befinden. Beim Stiegen-Hochspringen im Treppenhaus hinter dem Uffz. zertrümmert ein Gewehrgeschoss das Fenster hinter uns und fährt über meinen Kopf direkt unter Linnemanns Stiefel in das Holz, dass ich ordentlich zusammenfahre. Vom nächsten Zimmerfenster aus zerballert dann Linnemann mit seiner MPi die ganzen Fenster des ungefähr 100 m entfernten großen Gebäudes, denn wir vermuten, dass der Schütze dort sitzt.

Jetzt sollten alle Häuser gesäubert werden. Wir durchstöbern nun alle Zimmer des Hauses, finden Holzkisten mit Aufschriften der Luftwaffe: Einen Sack Erbsen, Tarnjacken, Dreieckskäse, den wir uns ganz ins Maul stopfen und ohne einen Krümel Brot hinunterwürgen. Dreieckstütten mit Tabak, Marke „Rotfuchs“, Filmrollen usw. Im zweiten Stock stehen in einem Zimmer mehrere doppelstöckige Holzbetten, Klamotten liegen herum. Von einem Fenster aus blicke ich vorsichtig über das Viadukt hinüber in den anderen Stadtteil. Da traue ich meinen Augen nicht: In ungefähr 700 m Entfernung sonnen sich zwei Iwans, einer im Hemd, auf einer Treppe hinter einem Haus. Ich rufe Heinz Weyand heran, der das Zielfernrohr hat. Gemeinsam schieben wir ein doppelstöckiges, hölzernes Bettgestell in die Nähe des Fensters, damit wir für die Gewehre eine feste Auflage haben. Wir stellen die Visiere, ich mache mit Heinz aus, dass ich zuerst abdrücke und er soll sofort danach schießen. Wie gelernt, Kimme, Korn, Druckpunkt, ausatmen, Schuss. Fast gleichzeitig schießt Weyand. Ich höre mein Geschoss mit hellem Klirren an das Eisengeländer der Treppe, auf der die Iwans liegen, schlagen. Beide sausen, wie von einer Tarantel gestochen, die Treppe runter und weg sind sie.

Irgendwann später sagt Hermann Schäfer („Hermännchen“, unser MG-Schütze 1) dann zu mir: So hätte er sich den Krieg nicht vorgestellt. Wenn das nicht schlimmer käme, wäre das gar nicht so übel – und stopfte sich noch ein Dreieckskäschen ins Maul. Ich sagte: „Wart’s nur ab.“

Kohldampf, tote Russen, „Kettenhunde“ und Zivilisten

Langsam merkten wir, dass wir Kohldampf bekamen, mochte es doch schon hoher Nachmittag sein. Da kamen auch schon welche an mit Kommissbrot, Schnaps und weiß der Teufel was noch alles. Da, nicht weit die Straße runter, sei ein Verpflegungslager, das stecke proppenvoll. Alle auf einmal können wir natürlich nicht weglaufen, und Linnemann erlaubt es immer zweien nacheinander. Als ich und Hermännchen an der Reihe sind, zockeln wir mit dem Gewehr über der Schulter los. Die Querstraße nach Süden runter. Nicht sehr weit, kommen wir hinter ein großes Gebäude. Da liegen drei tote Russen. Wir gehen näher und müssen sie uns genau anschauen. Zwei jüngere Soldaten in Mänteln und Pelzmützen liegen nebeneinander hinter einem Erdhaufen. Der vordere hat im Todeskampf die Finger in die Erde verkrallt. Der andere liegt seitlich direkt daneben. Sie sehen noch frisch aus, d. h. sie sind noch nicht lange tot. Während der dritte, der etwas abseits, quer zu den zweien, ein schreckliches Bild abgibt. Derweil die beiden ihren Gesichtern nach so Anfang der zwanzig sind, ist der dritte ein älterer Mann. Sein rechter Fuß ist in Höhe der Wade zerrissen und quer abgedreht. Ohne Mantel sieht der ganze Kerl aus, als läge er schon den ganzen Winter hier. Grauschmutzige Steppjacke und Hose, wie vom Regen abgewaschen, alles matschig schwarz. Das entstellte, bleiche Gesicht aschengrau – schmutzig wie seine Uniform und die Erde ringsum. Man hat den Eindruck, wenn er noch länger liegen bleibt, wird er wie die Erde. Um ihn herum verstreut liegt eine Masse Verbandszeug und eine Tasche, als sei er Sanitäter gewesen.

Hinter uns höre ich zwei Feldgendarmen miteinander reden: „Ja, die Jungs sind zum ersten Mal an der Front, wohl die ersten Toten, die sie sehen. Da guckt man noch genau, da ist man noch naseweis.“ „Aber das legt sich schon noch“, sagt der andere lachend. Auf ihren Mänteln glänzen respektheischend ihre an Ketten hängenden Polizeischilder. Sie stehen in einer offenen Tür einer Baracke. Als wir bei ihnen sind, sehe ich durch die Tür, dass es das gesuchte Verpflegungslager ist. An den Wänden entlang hängen Rindfleischstreifen, Säcke sind aufgestapelt. Auf einem Tisch an der Wand sehe ich Kommissbrote aufgeschichtet und überall Dosen, Kisten und Kartons mit allerhand seltenen Sachen. Ich will zwischen den beiden durch hineingehen. Der eine „Kettenhund“ hält mich mit dem Arm zurück. „Halt, hier ist kein Zutritt, das ist alles Heeresgut und steht unter Bewachung. Geplündert wird nicht.“ Ich sage ihm, dass wir heute noch nichts zu essen bekommen hätten, dass wir großen Hunger haben und dass wir uns nur so viel nehmen würden, wie wir zum Sattwerden brauchten. Er könne ja aufpassen. „Nein, nichts da, der Zutritt ist streng verboten.“ Verflucht, da werde ich zornig und sage ihnen ziemlich laut, dass meine Kameraden vorhin sich auch hier zu essen geholt hätten, und vor denen sei der Iwan hier gewesen. Die Kameraden hätten nichts von Verbot und Wachtposten gesagt, also seien sie zu dem Zeitpunkt noch nicht hier gewesen! „Aber jetzt sind wir hier – basta.“ „Aber wenn wir den Iwan nicht vertrieben hätten, wärt ihr jetzt wohl noch nicht hier“, belle ich böse zurück. Das sitzt dann doch. Und da wir so hartnäckig sind, geben uns die verfluchten Arschlöcher ein ganzes Kommissbrot für hungrige

zwei Mann und jagen uns weg, jetzt sei aber Schluss. Der Teufel soll diese Etappenhengste holen! Mit unserer „Beute“ trotten wir zusammen zu unserem Haus zurück. Am Hintereingang treffen wir auf Linnemann und noch einige. Wir unterhalten uns über das Vorgefallene und sagen, dass niemand zum Verpflegungslager zu gehen braucht, weil dort „Kettenhunde“ den Zutritt verwehren. Wir schimpfen und sind dabei ziemlich laut. Da hören wir den Kellergang herauf Stimmen. Verdammt nochmal, da sind ja welche im Keller und keiner von uns hat daran gedacht, da unten mal nachzusehen. Ich nehme mein Gewehr in Anschlag, entsichere und will die Kellertreppe runtergehen. In äußerster Erregung schreit mich der Uffz. halblaut an, ob ich verrückt sei, und reißt mich am Arm zurück, nestelt eine Handgranate aus seinem Koppel und macht Anstalten, sie in den Keller runter zu werfen. Ich stelle mich vor ihn und hindere ihn am Abziehen und sage, das könnten doch auch Zivilisten sein. Daran hatte er anscheinend gar nicht gedacht vor lauter Kampfesmut. Ich rufe laut den Keller runter, sie sollten herauskommen. Zögernd sehe ich einen älteren Mann im Dunkel des Kellers unten an die Treppe kommen. Ängstlich, als er uns mit schussbereiten Waffen sieht, hebt er die Hände hoch und jammert mit schnellen, verzweifelten Worten auf mich ein. Ich versteh nur „Pan, Pan“, sonst kein Wort. Hinter dem Mann drückt sich eine junge Frau in hellbraunem Pelzmantel die Treppe herauf. Auch sie jammert, und ich verstehe soviel, dass alle da unten Zivilisten sind, nix Soldat. Da hätte ja Linnemann ein schönes Blutbad mit seiner Handgranate angerichtet. Der ganze Keller scheint voll Menschen zu sein. Ältere Frauen sehe ich auch unten stehen. Der Mann hält mich am Arm und jammert immer noch, wobei ihm Tränen über die Backen laufen. Die junge Frau im Pelzmantel geht die Treppe wieder runter und kommt dann mit einem 10–11jährigen, verstörten Mädchen die Treppe wieder hoch, es vor sich herschiebend. Dann reden alle wieder auf einmal. Das Mädchen erklärt uns in gutem Deutsch, dass der ältere Mann aus dem Stadtteil jenseits der Bahnlinie gestern vor den Russen geflohen sei und dabei dort seine beiden kleinen Buben nicht mehr aus dem Keller habe holen können, und er bitte uns inständig, mit ihm hinüberzugehen und die Kinder zu holen. Unser Uffz. erklärt ihm, dass das nicht möglich sei, da der Iwan noch dort sitze. Das Mädchen übersetzt, und der Mann fängt wieder herzerreißend zu jammern und zu weinen an. Ja, in so einem verfluchten Krieg leiden die Unschuldigen am meisten, und man kann noch nicht einmal helfen. Linnemann schickt alle wieder in den Keller zurück. Eine ältere Frau sagt, sie wolle uns Kaffee kochen. Nun gut. Alles beruhigt sich wieder. Auch draußen ist es fast still. Nur weit weg hört man noch Artillerie- und MG-Feuer und einzelne Schüsse.

Zugführer wieder da

Die breite Straße herunter kommen Landser, auch Lt. Völk ist dabei, die Offiziersmütze schief auf dem Kopf, lacht er uns lustig zu und zeigt stolz die russische Panzerbüchse auf seiner Schulter, die er erobert hat. Auch ein MG habe er ausgeschaltet. Am Bahngleis sei es heiß hergegangen. Uff. Koch habe ein Schuss den Stiefelabsatz abgerissen. Aber keine Verluste. Später stellte sich dann heraus, dass nur der MG-Schütze von Erhard Schultheis, Grenadier Weidig aus Sachsen oder Thüringen, von einem Splitter an der Schulter verwundet worden sei. Aber er wolle nicht zurück, er wolle bei der Kompanie bleiben. Die 2. und 3. Kompanie hätten dagegen z. T. schwere Verluste, da sie die Hauptlast des Angriffs zu tragen hatten. Der Feind sei bei der Verteidigung der Stadt sehr heimtückisch gewesen, habe unter hochgestellten Dachziegeln heraus gefeuert, durch geschlossene Fenster von innen heraus geschossen, aus Kellerlöchern und wo sonst noch überall heraus. Wir sollten vorsichtig sein, überall steckten noch einzelne, versprengte Iwans in den Häusern. Vorhin habe der Chef ein Haus betreten wollen, als aus der Tür ein Bolschewik herausgesprungen sei. Er habe ihn mit der 08 blitzschnell über den Haufen geschossen. Und noch viele solcher Einzelheiten wurden von allen Seiten berichtet. Jedenfalls sei der Iwan aus der Stadt mit schweren Verlusten herausgeworfen worden. Lt. Völk war in der Nacht mit dem Kübelwagen, mit noch irgendjemand zur Erkundung vorgefahren und dabei in einen ganz anderen Abschnitt der Front geraten. Er hatte die Kompanie nachher suchen müssen, und so war er um die Mittagszeit gerade noch zurecht gekommen, um mit unseren beiden Gruppen vor der Bahnlinie in den Schlamassel richtig reinzukommen, war dort im Übereifer über eine Straße vorgespungen und an einer Gartenecke zwischen die Iwans geraten. Er hatte dann mit Handgranaten um sich geworfen und das MG ausgeschaltet. Aber zu schnell hatte er sich verworfen und konnte, ohne abgeknallt zu werden, nicht mehr über die Straße zurück. Grenadier Weilacher aus Haßloch hatte ihm dann über die Straße hinüber Handgranaten zugeworfen, mit denen er sich die Iwans vom

Leibe hielt und sogar die Panzerbüchse erobern konnte. Völk war 21 Jahre alt und schon ein schneidiger Kerl.

Ein Haus in Tarnopol

Wie wir so aus den Fenstern des Hauses mit den andern palavern, läuft der ältere Mann aus unserem Keller, der wegen seiner 2 Kinder so gejammert hatte, mit einem Bündel Bettzeug bepackt draußen auf der Straße vorbei, und als er uns sieht, brabbelt er etwas mit lachendem Gesicht zu uns herauf und ist ganz überglücklich. Ich entnehme aus dem Wortschwall soviel, dass er seine Kinder noch lebend gefunden hatte. – Inzwischen ist die ältere Frau mit einem Topf Kaffee heraufgekommen, und als ich mir einen Trinkbecher schöpfen und ohne Weiteres trinken will, schlägt mir Linnemann fast den Becher aus der Hand, hält ihn der Frau hin und erklärt ihr barsch, sie solle zuerst daraus trinken. Sie könne ja was in die Brühe hineingetan haben. Über so viel Misstrauen – oder Ängstlichkeit – bin ich sprachlos. Die Frau lächelt leicht und trinkt zuerst.

Wir sind in der Küche des wahrscheinlich vor dem ersten Weltkrieg erbauten Hauses. Hohe Räume, hohe Fenster. Draußen wird's dämmerig. An einer Mittelwand steht ein großer, gemauerter Ofen mit einer Eisenplatte obendrauf, am Ende hochgemauert wie ein Kachelofen, mit Backröhre drin, verkleidet mit grünen Kacheln. Die Frau heizt den Ofen an. Da hört man draußen einen Tumult, Hühnergackern, Rufen und dann Feuerstöße aus einer MPi. Als wir zum Fenster rennen, hat ein Gefreiter irgendeiner Einheit ca. 10 Hühner auf dem freien Platz uns gegenüber zusammengetrieben und macht mit der MPi Treibjagd auf sie. Für das Abendessen in die Feldküche, wie er uns zuruft. Ein Offizier schießt ihn an und verbietet das Plündern.

Vor Einbruch der Dunkelheit war ich nochmal mit der Frau im hellbraunen Pelzmantel an der Hintertür zusammengetroffen. Sie radebrecht mit mir über dies und das. Während des Gesprächs bemerke ich, dass der Tote auf der Straße gar nicht mehr daliegt! Ich suche mit den Augen und kann vor mir am Boden eine dunkle Schleifspur entdecken. Der sehe ich nach und entdecke den Toten auf einem Abfall- oder Misthaufen im Hofe liegen. Muss das sein, denke ich, auch wenn's ein toter Iwan ist. Ist das der Heldentod? Später, als es schon vollkommen dunkel ist und wir in einem Zimmer, dessen hohe Fenster wir mit Matratzen zugestellt haben, sogenannte Hindenburg-Lichter anzünden, werden einige mit den Kochgeschirren zum Essenfassen zur Feldküche geschickt. Als sie mit den vollen Feldkesseln zurückkommen, siehe da, was gibt's: Unsere Erbsen, die wir in einer Kiste gefunden hatten, und ein halbes Huhn. Also war das „Organisieren“ der Hühner angeordnet worden. Wir waren alle so müde, dass keiner so richtig Appetit hatte. Wir hauten uns auf den Boden hin und schliefen fast alle sofort ein. Aber da poltert der Kompaniemelder herein: Fertigmachen, draußen antreten zum Abmarsch! Verdammt nochmal, wollen die uns denn gar nicht mehr schlafen lassen? Alles murrte und meuterte. Die ältere Frau in der Küche merkt sehr wohl, dass wir aufbrechen und abrücken müssen. Verängstigt fragt sie mich durch Handzeichen und mit den Augen, ob wir wieder zurück gingen. Gerade will ich ihr verneinend antworten, als Linnemann mich wütend anfährt, ich solle still sein, keinerlei Auskunft geben. Er wittert schon wieder Verrat und merkt überhaupt nicht, dass diese Leute eine Heidenangst vorm Iwan haben. Als er sich einen Moment abwendet, zupft mich die Frau am Ärmel und wiederholt die fragende Geste. Ich bedeute ihr kurz, dass wir nach vorn, nach Osten gehen. Sie scheint aber dennoch beunruhigt zu sein. Wir schubsen uns polternd nach draußen.

2.4 Abmarsch in die Stellung

Antreten – Nachzählen, ob alle hier sind. Ohne Tritt, marsch, Richtung Osten über das Eisenbahnviadukt. Drüben, mitten auf der breiten Straße, steht ein russisches Maxim MG auf zwei kleinen Rädern und [mit] einem Schutzschild. Es erinnert mich in seiner Altertümlichkeit an Bilder des 1. Weltkrieges. Die Straße steigt leicht an. Keuchend schleppen wir unseren Ballast. Rechts an der breiten Straße jetzt einzel stehende Häuser in Vorgärten mit Obstbäumen. Wir müssen schon am östlichen Stadtrand sein. Vorn wird „Halt!“ gerufen. Von hinten, wo die „Kleinen“ abgerissen sind, kommt Fluchen und Rufen. Sie können nimmer, sind völlig erschöpft. Wir sind auch schweißnass, und man würde sich am liebsten hinfallen lassen. Ist das aber auch eine gottverdammte Sauschinderei! Kurze Rast. Aber Hinlegen wird verboten – wenn wir uns hinlegen und einschlafen, bringt uns keine Sau mehr auf die Beine. Weiter geht's. Zu meinem ganzen übrigen Gelumpe habe ich jetzt noch zusätzlich einen MG-Ersatzlauf auf dem Rücken mitzuschleppen.

Weiter geht's. Wir kommen in einen Hohlweg. Die Straße fällt jetzt bereits leicht bergab. Links, wo die Böschung wieder auf die Straßenhöhe abfällt, steht ein Haus. Das Strohdach arg von Granaten zerrupft. Mitten auf der Straße ein zerstörtes russ. Sturmgeschütz, dessen gesenktes Rohr drohend auf uns gerichtet ist. Seine Gleisketten sind abgerissen, und es scheint ausgebrannt zu sein. Auch riecht es hier so widerlich, süßlich-verbrannt. Links geht ein Graben ab. Rechts ein lausiger, gedeckter Unterschlupf, dahinter führt ein Graben in leicht geschwungenem Bogen nach rechts rückwärts. Hier steht alles voller Landser. Alles „ältere Leute“.

Ein Feldwebel, der uns hier einweisen soll und anscheinend den Haufen hier führt, erklärt uns, dass sie schon drei Tage ohne Verbindung nach hinten hier abgeschnitten seien. Vor ihnen links und rechts seien Minenfelder. Der Iwan habe vorgestern noch mit fünf Sturmgeschützen hier die Rollbahn herauf gegen sie angegriffen. Drei seien auf die Minen gerollt und in die Luft geflogen. Der hier sei durchgebrochen, da hätten er und der Uffz. im letzten Moment ihm eine T-Mine, an eine Schnur gebunden, unter die Ketten gezogen. Die Brocken seien ihnen um die Ohren geflogen. Aber der Kasten stand und brannte aus. Dann warnte er uns vor einzeln ankriechenden Iwans, die versuchten „durchzusickern“. Er deutete mit der Hand voraus auf ein undeutliches Bündel, das am Straßengraben auf der Böschung lag. Der habe es auch versucht, und nachdem sie ihn angeschossen und schwer verwundet hatten, habe er zwar nicht mehr weiter kriechen können, aber immer noch auf sie geschossen. Das sei ein ganz sturer Hund gewesen. Nach Dunkelwerden seien sie zu zweit hingelaufen und hätten dem Schwerverwundeten mit dem Gewehrkolben den Schädel eingeschlagen.

Wieder treffe ich hier diese mir unverständliche Einstellung einem tapferen Soldaten gegenüber. Warum nahm man ihn nicht gefangen? Freilich, er wäre vielleicht eine Belastung für die Eingeschlossenen gewesen. Mich stößt nur das kaltblütige Vernichten eines Menschenlebens ab, wie damals auf dem Bahngelände von Przemysl. Wenn nun der Iwan mit uns mal genauso verfährt, wenn wir verwundet irgendwo liegenbleiben? Aber wahrscheinlich habe ich hierzu noch nicht die nötige, harte Einstellung. Es ist Krieg, unbarmherziger Krieg!

Die anderen Landser machen inzwischen spöttische Bemerkungen, als sie die Biesen an unseren Hosen sehen (Biesen – weiße Stoffstreifen für Infanterie entlang der Hosennaht – waren in Friedenszeiten nur an den Hosen der Ausgehuniform) und meinen, dass der Krieg sicher bald zu Ende sei, wenn sie uns schon mit Biesenhosen an die Front schickten. Allerdings lobten sie im Ernst unsere gute Bewaffnung mit 42er „Spritzen“. Sie hatten als automatische Waffen nur ein tschechisches LMG mit gebogenem 25-Schuss-Magazin obendrauf und drei MPi. Sie meinten, damit könnten wir morgen früh den beiden Reitern mal tüchtig einheizen. Ja, wir sollten nur aufpassen, jeden Morgen bei Hellwerden ritten zwei Iwans bis dicht an die Linie heran, da auf der Rollbahn, ganz frech, bis zum Straßenwärterhaus an der Gabelung nach Zbaraz. Sie hätten diese Burschen gewähren lassen müssen, da sie an Munition sparen mussten. Unter dem Berichten kommen sie aus dem Graben heraus und trotten müde nach hinten in Richtung Stadt.

2.5 In der Stellung

Wir zwängen uns mit unserem Zeug durch den engen, nassen Graben und werden von unseren Zug- und Gruppenführern auf die einzelnen Grabenabschnitte verteilt. Ab und zu sind in der feindwärts liegenden Grabenseite kleine Fuchslöcher gegraben, in denen kaum zwei Mann liegen können. Gerade wollen wir zu zweit ein solches Fuchsloch, nachdem wir unsere Brocken abgelegt hatten, mit dem Spaten etwas besser bewohnbar machen, als ungefähr 100 m voraus auf einem Acker vor uns eine gewaltige Explosion, verbunden mit einem eigenartigen Prasseln, erfolgt. Beim blitzschnellen Kopfheben sehe ich gerade noch über dem Boden das Feuerwerk der Explosion wie eine übergroße Wunderkerze im Dunkeln stehen und verschwinden. Unruhe, Laufen, dann sagt jemand, ein russ. Spähtrupp sei vor uns auf eine „Fluttermine“ gelaufen. (Flutterminen oder Springminen waren mit einer Vorrichtung versehene, flache Sprengkörper, die bei Belastung des Zünders ungefähr 50–70 cm hochgeschleudert wurden und dann in der Luft explodierten, wobei ihre zusätzliche Füllung, alte Eisenstücke, Bleikugeln, Nägel usw., in großem Radius noch schwere Verletzungen hervorriefen. – Ein heimtückisches Zeug!) Erhöhte Alarmbereitschaft! Alle Mann auf Posten!

Es mag so um 10.00 Uhr (22.00) sein, schätze ich, alle Mann stehen in Abständen im Graben und spähen angestrengt nach vorn. Auch ich habe meine Knarre entschert auf dem Grabenrand liegen und blicke immer wieder scharf dorthin, wo vorhin die Mine hochging. Ich glaube, ein dunkles Bündel mit etwas Weißem dran zu erkennen. Bewegt es sich oder meine ich das nur? Immer wieder wollen mir die Augen zufallen. Ich muss mit dem Schlaf kämpfen, schreke aber immer wieder auf, weil ich plötzlich vermeine, da vorn hat sich eben doch was bewegt. Ich stapfe dann im Graben etwas weiter nach rechts, bewege mich, um wach zu bleiben, komme in einer seitlich abzweigenden Sappe zu unserem LMG-Posten. „Hermännchen“ hat Last mit seinem MG-Schützen 2, Moser, Josef, der fest eingeschlafen im Stehen überm MG hängt. Als ich ihn rüttelte, stößt er mit dem Arm nach mir und brummelt in seinem Eifel- oder Ahr-Dialekt: „Loss mich john, ech bin so mööd.“ Hermann Schäfer ist ganz verzweifelt, weil er den Josef nicht wach bekommt. Wenn der Uffz. Postenkontrolle macht, schießt er natürlich ihn zusammen, und „Hermännchen“ ist Putzer von Uffz. Linnemann. Wir bugsieren Josef in das Fuchsloch, wo er schnarchend in voller Montur weiterpennt. Ich bleibe bei Hermann am MG. Vor uns bleibt es still. Nur weiter rechts von uns fallen einzelne Gewehrschüsse, und ab und zu bellt eine MPi kurz auf. Ich glaube auch nicht, dass ein Spährtrupp noch vor uns im Gelände ist. Vereinzelt gehen halbrechts hinter uns Leuchtkugeln hoch und tauchen alles in ein kaltes Licht. Dann kommt Uffz. Linnemann und einer unserer Feldwebel vorbei – Grabenkontrolle. Sie schicken mich den Graben hoch in eine auch zum Feind hin abzweigende Sappe, wo sie einen ebenfalls eingeschlafenen Posten gefunden hatten. Die erhöhte Alarmbereitschaft sei aufgehoben, aber wir müssten im Stundenabstand immer Posten stehen. Das hieß also, immer nur einer kann eine Stunde pennen. Ich bin mir nicht sicher, ob der Schläfer Heinz Weyand aus Dillingen im Saargebiet war. Jedenfalls schickte ich ihn in das hier auf der „falschen“ Seite eingegrabene Fuchsloch zum Schlafen. In einer Stunde würde ich ihn wecken. Da ich keine Uhr besaß, schätzte ich die Zeit. Vor uns ist es ruhig.

Es muss längst Mitternacht vorbei sein oder gar schon auf den Morgen zugehen. Dann muss ich den anderen wecken. Er wird nicht wach. Ich rüttle und schüttele ihn, beklopfe ihn, rufe. Er brummelt nur vor sich hin, steht aber nicht auf. Verdammt nochmal, ich kann kaum noch die Augen offen halten. Nur eine Stunde schlafen können. Ich ziehe den Kerl kurzerhand an den Füßen aus dem Fuchsloch, stelle ihn auf, gebe ihm sein Gewehr in die Hand. Aber er steht aufrecht da, lehnt sich an die Grabenwand, hat die Augen fest zu und schläft. Ich rede auf ihn ein, stoße ihn unterm Sprechen mehrmals an. Er öffnet die Augen, sieht verschlafen drein und ist dann endlich hellwach. Ich sage, er soll mich in einer Stunde wecken. Ich krieche in den Unterschlupf, dessen Eingangsloch wir mit einer Zeltplane verhängt haben. Ich muss sofort eingeschlafen sein. Irgendwann merke ich, dass sich der andere dazuquetscht. Wir liegen halb aufeinander in dem engen Erdloch. Ich komme aber auch nicht soweit zu mir, dass ich auf Posten rausgehe. Jedenfalls, als ich aufschreke und mich herauswürge, wird's bereits hell. Die Kälte macht einem schonmunter, ringsum liegt noch Schnee. Ich rechne nach, es müsste heute der 12. März [1944] sein. Es kommt einem schon ewig lang vor, dass wir in Kruzcina weggefahren sind. Ich orientiere mich. Wir müssten hier etwa 2 km ostwärts der Stadt liegen, in der wir gestern waren. Wie hieß sie schnell noch? – Tarnov – oder nein, es waren drei Silben: Tiraspol – jedenfalls was mit „-pol“ hinten.

Granatwerferbeschuss

Ich mache dem anderen den Vorschlag, dass wir das Fuchsloch erweitern, damit wir in der nächsten Nacht doch nebeneinander schlafen könnten, so sei's ja viel zu eng. Ich gehe sofort mit meinem Spaten daran und steche die Erde heraus, werfe sie oben auf das Deckungsloch auf den Schnee und wühle solange darin herum, bis es mir breit und tief genug für zwei Mann erscheint. Ich bemerke kaum zwischen meiner Arbeit, dass der andere weg ist. Ich schaff's auch alleine. Es ist zum Arbeiten sowieso kein Platz in dem engen Erdloch davor. Nur halb nehme ich einen einzelnen Granatwerfer-Abschuss wahr. Da rauscht es kurz danach steil von oben herab, ich ducke mich bis auf die Sohle des Loches; da kracht auch schon die Explosion der Granate ca. 20 m rechts hinter mir, dicht vor unserem Hauptgraben. Als ich mich schnell aufrichte, sehe ich noch die Rauch- oder Erdfontäne überm Schnee stehen, ducke mich aber sofort wieder herunter, weil ein ganzer Schwarm Splitter hoch und tief surrend und pfeifend bis zu mir her und über mich hinweg klatschend in den Schnee fährt. Es bleibt keine Zeit, ganz kurz faucht es heran, dann ein ohrenbetäubender Krach, Dreckbollen, Steine und Schneestaub klatschen mir auf Stahlhelm und meinen

tiefgebückten Rücken. Heulend surren die Splitter wie ein Hornissen-Schwarm über mich weg, Rauch wird über mich geweht. Verdammt nochmal, wieso schießen die plötzlich so genau hierher? Ich werde nervös, fange an, in meinen Taschen zu wühlen, suche Zigaretten, die sie uns vor dem Einsatz in so überreichem Maße aufgedrängt haben. Dazwischen wieder ein Einschlag, aber weiter links runter, ca. 50–60 m gegen die Rollbahn zu. Kurz darauf der nächste Einschlag, wieder näher zu mir her, aber diesmal hinter dem Hauptgraben. Inzwischen habe ich eine 20er-Packung „Waldorf-Astoria“ aus der Tasche gezerrt und fange an zu rauchen. Plötzlich, ohne dass es mir jemand vormachen muss, kann ich Lungenzüge machen, was mir zuvor nie gelang. Wenn die eine Zigarette vor dem letzten Zug ist, fingere ich mir eine neue heraus und stecke sie an der Kippe an. So rauche ich während der ganzen Zeit, in der das Granatwerferfeuer anhält, 20 Zigaretten, eine nach der anderen über die Lunge, und ich merke, es beruhigt mich. – Seit damals bin ich das, was man einen süchtigen Raucher nennt.



*Zeichnung 1 von Edgar Scheuermann:
„Durch mein Verschulden ausgelöstes Granatwerfer-Störungsfeuer“.*

Zwei Iwans

Was ist da vorn an der Rollbahn, wo der Graben abgeht, los? Als ich der Leuchtspurgarbe des MG nachsehe, glaube ich meinen Augen nicht trauen zu können: 500–600 m vor uns auf der Rollbahn wenden zwei Iwans ihre Pferde auf der Hinterhand und preschen in gestrecktem Galopp zurück, verfolgt von fingernden Leuchtspurgeschossen. Auch das uns zugeteilte SMG vorn am Grabeneingang eröffnet nun ein Dauerfeuer auf die beiden. Obwohl sie sich schnell weiter entfernen, sieht man doch deutlich, wie sie auf ihre Pferde einschlagen und sich dabei seitlich an die Pferdehälse hängen. Darüber, links, rechts und dahinter sieht man die Leuchtspurgeschosse vorbeiflitzen und aufschlagen, aber wahrhaftig, – sie treffen sie nicht! Da sind sie auch schon im Dunst der Entfernung verschwunden. Über tausend Meter mussten sie die kerzengerade Rollbahn entlang jagen, von unseren Garben gehetzt und doch sind sie entkommen. Kein Pferd ist gestürzt, kein Iwan runtergefallen. Da hatten wir doch glatt den Bericht der Abgelösten von den beiden frechen Reitern, die bis dicht an das Straßenwärterhaus heran ritten, vergessen. Und irgend jemand war nervös geworden und hatte zu früh auf die beiden Späher das Feuer eröffnet. Man hätte sie näher herankommen lassen müssen, sie wussten ja nicht, dass über Nacht neue MG mit viel Munition hier lagen.

Es war aber auch zu unglaublich: Zwei Reiter kommen am hellen Morgen ganz gelassen, offen auf der breiten Rollbahn auf die deutschen Stellungen zugeritten. Das war schon ein starkes Stück, aber noch stärker war, dass zwei MG und einige Schützen, über eine Länge von 1000 m, trotz hohem Munitionsverbrauch, die beiden nicht erwischten. Das war schon geradezu blamabel.

Me 109 im Tiefflug

Nach dem Tumult kommen von rückwärts 3 deutsche Me 109 im Tiefflug (kaum 50 m hoch) über unsere Stellungen gebraust, gehen vor uns, dem Gelände entsprechend, tiefer, ziehen dann drüben beim Iwan steil hoch und werfen ihre Bomben. Aber die russische leichte Flak ballert aus einem Wald, ca. 3–4 km vor uns, wie wild nach den kleinen dunklen Punkten. Ihre Leuchtspurgeschosse gehen, wie Perlen an einer Schnur aufgereiht, hoch und zerplatzen mit eklem Geknatter. Auch weiter rückwärts ballern sie jetzt los und da hinten links jetzt auch. Überall scheinen die eine Unmenge Flak zu haben. Jaulend hört man die Flugzeugmotoren aufheulen, und dann drehen sie eine Schleife, setzen zum Sturzflug an und ballern mit ihren Bordkanonen und MG. Wieder im Tiefflug drücken sie sich nordwärts in voller Fahrt über unsere Linien zurück. Wenn man so aus sicherer Entfernung da Zuschauer spielt, ist es schon faszinierend. Unser Kompanie-Chef, Obltn. Ruß, befiehlt dann, dass am nächsten Morgen, falls die russischen Schlachtflieger wieder über unsere Stellung kommen, sie von uns mit MG und Karabinern zu beschießen seien. Wir sollten Stahlkernmunition nehmen, denn die Biester seien stark gepanzert.

Lage vor der Front

Wir können den Tag über stundenweise schlafen, da es vor uns ruhig ist. Nur links drüben, über die Rollbahn weg, setzt ein eingegrabener russ. Panzer aus einiger Entfernung von Zeit zu Zeit einige Sprenggranaten auf die Grabendeckung. Auch rechts rückwärts von uns (dort soll unser 2. Batl. in Stellung sein) ist den ganzen Tag über Gefechtslärm zu hören. Weiter nach Süden soll unser Schwesterregiment 948 seit heute Morgen angreifen. Nach Einbruch der Dunkelheit wird drüben, jenseits der Rollbahn, von den Essenholern an der vorgefahrenen Feldküche warme Verpflegung in den Feldkesseln empfangen. Danach sieht die Welt wieder etwas anders aus.

In der Sappe feindwärts

Später wird alles geweckt: Erhöhte Alarmbereitschaft! Alles muss wieder im Graben auf Posten. Rechts hinter uns muss irgendwas los sein. MG rattern, Handgranaten explodieren dumpf, einmal glaube ich sogar weit weg Hurra-Gebrüll zu hören. Leuchtkugeln gehen dort fast ununterbrochen hoch. Dann kommen Ltn. Völk und Uffz. Linnemann zu mir, erklären, dass rechts der Iwan angreife und vor unserem Abschnitt ein russ. Stoßtrupp gemeldet sei. Sie führen mich in eine der feindwärts gehenden Sappen, die ziemlich weit vor dem Graben liegt und befahlen mir, das Gelände vor der Stellung genau im Auge zu behalten. Ich sei hier vorn der Erste, der die ankommenden Iwans sehen würde und sollte dann, im Falle eines Falles, laut „Alarm!“ rufen, aber nicht weglaufen, sondern Handgranaten draufwerfen und draufballern. In zwei Stunden würde ich abgelöst. Damit verschwinden die beiden. – Die ca. 30 m vorm Graben liegende Sappe ist überhaupt nicht besetzt gewesen. Es ist kein angenehmes Gefühl, hier vorn mutterseelenallein zu stehen. Tausend Gedanken und Ideen laufen mir durch den Kopf. Zuerst orientiere ich mich nach vorn. Im Mondlicht sehe ich ca. 70 m vor mir auf dem noch leicht mit Schnee überdeckten Sturzacker das etwas dunklere Bündel des toten Iwans, der gestern Abend auf die Mine gelaufen ist. Bewegt sich dort nicht was? Ich lege den Karabiner auf die Brustwehr und entsichere. Strenge die Augen an, kneife sie zusammen, reiße sie dann wieder ganz groß auf, um besser zu sehen. Nein, doch nicht. Er liegt unbeweglich und daneben das ist eine große Ackerschwolle. Also, 70 bis 80 m weit in einem Kreissektor kann ich das leicht abfallende Gelände vor mir gut beobachten. Rechts kann ich zeitweise noch weiter sehen, wenn dort Leuchtkugeln hochgehen. Da drüben ist jetzt aber auch der Teufel los.

Ich richte das verhältnismäßig große Schützenloch für meine Zwecke her. Zuerst schaffe ich mir mit dem Spaten eine Art ebene Fläche rechts von mir in halber Höhe der Brustwehr. Ich probiere mit ausgestrecktem Arm, ob ich in dem Loch mit einer Stielhandgranate ausholen kann. Das reicht gut aus. Aber wie weit werfe ich hier? Höchstens 30–35 m. Aber 70–80 m sehe ich. Das reicht also nicht aus, um herankommende Iwans mir vom Leibe zu halten. Ich schraube also meinen „Schießbecher“ fest, Granate oben rein, Kartusche in die Kammer, eine zweite auch noch. Die dazugehörige Granate lege ich daneben. Zwei Geschosse kann ich sicher abfeuern, aber wenn sie

das unterlaufen, dann helfen nur noch Handgranaten. Also lege ich die beiden Stielhandgranaten, mit abgeschraubter Kapsel und heraushängendem Knopf und Schnur, fein säuberlich neben die Gewehrgranate und 3 Eierhandgranaten auch noch. Ebenso, nachdem ich mit der Hand die Erde schön festgepletscht habe, 4 Ladestreifen Patronen, wobei ich darauf achte, dass ein Streifen mit Leuchtspurgeschossen dabei ist. Zwischen diesen Arbeiten sehe ich immer mal wieder angestrengt in die Runde, wobei Ausgangs- und Endpunkt immer der tote Iwan ist. – Als ich gerade wieder mal die Umrislinien des Geländes rechts von mir mit den Augen abtaste, sehe ich, nicht weit weg, eine Bewegung. Verdammt, da kriecht ein Iwan mit dem Rucksack auf dem Rücken auf den Graben zu. Ich rufe halblaut hinter mich zum nächsten Posten: (Name vergessen) „Vorsicht... vor dir ein Iwan“, dabei entsichere ich und nehme den Iwan aufs Korn. Ich habe ihn genau im Visier, Finger bereits am Druckpunkt, da ruft der Posten zurück: „Wo denn?“ Ich zurück: „Vor dir, direkt vor dir!“ Im selben Moment scheint es, als richte sich der „Iwan“ etwas auf. Ich will gerade abdrücken, da ruft der vermeintliche Iwan ganz aufgeregt nochmals: „Wo denn?“ – Mir fährt's zuerst heiß, dann eiskalt überall hin. Der „Iwan“ ist der Kopf des Postens mit dem Stahlhelm, der sich anscheinend etwas in seinem Postenstand bewegt hatte. Dabei war der Helm, genau auf der Horizontlinie, mir wie ein kriechender Mann erschienen. Ich rufe noch: „Es war nichts, ich habe mich getäuscht!“ – Mir wird's ganz mulmig. Spinne ich? Fast hätte ich einen Kameraden erschossen. Verflucht, kann man sich denn so in der Richtung täuschen? Aber wie lange stehe ich hier eigentlich schon? Ich sollte doch nach zwei Stunden abgelöst werden. Die müssen doch schon längst rum sein.

Stalinorgeln

In das Gerumse rechts von uns mischt sich plötzlich ein bisher noch nie gehörtes, eigenartiges Abschussgeräusch. Es hört sich an wie: „Schuch-sssusch-sssschuch...“, immer in kurzen Abständen, dabei fahren von gar nicht weit halbrechts von uns in ungefähr 1000 bis 1500 m bei jedem „sssusch“ Blitze immer an derselben Stelle auf. Dann auch fast vor uns im Dunkeln: „Schuch-sschuch“ in kurzer Folge. Rechts hinter uns ein fürchterliches Gerumpel, als wenn minutenlang Güterzüge aufeinander polterten. Aha, „Stalinorgeln“. Anscheinend sind sie auf LKW montiert, weil sie immer an etwas anderer Stelle feuern, wie mir scheint. Da ist eine Mordssauerei im Gange. Auch kommt es mir vor, als verschiebe sich der Gefechtslärm als weiter hinter uns. Der Iwan wird doch nicht durchgebrochen sein? Nun feuern drüben schon vier Salvengeschütze, es ist ein Höllenlärm und überall Abschussblitze, man wird ganz irre. Jetzt heißt's aufpassen, jetzt kommt er bestimmt auch bei uns an.

Hellwach spähe ich nach vorn. Da höre ich in der Luft ein erst leises, dann schnell lauter werdendes Rauschen und Fauchen, als wenn ein Schwarm Wildenten einfällt. Ich lasse mich blitzschnell auf den Boden des Loches fallen und versuche, mich ganz klein zu machen. Am liebsten würde ich mich in die Erde einwühlen. Da kracht es im selben Augenblick auch schon, vor mir, neben mir, hinter mir, überall. Das Ohr kann die einzelnen Explosionen nicht mehr unterscheiden, wird fast taub. Da, rotes Feuer sprüht oben an der Brustwehr. Eine Fuhre Erde drückt's auf mich, dass ich jetzt fest im Dreck eingepackt bin. Wann hört das auf? Ich versuche verzweifelt, mich herauszuwühlen. Mein Gewehr – wo ist es? Verflucht, wenn jetzt der Iwan angreift, ist Feierabend. Ich wühle wie ein Irrer in der Erde herum, da ist meine Knarre, Gott sei Dank! Hoch und nachsehen, wie's vorn aussieht. Durch den abziehenden Rauch sehe ich alles wie vorher, – leer. Nur direkt um meinen Postenstand hat sich alles verändert. Die Horizontlinie zerhackt und zerrissen. Meine Brustwehr mit den Hand- und Gewehrgranaten, den Ladestreifen, alles herabgerutscht; ein Erdkegel. Auch der rechte Rand des Loches ist ausgezackt und daneben ausgeworfen. Da ist mindestens eine Rakete genau auf den Rand drauf. Ich wische mein Gewehr vom Dreck frei, probiere, ob das Schloss sich noch bewegen lässt. In Ordnung. Mit den Händen wühle ich den Erdhaufen, der in das Loch gerutscht ist, durch, finde noch eine Stielhandgranate, 2 Eierhandgranaten und zwei Ladestreifen. Alles andere steckt im Dreck. Ich habe keine Zeit, gründlich danach zu suchen. Ich muss aufpassen. Die Unseren werden sicher gleich nach mir suchen, denn die Salve hat bestimmt keinen schlafen lassen. – Aber keine Sau rührt sich. Langsam steigt eine fürchterliche Wut in mir hoch. Hier kannst du verrecken, hier schaut noch nicht mal einer nach dir. Da stellen sie dich ganz vorn hin, sozusagen als Alarmklingel, und dann sieht kein Teufel nach, ob diese Alarmklingel auch noch funktionsfähig ist. Die liegen, in ihre Decken eingewickelt, hinten in ihren Fuchs-

löchern auf'm Sack und pennen. Verfluchte Sauerei! Ich werde denen morgen früh schon was erzählen.

Müde stehe ich an die Brustwehr gelehnt und stiere voraus. Ich schrecke immer wieder hoch, weil mir die Augen zufallen. Bestimmt habe ich manchmal, wenn auch nur für kurze Augenblicke, fest geschlafen, ohne umzufallen. Rechts ist das Gefecht auch eingeschlafen, und nur noch einzelne MG-Feuerstöße hört man. Es kehrt wieder „Ruhe“ ein. Ich friere. Im Osten zeigt sich ein erster, heller Streifen. Das gibt's doch nicht, die haben mich glatt vergessen abzulösen. Gibt's das? Oder ist das Absicht von Linnemann? Na gut, solange es noch dunkel ist, bleibe ich dem Befehl gemäß noch hier. Ich werde schon nicht vom Stängel kippen. Als es aber soweit hell ist, dass man deutlich sieht, packe ich meine Brocken und gehe den Stichgraben zum Hauptgraben durch und stoße genau auf den Leutnant und Linnemann. Sie reißen beide die Augen auf, als sähen sie ein Gespenst, schauen sich an. Dann lege ich los. – Völk klopf mir auf die Schulter, beruhigt mich, fragt nochmal ungläubig, ob ich die ganze Nacht, seit sie mich gestern Abend einwiesen, dort gestanden hätte. „Freilich, und ein Treffer der Stalinorgel hat mich und das Loch, in dem ich war, halb zugeschüttet.“ Da ordnet Völk an, dass ich die nächste Postenrunde nicht zu stehen brauche. Linnemann ist ganz kleinlaut. Das bedeutet, dass ich vier Stunden schlafen kann. Ich schlepe mich in die Sappe, in der ich in der ersten Nacht war und deren Deckungsloch ich so idiotisch vergrößert hatte, und haue mich hin. Der Arsch liegt noch nicht richtig, da schlafe ich schon.

Auf MG-Posten

Irgendwann am Nachmittag muss ich mit Hermännchen auf MG-Posten ziehen. Wir können rechts von uns einen Angriff eigener Truppen (es soll unser Schwesterregiment 948 sein) in einem lichten Gehölz, in dem einzelne Häuser stehen, beobachten. Dort schlagen Granaten ein und Gewehr- und MG-Feuer prasselt nur so. Ab und zu sehen wir einzelne Landser laufen und dann verschwinden sie wieder. 2000 m vor uns breitet sich die flache Ebene des Flugplatzes, zwischen Bahnlinie und Rollbahn, nach Osten aus. Am vorderen Rand des Feldes liegen zerstörte Flugzeuge, darunter ein gesprengter sechsmotoriger „Gigant“. Seine Tragflächen sind abgeknickt. Am linken Rand des Flugfeldes verläuft die Rollbahn, von unserer Stellung leicht bergab, kerzengerade nach Osten. Dann steigt das Gelände links der Rollbahn zu einer Höhe auf, die sich lang in west-östlicher Richtung parallel der Rollbahn zieht. Darauf, in einem lichten Baumbestand, ein einzelnes Haus. Im Tal vor uns zweigt von der Rollbahn im rechten Winkel nach Norden die Straße nach Zbaraz ab. Dort steht ein Straßenwärterhaus. Nach links hinüber wird der Blick durch einen bewaldeten Höhenzug begrenzt.

Einen Schimmel abschießen

Als ich gerade wieder auf's Flugfeld schaue, bewegt sich dort etwas. Richtig, eine Bespannung mit einem Schimmel dabei zieht ein Geschütz mit Protze im Trab quer über den Platz. Wenn das weiße Pferd nicht dabei wäre, hätte ich sie nicht gesehen. Das sind Iwans, die vor unseren rechts angreifenden Truppen ihr Geschütz in Sicherheit bringen wollen. Ich mache Hermännchen drauf aufmerksam. Er sieht zuerst absolut nichts und meint, ich spinne. Es ist auch stark diesig und dämmernd bereits leicht. Außerdem liegt auf dem Flugplatz kein Schnee, und auf der braunen Erde sind die Iwans nicht auszumachen. Dann sieht auch er den Schimmel, zieht seine gezeichnete Entfernungsskizze aus der Tasche, auf der er sich, von dem hinter uns liegenden VB (Vorgeschobener Beobachter) der leichten Infanterie-Geschütz-Batterie, die Entfernung in Metern zu bestimmten Punkten vor uns im Gelände eingezeichnet hat. Vergleicht den jetzigen Standort der Iwans mit seiner Karte, sagt: „Bis zum Gigant sind's genau 2000 m.“ Nimmt das MG 42, entschert, stellt das Visier auf 2000 und beginnt zu feuern. Ich führe den Gurt aus dem Kasten zu. Aber nur ein kurzer Feuerstoß mit 10–15 Schuss gelingt ihm, Ladehemmung. Verdammt, was ist das? „Eine Patrone klemmt!“ – „Mach' Laufwechsel!“ Er haut die Klappe auf, der Lauf rutscht heraus. „Aua, verdammt!“ Er verbrennt sich an dem heißen Lauf die Finger. Eine Hülse steckt im Lauf. Ich versuche verzweifelt, mit dem Seitengewehr die eingeklemmte Hülse heraus zu hebeln. Es geht nicht. Inzwischen hat Hermann einen Ersatzlauf eingelegt, Klappe zu, durchgezogen und feuert wieder ein paar Schuss auf die bereits in Höhe des „Gigant“ fahrende Bespannung. Der Feuerstoß und der Rückschlag des MG hat Hermann zurück gedrückt, als stemme ihm jemand die Faust mit Gewalt von vorn gegen die Schulter.

Aber – wieder Ladehemmung. Gottverfluchte Scheiße, was ist das für ein Gelumpe von Munition. Er macht blitzschnell wieder Laufwechsel. Wieder steckt eine Hülse fest im Lager. Wir haben einen MG-Kasten mit „Eisenhülsen“ erwischt. (Eisenhülsen – die Patronenhülsen waren hier nicht aus Messingblech, sondern aus Rohstoffersparnisgründen aus Eisenblech und gegen Rost grüngrau lackiert. Durch die Hitze beim Feuern bruzzelte der Lack fest. Außerdem rissen die Hülsen der Länge nach auf.) Ich werfe den Kasten weg, öffne einen anderen. Messinghülsen! Gurt eingelegt, durchgezogen, anvisiert und feuern. Und das funktioniert. Aber Hermann trifft den Schimmel nicht. „Lass mich mal!“ Wir wechseln. Ich versuche nun durch leichtes Auf und Ab der MG-Mündung eine Sperre vor das Gespann zu legen und durch Ruhig-auf-der-Stelle-halten zu treffen. Ich stütze mich mit einem Fuß rückwärts an die Erdwand und lege mich mit vollem Gewicht gegen die „Spritze“. Aber der Feuerstoß rüttelt mich durch und drückt mich hoch. Man verliert schon nach den ersten Schüssen das Ziel. Hermann stößt mich ganz aufgeregt vom MG weg, feuert selbst. Im Kreis, kurze Feuerstöße. Dann horizontal hin und her. Trifft so wenig wie ich. Dann bin ich nochmal dran, versuche es auf alle mögliche Arten. Ganz kurze Feuerstöße – langes Dauerfeuer, bis mich die Spritze an die Rückwand rüttelt. Der 300 Schuss-Gurt ist schon fast durch. Vielleicht noch 25–30 Schuss. Hermann versucht es nochmal und mit den letzten Schüssen stürzt der Schimmel und Protze und Geschütz stehen still. – Jessas, 300 Schuss Munition, drei MG-Läufe und einen Haufen Flüche haben wir gebraucht, um ein Pferd zu töten!

Hermann rennt in den Graben zurück und will die LIG⁸-Beobachter auf das stehende Geschütz aufmerksam machen. Und wirklich, kurz danach fauchen in kurzen Abständen, dicht über unsere Köpfe von hinten kommend, Granaten da unten auf das Flugfeld. Schlagen bei dem Geschütz ein und die dritte oder vierte Granate trifft die Protze.

Beschießung russischer Bereitstellungen

Dann wenden sich die Artilleristen wieder ihrem bisherigen Ziel, dem einzel stehenden Haus in dem lichten Baumbestand auf der Höhe, in ca. 2000 m Entfernung halblinks von uns, zu. Dort herum sitzt der Russe nämlich in Schützenlöchern und feuert in die Flanke der rechts von uns bereits weit vorgedrungenen eigenen Truppen hinein. Diese sind mit ihrer Angriffsspitze schon ca. 3500 m rechts voraus in heftige Gefechte verwickelt. Als ich gerade in diese Richtung sehe, vermeine ich, weiter voraus im gelblichrot überzogenen weißlichen Dunst Marschkolonnen und dazwischen LKW oder Panzer zu erkennen. Sie ziehen von Nordosten in südwestliche Richtung. Also unseren Truppen entgegen. Zwischen einem Dorf links ziehen sie in dichten Haufen über eine freie Pläne nach rechts auf ein Waldstück zu. Das muss der Iwan sein. Wenn die Unseren zurückgingen, würden sie doch nicht in so dichten Kolonnen geschlossen marschieren. Außerdem sind die Eigenen noch gar nicht so weit vor. Ich schätze die Entfernung auf gut 5 km.

Ich zeige Hermann meine „Entdeckung“. Aber er sieht beim besten Willen nichts in dem weit entfernten Dunst. Ich prüfe nochmals scharf meine Beobachtung und kann feststellen, dass immer mehr Kolonnen und Fahrzeuge dort gegen das Nachbarregiment im Anmarsch sind. Unzweifelhaft, es sind Russen. Als ich nicht locker lasse, geht er und holt Linnemanns Feldstecher. Ja, jetzt sieht er sie auch! Aber, meint er, es sind die Unseren. Ich bestreite das heftig und meine, er solle doch mal da hinten zu dem VB⁹ gehen, der solle mal durchs Scherenfernrohr sehen. Er geht, und gleich darauf orgeln von hinten hoch in der Luft zwei Granaten in diese Richtung. Ich sehe die Einschläge dort bei einer Kolonne aufspritzen und erst eine Weile danach dringt das dumpfe Krachen der Explosion an mein Ohr. Da löst sich dieser dunkle Kolonnenblock im Nu in nichts auf. Ist einfach nicht mehr zu sehen. Aha, die sind auseinander gelaufen und deshalb sieht man nichts mehr.

Dann kommt Hermann wieder zurück und sagt, dass es tatsächlich der Iwan sei. Der Offizier auf dem VB habe mit einem VB des Regiments 948 Verbindung aufgenommen und von diesem bestätigt bekommen, dass starke feindliche Kräfte im Anmarsch seien. Daraufhin habe er sofort zwei Geschütze seiner Batterie dorthin feuern lassen.

⁸ „LIG“ heißt „Leichtes Infanterie-Geschütz“.

⁹ „VB“ heißt „vorgeschobener Beobachter“.

In fast gleichmäßigen Abständen fauchen immer noch Granaten über uns weg zum Gegner. Aber jetzt ist dort nichts mehr zu sehen vor lauter Rauch und Staub. Die Vorstellung ist beendet. Nur Hermann will es einfach nicht glauben, dass ich das mit bloßem Auge gesehen habe.

Russische Schlachtfieger über der Stellung

Bei Anbruch der Dunkelheit wird wieder erhöhte Alarmbereitschaft befohlen, nach ca. 2 Stunden aber wieder aufgehoben. Wir können immer abwechselnd eine Stunde schlafen und müssen dann eine Stunde Wache stehen. Die Nacht verläuft in unserem Abschnitt relativ ruhig. Am nächsten Morgen stehen wir zusammen im unteren Teil des Grabens, Leutnant Völk, Uffz. Linnemann, Koch und Schmitt, Feldwebel Kieeck, der Kompanietruppführer, und einige von unserem Zug, als von Nordosten her wieder die russ. Schlachtfieger angebrummt kommen. Schon am Motorengeräusch hört man, dass sie schwer geladen haben.

Sie kommen genau auf unseren Graben zu, fliegen ca. 700–800 m hoch. Aber da ist noch anderes Motorengeräusch dabei. Einmal hoch aufjaulend, dann wieder pfeifend herabstürzen. Als ich genau hinsehe erkenne ich, hoch über dem Verband kreisend und Schleifen fliegend, russ. Jäger mit roter Propeller-Nase, von uns sofort „Rotschnauzen“ genannt. Also Jagdschutz. Deshalb ist auch kein eigenes Jagdflugzeug zu sehen. Die russischen Jagdflugzeuge haben etwas Ähnlichkeit mit der englischen „Spitfire“. Sie sind sehr schnell und sehr wendig. Die Schlachtflugzeuge überfliegen uns jeden Morgen, fast auf die Minute pünktlich, fliegen eine große Schleife nach Südwest und greifen dann rückwärts der Stadt die Brücke über den Fluss und die Nachschubstraße und Fahrzeuge der Trosse an.

Noch sind sie vor uns. Der Leutnant fordert uns auf, gemäß Kompaniebefehl auf die Maschinen zu feuern. Ich suche mir hastig meine Ladestreifen mit Stahlkern-Munition, die ich mir noch in Kruszina eingesteckt habe, drücke sie in die Kammer, stelle das Visier, gebe Vorhalte und feuere, während die Flugzeuge über uns sind, mehrere Schüsse auf eine der in vorderster Kette fliegenden Maschinen. Auch die anderen ballern z. T. mit Leuchtspurmunition. Man sieht deutlich, wie die Geschosse an den Tragflächen funkenstiebend in ganz anderem Winkel abprallen. Der Leutnant hat sogar einem Grenadier ein MG auf die Schulter gelegt, der es an der Gabelstütze versucht, so gut es geht, festzuhalten. Ratternde Feuerstöße prasseln wie Schloßen an den gepanzerten Unterseiten der stur weiterfliegenden Iwans ab. Die reagieren überhaupt nicht. Das alles hat sich natürlich in ein paar Sekunden ereignet.

Feindlicher Schütze

Der Leutnant ballert mit einem Karabiner noch auf die letzte Kette, als dicht bei ihm der Dreck von einem Schuss aufspritzt. Das waren doch nicht die Flugzeuge? Verdammt, der Schuss kam doch von halblink vorn. Wir alle waren im „Eifer des Gefechtes“ mit unseren Köpfen, Armen und Waffen natürlich über die Deckung des Grabens geraten. Verdammt, wo sitzt denn dieser gefährlich nahe Schütze? Große Aufregung. Da, nochmals spritzt der Dreck dicht vor uns auf. Das kommt doch aus dem Straßenwärterhaus an der Straßengabelung nach Zbaraz. Zum Teufel, warte nur, du hinterhältiger Iwan. Sitzt der doch ca. 300 m vor unserer Stellung im Niemandsland und knallt uns fast unseren Leutnant ab. Der steckt bestimmt in dem Haus, an dem oben eine kleine Luke ist, schon seit der letzten Nacht. Denn über Tag kann dort kein Russe hin, ohne dass er von unserer Stellung aus gesehen werden kann. Alle reißen wütend ihre Knarren hoch und knallen auf das Haus. Auch ich nehme Visier 300 und ziele auf die kleine Öffnung im Giebel. Einmal staubt der Putz. Das zweite und dritte Mal sehe ich keinen Einschlag. Jemand ruft: „Leuchtspur ins Dach, dann wird's ihm warm!“ Sogar mit einem MG ballern sie jetzt auf das Häuschen.

Deutlich sieht man die Phosphor-Geschosse im Strohdach verschwinden. Aber nichts tut sich. Erst eine ganze Weile später, als wir von dem Schauspiel, das ich anschließend schildere, zurückkommen, fängt das Dach des Hauses zu qualmen an, nachdem der Kompanietrupp-Führer, vom Stand des SMG¹⁰ aus, mehrere Leuchtspurgeschosse hineingefeuert hat.

Russischer Schlachtfiegerangriff auf die Stadt

Während dieses Vorfalls drang von rückwärts dumpf rumpelndes Krachen an unsere Ohren. Ich laufe den Graben hoch bis zu dem VB, dem höchsten Punkt unserer Stellung, von dem man auch weit nach rückwärts sehen kann. In ca. 3000–4000 m Entfernung hängen dicke, schwarzbraune

¹⁰ „SMG“ heißt „Schweres Maschinengewehr“ (auf Lafette).

Rauchwolken über den Häusern eines Dorfes. Gerade setzt die letzte Dreier-Kette der Schlachtflieger zum Sturzflug an. Nacheinander stürzen sie im steilen Winkel herunter, und aus ihren Tragflächen zucken die gelben Mündungsblitze ihrer schweren Bordkanonen. Erst eine Weile später hört man das Ballern der Abschüsse und, wie das Echo darauf, im Doppelschlag die Einschlag-Explosionen.

Als sie sich gerade abfangen, im Horizontal-Flug an der tiefsten Stelle ihrer Schleife sind, fallen aus den Maschinen, wie mit der Schaufel heraus geschippt, unzählige kleinere Bomben, als wenn man eine Kiste Kohlen auskippt. Ein breiter Rauchpilz steigt hoch. Die zweite und dritte Maschine dicht dahinter, ebenfalls jede eine Ladung Bomben auskippend. Neue Rauchpilze, eine ganze Rauchwand ist das jetzt. Dann bis zu uns her die Luft pressend, ein rollendes, erschütterndes, anhaltendes, polterndes Krachen, wie schwerer Gewitterdonner. Aus dem Rauch und Dunst sieht man, wie die Flugzeuge wieder hochziehen und in die Richtung Osten sich sammelnd abfliegen, von den Explosions-Wölkchen unserer leichten Flak begleitet.

Auch schon beim Anflug von Süden her hat leichte Flak wütend nach ihnen geknallt, aber stur und ohne auch nur den dicht bei ihnen liegenden Explosionswolken im geringsten auszuweichen, folgen die Piloten unbeirrt ihren Angriff. Jemand von den Artillerie-Beobachtern steht bei uns und kommentiert das, was wir sehen. Jeden Morgen, fast um dieselbe Zeit, greifen sie Zagrobela, das ist das Dorf auf der Anhöhe jenseits des Sereth, des Flusses, und die Brücke über diesen, über die die Rollbahn nach Tarnopol, der Stadt hinter uns, führt, an. Trosse und Nachschub-Kolonnen hätten sehr unter diesen Luftangriffen zu leiden. Auch die Artillerie, die jenseits des Sereth steht, bekäme oftmals ihren Teil ab.



Zeichnung 2 von Edgar Scheuermann: „Russ. Schlachtflieger greifen Zagrobela an“.

Ich gehe wieder zurück, um nachzusehen, ob es inzwischen gelungen ist, das Häuschen an der Straße nach Zbaraz in Brand zu schießen und den frechen Iwan auszuräuchern. Gerade quillt aus dem Strohdach der Hütte Rauch, und im Nu steht die ganze Bude in Flammen. Alles jubelt. Ich warte aber, bis dort einer raus rennt. Aber nichts rührt sich. Der Qualm zieht flach über die Erde nach unserer linken Stellungshälfte hin, jenseits der Rollbahn, in der unser zweiter und dritter Zug liegen.

Me 109

Dann kommen im Tiefstflug von hinten Me 109 mit Bomben unter den Rümpfen und Tragflächen über uns hinweggebraust. Deutlich sehe ich in einer Maschine den Piloten, der uns zuwinkt, und

wir winken ihm zurück. Sie rasen tief über der Erde zum Iwan rüber, ziehen steil hoch und lassen dabei Bomben fallen. Da setzt auch schon wieder schlagartig ein massiges Flak-Sperrfeuer der Russen ein. Sie drehen, jetzt schon weit entfernt, eine Schleife und setzen zum Sturzflug durch ganze Reihen von Sprengwölkchen und Leuchtspurketten an. Man hört das Knattern ihrer MG und das dunklere Ballern ihrer Bordkanonen. Da, da hat es eine Messerschmidt erwischt! Sie qualmt, zieht mit eigenartig aufheulemdem Motor in leicht geneigtem Geradeausflug einen großen Bogen gegen die Stadt zu, eine dicke, schwarze Rauchfahne hinter sich lassend. Der Motor stottert, setzt ganz aus. Sie rast rauschend schräg auf die Erde zu, entschwindet unserem Blick hinter der Höhe, an deren Osthang unsere Stellung liegt. Kommt dann ganz plötzlich sehr dicht über dem Boden hinter der Anhöhe hervor, saust zischend und qualmend dicht über den Graben unserer beiden Züge und schlägt 40 m vor der Stellung krachend auf den Boden. Ein Feuerball, ein Knall, dann brennt der Rest der Maschine aus. Der Pilot muss noch drin sein, denn kein Fallschirm hat sich von ihr gelöst.

Unten an der Straßengabel brennt und qualmt immer noch das Haus. Auch noch in der Nacht beleuchtet der flackernde Feuerschein des Brandes das Gelände im Tal. Wenn ich mich recht entsinne, hieß es an diesem Tag um die Mittagszeit, wer schreiben wolle, solle das schnell tun, denn es ginge gleich Post ab. Ich schrieb nach Hause an meine Eltern eine offene Karte, in der ich sogar erwähnte, dass wir hier vor Tarnopol lägen. Diese Karte kam auch zu Hause an, ohne dass der Ortsname von der Zensur gestrichen war.

Essen fassen

Spät in der Nacht musste ich mit anderen zum Essenfassen. Je zwei Mann einer Gruppe sammelten die Kochgeschirre ein und dann ging's den Graben durch, die Rollbahn zurück bis rechts rein in eine Art Steinbruch oder flache Mulde. Dort stand unsere Feldküche. Am dunklen Horizont flackerten ab und zu Abschuss- und Einschlagblitze auf. Unruhig war die Nacht. Hoch über uns zogen einzelne Granaten rauschend und pfeifend hinüber oder auch vom Feind herüber. Dumpfe, kurze Abschüsse und krachende Einschläge rückwärts in der Stadt. Tag und Nacht belegte der Iwan die Stadt mit Störfeuer, das ab und zu zum heftigen Feuerüberfall, vor allem in den frühen Abendstunden, answoll. Nach Norden zu stiegen einzelne Leuchtkugeln hoch. Über der Stadt war Feuerschein von einzelnen Bränden.

Der Fourier¹¹ teilt für die einzelnen Gruppen noch kalte Verpflegung aus; Kommissbrot, Wurst, Margarine, Marmelade und Zigaretten. Vollbepackt machen wir uns wieder auf den Rückweg, die Kochgeschirre mit den Henkeln ineinander gehängt, hat man so in jeder Hand 4 Stück.

Ehrhard Schultheis aus Diedelkopf bei Kusel und einige andere aus dem zweiten Zug, mit denen ich in Kruscina auf einer Bude lag, treffe ich dabei und jeder fragt oder hat irgendwelche Neuigkeiten bekannt zu geben. In der Stellung werden die Kochgeschirre und die Verpflegung an die Leute verteilt. Es ist schon wieder erhöhte Alarmbereitschaft angeordnet, und so steht man im Graben und verschlingt das halb kalt gewordene, gute Essen hinunter, verstaut die zugeteilte Verpflegung im Brotbeutel oder auch das, was man noch davon übrig lässt. Morgens kocht die Feldküche noch Kaffee, und da hat man doch gern noch ein Stück Brot dazu.

Da fällt mir gerade ein, dass ich bereits am ersten Tag in Stellung, also am 12. März, während des Granatwerfer-Feuers, vor lauter Kohldampf meine „Eiserne Ration“ (200 g Fleischbüchse mit erstklassigem Schweinefleisch und den Beutel mit Feldzwieback dazu) vollständig aufgegessen hatte. Wenn es mal einen Apell mit „Eisernen Rationen“ geben wird, sage ich einfach, die wäre mir verloren gegangen.

Unter Schlachtflieger-Beschuss

Nach einiger Zeit wird die Alarmbereitschaft wieder aufgehoben. Wir stehen wieder eine Stunde Wache, und eine Stunde schlafen wir. Diese Nacht bin ich wieder in dem Fuchsloch, das ich am 12. März so schön blödsinnig ausgebaut habe. Jetzt ist die Höhle bequem zum Schlafen und warm ist's auch unter der Erde. Es bleibt auch diese Nacht in unserem Abschnitt ruhig, obwohl rechts voraus, dort, wo unsere Schwesterregiment angreift, die ganze Nacht durch heftige Feuergefechte mit Handgranaten-Detonationen zu hören sind. Das ist jetzt aber schon 6–7 km weit weg.

¹¹ „Fourier“ ist ein Ausdruck für Versorgungs-Unteroffizier.

Bei Tagesanbruch habe ich die erste Tagwache, also zwei Stunden Wache schieben. Dann löst mich der andere ab. Ich krieche in die warme Erdhöhle, ziehe die Zeltbahn dicht und schlafe augenblicklich fest ein.

Wie lange ich so geschlafen habe, kann ich nicht sagen. Auf jeden Fall fahre ich zu Tode erschrocken hoch, als draußen ein ohrenbetäubendes Krachen und anschwellendes, lautes Motorengerbrumm tobt. Schnellfeuerkanonen ballern, schnell folgender Doppelschlag der Granatexplosionen. Im ersten Augenblick schießt mir der Gedanke durch den Kopf, der Iwan überrolle unseren Graben mit Panzern. Schnell raus und nichts wie weg. Ich fahre unter der Plane heraus wie der Fuchs aus dem Bau und nehme nur noch einen in der Luft über mich hinweg huschenden, breiten Schatten wahr und sehe vor mir aus der Luft herab eine Bombe schon ganz nah, direkt auf mich zu, in den Stichgraben fallen. Vor Schreck fahre ich mit einem Hechtsprung in den „Bau“ zurück, jeden Moment die Explosion erwartend. Ich vergrabe den Kopf tief in meine Arme, um mich unwillkürlich zu schützen.

Aber es kracht nicht, und draußen ist es plötzlich wieder ganz ruhig. Zögernd krieche ich nach einer Weile heraus, um nachzusehen, warum das Ding nicht explodiert ist. Da finde ich 2 m vor meinem Unterschlupf eine ca. 30 cm lange Messingkartusche mit einem Gurtglied in der Mitte. Mindestens 2,5 cm ist das Kaliber des Geschosses, das daraus abgefeuert wurde. Also war der Schatten, der so tief über mich huschte, eine russ. Jak 2, ein Schlachtflieger gewesen. Hatte er unsere Stellung angegriffen? Ich laufe zum Hauptgraben, treffe auf einige unserer Leute und höre, dass sie befehlsgemäß auf die darüber fliegenden Schlachtflugzeuge, die wieder auf ihrer allmorgendlichen Angriffsroute flogen, mit MG und Karabinern geschossen hatten, als plötzlich eine Maschine der hinteren Kette ausscherte, eine große Schleife nach Osten flog und dann überraschend von Norden her im Tiefangriff mit ihren Bordkanonen die Stellung entlang rotzte. Alles sei in volle Deckung gespritzt und allem Anschein nach war niemand etwas passiert. Aber ihren Gesichtern sah man deutlich die Überraschung und den Schrecken an. Das kommt noch soweit, wenn wir sie jedes Mal mit unseren Kugelspritzen ärgern, dass sie eines Morgens ihre „Kohlen“ über unserem Graben ausschippen. Dann gibt's aber Kleinholz!

Zur Erholung werden Zigaretten angesteckt. Alles qualmt. Das ist doch allen ganz schön in die Knochen gefahren. Von weitem, wenn man so einem Luftangriff zusieht, ist das alles ja ganz interessant. Aber wenn's einem selbst an die Haut geht, sieht halt alles ganz anders aus. Wenn unsere Flak keinen von den Vögeln herunter holt, dann wir mit unseren Gewehren erst recht nicht. Aber durch den Angriff der einen Maschine haben sie uns gezeigt, dass es ihnen lästig war, von uns immer gekitzelt zu werden. Damit dämpften sie denn auch unseren „Feuereifer“. Denn es verspürte keiner mehr Lust dazu, nochmals auf diese Biester zu schießen.

Eigener Angriff in Zugstärke

Um die Mittagszeit herum heißt es plötzlich und überhastet, der ganze erste Zug fertig machen und vorn am Grabeneingang an der Rollbahn sammeln. Wir holen eilends unsere Sachen zusammen und zwingen uns durch den engen, gewundenen Graben nach vorn. Dort müssen wir noch zusätzliches Gerät, MG-Ersatzläufe und MG-Munition aus dem lausigen Unterstand aufnehmen. Wir tappen dabei im Dustern auf herumliegende Brandflaschen aus Glas, so dass diese splitternd zerbrechen. Der von der auslaufenden Flüssigkeit hochsteigende, scharf riechende Dunst jagt uns alle schnellstens wieder aus dem Loch. Allen tränen die Augen. Das waren sogenannte „Molotow-Cocktail“, zur Bekämpfung von Panzern.

Da stehen inzwischen auf der Rollbahn drei Sturmgeschütze. Jemand brüllt Kommandos: „Alles aufsitzen!“ Je eine Gruppe auf ein Sturmgeschütz. Durcheinander, Geschubse, Rufen, Hin- und Herlaufen. Dann helfen sie sich gegenseitig mit ihrem Gelumpe auf die Eisenkästen. Das kann ja lustig werden, wenn die die fast 400 m durch Feindeinsicht wie die Trauben auf den Sturmgeschützen durchfahren müssen und der Iwan sie mit seinem eingebauten Panzer oder seinen MG unter Feuer nimmt. Das schmeckt mir zu sehr nach Heldentod, und ich drücke mich ein Stück rückwärts in den Graben. Wenn die weg sind, laufe ich dann nach. Einen einzelnen, laufenden Menschen zu treffen dürfte doch schwieriger sein, als einen Klotz von Sturmgeschütz mit einer Traube von neun Landsern oben drauf.

Die Motore heulen auf, und klirrend, mit den Ketten rasselnd, dass die Erde dröhnt, fahren die drei Kolosse mit ihrer Fracht die Rollbahn runter. Und da geht das Geknalle auch schon los. Aber die

Sprenggranaten des Iwan-Panzers liegen zum Glück ungenau. Dann renne ich mit allem Gelumpe bepackt, den Karabiner in der rechten, einen Kasten MG-Munition in der linken Hand, in dem breiten Straßengraben der Rollbahn den leicht abfallenden Hang hinunter, hinter den Sturmgeschützen her. Lange Schritte muss ich beim Laufen machen, denn die Pioniere haben die die Rollbahn bisher sperrenden T-Minen (T-Minen sind Teller-Minen) zur Durchfahrt der Geschütze alle in den Straßengraben gelegt. Wie ein Seiltänzer muss ich bei meinem hastigen Lauf zwischen den oft dicht beieinander liegenden Minen hindurch balancieren. Im Laufen sehe ich oben auf der Böschung das Bündel des toten Iwans liegen, kaum noch zu erkennen. Dann auf der Rollbahn die Panzerleiche 2. Es stinkt fürchterlich, als ich an dem zerrissenen ausgebrannten Kasten vorbeilaufe. Weiter unten die Panzerleiche 3. Dieser Kasten muss vollständig in die Luft geflogen sein. Nur noch ein paar verbogene Stahlteile auf der Straße. Große Trümmerteile liegen im Umkreis verstreut. Der Geschützturm mit der Kanone umgekehrt, ungefähr acht Meter weg auf dem Acker, dass man die Öffnung mit dem Drehkranz sehen kann. Davor im Graben ein Leinenschuh mit einem Fuß darin. Zwei Meter weiter eine menschliche Wirbelsäule mit den Rippen dran und schwarzverbranntem Fleisch drum. Ungefähr 80–90 cm lang. Allerhand Gerümpel, über das ich wie ein Hürdenläufer drüberspringen muss. Dann über der Rollbahn drüben das ausgebrannte Straßenwärterhaus mit verkohlten Holztrümmern. Nur der Teil, der aus Steinen gemauert ist, steht noch. Die Abzweigung nach Zbaraz. Noch knapp hundert Meter, da halten die Sturmgeschütze. Im selben Moment bin auch schon bei dem letzten angekommen. Linnemann hat mich schon erspäht und fängt lautstark zu schimpfen an. Worte wie „Drückebergerei“ und „immer dieselben“ fallen, und er regt sich so auf, dass er eine ganz rote Birne bekommt. Ich sage gar nichts und lass' ihn einfach toben. Das meiste geht sowieso im Gebrumm des im Leerlauf tuckernden Motors unter. Ich werfe meinen MG-Kasten auf das Ungetüm und ziehe mich unter großer Anstrengung und Mithilfe der anderen hinauf. Verdammt eng ist es hier über dem Motor des Kastens, aber schön warm. Halb aufeinander hocken wir hier nun mit acht Mann und dem Uffz. Jetzt feuert das erste Geschütz einen Schuss auf die Höhe halblinks voraus, dorthin, wo das einzelne Haus zwischen den Bäumen steht. Dort laufen jetzt welche zurück. Iwans. Unser MG auf dem erhöhten Vorderteil des Geschützes im Anschlag, feuert Hermann einen kurzen Feuerstoß dorthin. Wie vom Erdboden verschluckt sind die Iwans blitzschnell verschwunden. Da heulen die Motoren überlaut auf und ruckend rollen die Kästen an. Sie fahren volle Pulle, und man muss sich irgendwo festklammern, um nicht heruntergeschüttelt zu werden. Kugeln pfeifen über unsere Köpfe weg. Die müssen schon verdammt nah' hergehen, wenn man sie in dem Lärm hört. Nach ca. 500 Meter halten die Eisenkästen an. Alles absitzen! Wir rutschen von dem ungemütlichen Platz herunter, helfen den anderen, nehmen MG und Munition ab, rennen dann im Rudel links die Höhe hoch. Die Sturmgeschütze fahren wieder an und rollen weiter nach Osten die Rollbahn entlang. Wir hasten keuchend unter der Last des Gepäcks, das wir schleppen müssen, schräg ansteigend die Höhe hinauf. Über uns ein vielstimmiges Gezwitscher von Infanteriegeschossen. Nun sind wir schon auf der Wölbung des Höhenrückens und sehen halbrechts vor uns das Haus, dessen Strohdach von Granaten bö's' zerrupft ist. Der ganze Boden ist hier übersät mit Sprengtrichtern.

Nun müssen wir uns schon hinwerfen und auf allen Vieren weiterkriechen, denn aus einem Dorf und rechts davon, aus einem Wald ca. 1000 Meter vor uns, pfeffert der Gegner aus allen Rohren nach uns. Gerade, als ich an einem russ. Schützenloch vorbeirenne, in dem nach vorn gebeugt ein toter Iwan sitzt, sein Gewehr vor sich auf einem Erdhaufen, rauscht es kurz von oben steil herab. Ich werfe mich schnell in eine Mulde, da kracht es auch schon 10–15 Meter rechts von mir, dass mir die Erdbrocken auf Helm und Rücken prasseln und jaulende Splitter um die Ohren sausen. Jetzt mischen auch noch Granatwerfer mit. Etwas zurück stehen mehrere ausgebrannte Tankfahrzeuge, wahrscheinlich zum Flugplatz unten gehörend. In denen veranstalten die Splitter ein höllisches Geprassel. Ich versuche, auf dem Bauche weiter vorzukriechen. Die beiden Leinensäcke rutschen mir ins Genick, und der Spaten, den ich wegen des zu erwartenden Nahkampfes quer ins Koppel gesteckt hatte, rammt sich in der fetten Erde fest. Den MG-Kasten schleudere ich zwei Meter vor mich, will aufspringen, schaffe es aber atemringend nicht. Ich muss mich auf den Knien aufrichten und mich dann mit Hilfe meines Karabiners hochstemmen. Renne vorwärts, lese den Kasten wieder auf, springe zwei, drei Schritt' und muss mich vor der nächsten aus der Höhe anrauschenden Granate in volle Deckung plumpsen lassen. Diesmal geht's ein paar Meter hinter uns.

Rauch zieht über mich. Ich rutsche rechts rüber in einen kleinen Granattrichter, stelle den Muni-Kasten als Deckung rechts von mir auf den erhöhten Trichterrand, verschnaufe etwas und bringe dann meine Knarre in Anschlag. Auf die Häuser des rechts vor uns liegenden Dorfes ballere ich einen ganzen Rahmen leer. Ich nehme mir dabei die kleinen Fenster dort aufs Korn, aus denen ich schon einige Male Mündungsfeuer blitzen sah. Dann suche ich mir einen Rahmen Leuchtspur-Munition aus den Patronentaschen und visiere die Strohdächer der Hütten am Dorfrand an. Es gelingt mir, auch eins in Brand zu schießen. Dicke Rauchschwaden ziehen daraus nach Nordwesten, dann schlagen auch helle Flammen heraus, und in Nullkommanix brennt die Bude lichterloh. Auch unser MG feuert von der Hausecke kurze Feuerstöße hinüber ins Dorf. Andere nehmen den Waldrand unter Feuer.

Explosivgeschosse

Zwischen dem Geknalle höre ich ab und zu kleine, helle Explosionen hinter uns in den Bäumen bei dem Haus. Bis ich sehe, wie ein kleiner Ast von so einer Explosion abgerissen wird, da wird mir klar, dass die Sauhunde Explosivgeschosse verwenden. Wenn dich ein solches Geschoss nur an der Schulter trifft und dabei explodiert, reißt es dir den ganzen Arm ab. Saudinger sind das!

Stellungswechsel

Inzwischen haben wir die Iwans durch unser Feuer etwas gedämpft, nur die Granatwerfer werden ungemütlich. Immer wieder schlagen Granaten nach kurzen, zischendem Rauschen ganz in unserer Nähe ein. Wir liegen hier auch alle ziemlich gefährlich dicht beieinander. Der ganze erste Zug fast auf einem Haufen hier um das zerfledderte Haus zwischen den kahlen Bäumen. Teils ist die schwarze Erde blank, teils liegen aber auch noch große Schneeflecken hier. Da heißt es auch schon: „3. Gruppe einzeln zurückerarbeiten und im Bogen in Deckung links vom Haus rüber!“ Ich packe den MG-Kasten und meine Knarre, springe auf und renne zurück. Gehe den Hang ein Stück herunter. Linnemann und die anderen kommen auch einzeln herunter. Von unten, von der Rollbahn her, kommt uns unser Chef, Oln. Ruß, mit feldgrauem Gummimantel, den Stahlhelm ulkig auf seinem fetten Schweinskopf, die MPI umgehängt mit einer Ordonanz entgegen. Er ruft uns irgendetwas zu, von dem mir nur noch: „Keine Querbewegungen, keine Querbewegungen!“ im Gedächtnis ist. Dann wettet er mächtig los, als er den Gefreiten Niesel oben auf der Horizontlinie querlaufen sieht. „Sehr euch diesen Idioten an, das will ein alter Soldat sein, abknallen werden ihn die Iwans wie einen Hasen!“ Er wettet weiter über dies und das. „Immer schön die Rübe runter, Jungs!“ Wir laufen einige Meter in der Deckung des Hanges quer nach links, biegen dann scharf rechts ab und stapfen die Höhe wieder hinauf. Zuerst kann man noch aufrecht gehen, dann nur noch gebückt und ganz oben auf dem flachen Rücken der Höhe nur noch, wie ein Wurm auf dem Bauche liegend, kriechen. Wieder diese Plackerei mit dem ganzen Gelumpe. Nach ein paar Metern Robben bin ich außer Atem und schweißnass. Mehrmals werfe ich den Muni.-Kasten vor mir her und krieche dann zu ihm hin und schleudere ihn wieder etwas voraus. Als ich ein paar Meter vor mir ein russ. Schützenloch, neben dem zwei gefallene Iwans liegen, sehe, vergesse ich alle Vorsicht, lasse das Gelumpe einfach liegen, springe auf und renne stolpernd zu dem Schützenloch und lasse mich hineinplumpsen. Pfeifend sind dabei Infanterie-Geschosse an mir vorbeigesurrt. Sie haben mich drüben also gesehen. Im ersten Moment muss ich mich verschnauften und etwas erholen. Ich bin patschnass geschwitzt von der Schinderei. Da spritzt Dreck rechts von mir auf. Die wissen also genau, wo ich sitze.

Stumme Nachbarn am Schützenloch

Ich sehe mir das Dreckloch mal genau an. Es ist nicht sehr tief und mit Stroh ausgefüllt. Eine erdbraune russische Woldecke liegt darin. Ich werfe sie mit spitzen Fingern hinter das Schützenloch. Dann betrachte ich mir die beiden, dicht neben dem Schützenloch liegenden Gefallenen. Der vordere, ein rundgesichtiger Mann Anfang zwanzig, mit schwarzen Augenbrauen und offenstehenden, glasigen, schwarzen Augen, hat keine sichtbaren Wunden. Um den Hals hat er an einer Schnur ein Paar Pelz-Fausthandschuhe hängen, wie wir sie als Kinder trugen. Das Gewehr liegt zwischen seinen Armen parallel zu seinem leicht gekrümmten Körper. Er liegt auf der Seite, mit dem Gesicht armlang von mir entfernt, als schlafe er mit offenen Augen. Unangenehm wird mir nur, als ich feststelle, dass er, wenn ich mich in dem geräumigen, flachen Schützenloch bewege, mich dauernd anzuschauen scheint. Der zweite Tote liegt mit dem Rücken zu mir fest an dem ersten. Ich sehe sein Gesicht nicht. Beide haben Pelzkappen mit Ohrenklappen dran auf bzw. liegen neben ihren

Köpfen. Der erste trägt eine verwaschene Steppjacke, der zweite einen langen, erdbraunen Militärmantel.



Zeichnung 3 von Edgar Scheuermann: „Meine stummen Nachbarn“.

Rechts an ihnen vorbei sehe ich in 70–80 m Entfernung das Haus. Links davon 1 km weiter das Dorf und rechts noch ein Stück des Waldes am Horizont. Voraus sehe ich 250 m, denn das russ. Schützenloch ist für uns Hinterhang-Stellung. Rechts von mir liegen in gewissen Abständen die Leute meiner Gruppe mit dem MG zum Haus hin in Löchern. Dort drüben hinter dem Haus, wo wir beim Angriff zuerst waren, fahren immer noch Einschläge von Granatwerfern hoch. Es beginnt zu dämmern. Ich hatte noch drei- oder viermal hinüber zu den ersten Häusern des Dorfes gefeuert. Dort blitzen ununterbrochen die Mündungsfeuer fortlaufend bis zum Waldrand.

Verluste

Dann kommt ein Melder vom Haus geduckt im Bogen zu uns hergelaufen. Er wirft sich zu Uffz. Linnemann ins Schützenloch, und wie ein Lauffeuer verbreitet sich von Schütze zu Schütze die Hiobsbotschaft, dass es Lt. Völk schwer erwischt habe. Ein Granateinschlag! Splitter in beiden Beinen. Großer Blutverlust. Unsere Sani und Uffz. Koch, der beim Einschlag neben dem Lt. gelegen habe, haben ihn verbunden. Als sie Völk versorgt hatten und zwei Mann ihn zurücktrugen, habe Uffz. Koch zum Sani gesagt: „So, jetzt komm‘ ich dran“, und hat ihm seine rechte Hand hingehalten, die saumäßig geblutet habe. Die beiden ersten Glieder des Zeigefingers seiner rechten Hand hatte er schon bei einem früheren Fronteinsatz verloren, sodass er beim Schießen in Kruscina immer mit dem Mittelfinger den Abzug seiner Waffe betätigen musste. Jetzt habe ihm ein Splitter der gleichen Granate, die Lt. Völk verwundete, die beiden Glieder eben dieses Mittelfingers abgerissen. Das sind die ersten Verwundeten unseres Zuges, denn wie es bei unserer Kompanie hinten, 1,5 km zurück, aussieht, wissen wir nicht.

Frontlücke

Ich komme mir, wenn ich rundum sehe, recht verloren hier vor. Denn links von mir, soweit ich auf dem langgestreckten Höhenrücken sehen kann, ist kein Mensch weit und breit. Mir scheint, dass hier eine Lücke von 1,5 km bis rauf zu unserer Kompanie besteht, in der sich kein deutscher Landsers befindet. 200 m rückwärts unten am Hang verläuft die Rollbahn von West nach Ost parallel [zu] unserer Stellung. Dahinter liegt der Flugplatz.

Alarmbereitschaft

Inzwischen ist es fast dunkel geworden, und ich krieche aus meiner Deckung heraus die paar Meter zurück zu dem MG-Kasten und den beiden Leinenbeuteln mit den Gewehrgranaten, die ich beim Herankriechen dort liegen ließ. Den MG-Kasten muss ich rüber zu Hermann ans MG bringen, ebenso den Ersatzlauf, den ich auf dem Rücken hängen habe. Die beiden Beutel trage ich in mein Erdloch. Es wird durchgesagt: „Erhöhte Alarmbereitschaft – keiner darf schlafen, man erwarte einen feindlichen Gegenstoß.“

Gang zum Flugplatz

Später kommt Linnemann ausgerechnet zu mir und fordert mich auf, ihn bei einem Gang hinunter zum Flugplatz zu begleiten. Dort liege in einem Unterstand Munition für die Leuchtpistolen. Der Verbrauch an Leuchtmunition sei sehr hoch, da man alle Augenblicke das Vorfeld beleuchten müsse, damit der Iwan sich nicht ungesehen und überraschend über uns hermache. Wir hätten rechts und links keinen Anschluss und müssten deshalb höllisch aufpassen, dass wir nicht umgangen würden. Wir stapfen hangabwärts gegen die Rollbahn zu. Es ist mondhell, und man kann gut sehen. Unterwegs erzählt er mir ununterbrochen von diesem und jenem. Auch, dass ich zum EK 2 vorgeschlagen sei. Als ich ungläubig zurückfrage, wieso ich und warum, erklärt er, weil ich damals die ganze Nacht unabgelöst Alarmposten gestanden hätte und weil wir die russische Geschützbespannung zusammengeschossen hätten und wegen den russ. Marschkolonnen, die durch unsere Aufmerksamkeit durch Artilleriefeuer hätten zersprengt werden können. Auch Hermännchen und Weilacher seien vorgeschlagen.



Zeichnungen 4 und 5 von Edgar Scheuermann: „Der Gigant“. – „Unterstände auf dem Flugplatz“.

Wir gehen ein Stück die Rollbahn zurück, entlang dem teilweise zerstörten oder umgeworfenen Schneeschutzzaun. Dann biegen wir auf das brettebene Flugfeld herunter. Kein Mensch weit und breit. Weiter unten, dort wo der „Gigant“ und andere Flugzeugtrümmer liegen, sehe ich auch die zerstörte Geschützprotze mit den zwei toten Pferden. Der Schimmel liegt dabei. Nun gehen wir am Rande des Platzes in Gegenrichtung wieder zurück an einer Reihe Erdbunker vorbei, die mit ihren

leeren, schwarzen Fenster- und Türöffnungen tot und doch unheimlich wirken. Ich lege den Sicherungsflügel herum, halte den Karabiner im Hüftanschlag und beobachte alles scharf. Nichts regt sich. Linnemann flüstert mir heiser, aufgeregt zu, ja vorsichtig zu sein. Er geht ein paar Schritte hinter mir, die MPi auch entschert im Anschlag, halb geduckt. Dann gibt er mir zu verstehen, dass der nächste Bunker der gesuchte sein müsse. Ich pirsche mich vorsichtig heran. Hoch über uns in der Luft heulen und pfeifen ab und zu Granaten nach hinten. Weit weg hört man dumpf die Explosionen. Von der Seite schleiche ich mich zur Tür, die einen Spalt offen steht. Linnemann sichert von der anderen Seite mit der MPi. Mit dem Gewehrlauf drücke ich langsam die Tür weiter auf. Es gibt ein nervenzerfetzendes, mir unwahrscheinlich laut vorkommendes, rangsendes und quiet-schendes Geräusch. Einen Meter hinter der offenen Tür liegt eine tote Katze auf dem Holzboden. Bis auf einige Kisten ist der Raum, soweit ich im Dunkel sehen kann, leer.

Wir öffnen hastig die Kisten und stopfen uns ganze Hände voll der darin liegenden Leuchtpatronen in sämtliche Taschen und die Brotbeutel. Als wir nichts mehr packen können, verlassen wir schnellstens diesen unheimlich leeren, dunklen Raum und ziehen uns schleunigst auf die Rollbahn oben zurück. Da kann man wieder richtig durchatmen.

Ein Stück marschieren wir wieder zurück, dann steigen wir die Höhe schräg bergan. Überm Horizont, wo unsere Stellung ist, steigen, mal näher, mal weiter weg, ununterbrochen Leuchtkugeln hoch. Linnemann erzählt wieder, während wir nebeneinander her stapfen. Auf meine Frage, wieso er gerade mich zu diesem Gang zum Flugplatz mitgenommen habe, sagt er, dass er sich zwar ein paarmal über meine Extratouren beim Vorgehen geärgert habe, dass ich aber sonst, auf Posten zum Beispiel, nicht einschlafe, mich nicht so hängen ließe wie einige der Gruppe, zuverlässig sei und vor allem gut sehen würde.

Täuschung

In halber Höhe des Hanges bedeute ich dem Uffz., mal stehen zu bleiben. Er fragt: „Was ist?“ Ich deute mit der freien Hand links hoch, wo ich im Mondlicht glaube, den Kopf eines Russen in einem Trichter zu sehen. Linnemann will sofort mit der MPi drauffeuern, aber ich winke ab. Denn wenn es wirklich ein Iwan wäre, hätte er uns schon längst erledigt. Verdammte, was ist das? Mit entscherteter Knarre, den Finger am Abzug, gehe ich auf den dunklen Klumpen, der aussieht wie ein Kopf mit einer russischen Pelzmütze drauf, zu. Als ich noch zehn Meter entfernt bin, bücke ich mich schnell und nehme einen Erdklumpen und werfe ihn in die Richtung des Kopfes. Nichts rührt sich. Ich gehe noch einige Schritte näher heran – und ärgere mich augenblicklich über meine Übervorsichtigkeit. Der Kopf ist sonst nichts als ein großer Erdbrocken, der am Rande eines Granat-trichters hochsteht und vor dem helleren Schnee wie ein in Deckung kauender Mensch aussieht. Kann man sich denn so narren lassen? Aber vor lauter Übermüdung und Nervenanspannung sieht man in der Nacht Gespenster. Sich mal richtig ausschlafen müsste man können. Sich einfach in irgendein Loch hinlegen und diesen ganzen Scheiß-Krieg verschlafen.

Gesunder Schlaf

Inzwischen sind wir auf der Anhöhe bei unseren Schützenlöchern angekommen und gehen tief geduckt darauf zu. Da höre ich plötzlich ein eigenartig dumpf rasselndes Geräusch. Was ist das jetzt schon wieder? Ich lausche angestrengt. Mensch, da schnarcht doch einer, und wie! Ich schaue Linnemann an. Der kapiert auch, was das ist und geht schnellen Schrittes in die Richtung, aus der das Schnarchen kommt. Ich folge.

Da, vor uns in einem flachen Schützenloch, sitzt der Gefreite Niesel, wie der tote Iwan heute Mittag vornübergebeugt, den Helm auf dem Kopf, das Gewehr quer über den Beinen und schnarcht, dass es sich auf 20 Meter Entfernung anhört, als rasselte irgendwo ein Panzer vorbei. Wutentbrannt, laut fluchend springt Linnemann dem Schläfer mit beiden Füßen auf den Kopf, dass ich schon denke, er bricht ihm das Genick. Schreiend, die Hände hochreißend, fährt der arme Teufel unter den Stiefeln des Uffz. heraus und glaubt, wir seien Iwans. Ich beruhige ihn, er erkennt uns und versucht, sich bei Linnemann zu entschuldigen. Nachdem wir die Leuchtkugeln bei Linnemanns Schützenloch abgeladen haben, gehe ich rüber zu meinem und setzte mich rein neben die beiden stummen Nachbarn.

Gerade angenehm ist es in der Nacht nicht, immer die offenen, glasigen Augen des Toten im Mondlicht auf einen gerichtet zu sehen, und ich nehme mir fest vor, sie morgen alle beide nach rückwärts wegzuschleifen.

Unruhige Nacht, grauer Morgen

Ich beobachte rundum die Horizontlinie aufmerksam. Es wird kalt. Ununterbrochen blitzen drüben Mündungsfeuer beim Iwan auf. Leuchtkugeln tauchen einzelne Geländeabschnitte rechts von uns in taghelles Licht. Die russ. Leuchtkugeln sind meistens 6-teilig. 3 rote und dann, noch etwas höher zischend, 3 weiß-gelbe Sterne. Mehrmals tauchen in der Nacht solche Leuchtkugeln rechts, ziemlich weit hinter uns, auf. Ist dort vielleicht ein Spährtrupp durchgesickert?

Beim Morgengrauen fliegt Schnee untermischt mit Regen in der Luft rum. Es wird ungemütlich nasskalt und kein Dach überm Kopf. Meine Schuhe sind mit nassen Erdklumpen fast nicht mehr als solche zu erkennen. Meine Füße sind kalt und steif und kommen mir geschwollen vor. Bestimmt bin ich in der Nacht mehrmals sitzend eingedöst oder gar fest eingeschlafen. Jetzt kommt zu der Übermüdung noch die Kälte, die in einem hochkriecht. Ich stülpe mir die Zeltbahn über, die mir wenigstens die Nässe von oben abhält. Ein Mann unserer Gruppe wird zum Haus geschickt, kalte Verpflegung holen.

Uffz. Linnemann muss zum Zuggefechtsstand in den großen, gewölbten Kartoffelkeller unweit des Hauses. Er übernimmt jetzt als Zugführer unseren Zug, nachdem Lt. Völk verwundet ausgefallen ist.

Verpflegungsholer unter Beschuss – mit Folgen

Dann kommt der Mann mit der Verpflegung in einer Zeltbahn auf dem Rücken von dort zurück. Es ist inzwischen so hell, dass ihn die Iwans drüben sehen und heftig befeuern. Der Dreck spritzt um ihn herum auf. Wir rufen ihm zu, er solle doch etwas den Hang runter laufen. Er weicht den Schüssen hangabwärts aus und läuft dann geduckt auf uns zu. Die letzten Meter muss er kriechen. Wir können den Kopf kaum über die Deckung heben, so einen Feuerzauber veranstaltet der Iwan. Endlich ist er heil beim Obergefreiten Creuwen in Deckung.

Aber dann höre ich von dort her ein gotteslästerliches Fluchen. Beim Kriechen zu uns her ist dem Mann ein Zipfel der an drei Ecken zusammengehaltenen Zeltbahn anscheinend herausgerutscht, und er hat den ganzen Fraß bis auf ein paar Sachen unterwegs verloren. Gottverdammte, dabei haben alle einen Kohldampf, dass sie ein Pferd auffressen könnten. Den ganzen Tag hat keiner von uns einen Bissen gegessen. Es hilft alles nichts. Ich werfe mein ganzes Gelumpe, Sturmgepäck, Koppel und alles, was daran hängt, in mein Erdloch, krieche heraus und robbe wie eine Schlange auf der nassen Erde schnell in Richtung des Weges, den der Mann genommen hatte. Kugeln pfeifen nahe an mir vorbei.

Da kommt noch einer meiner Gruppe wie ein Reptil durch den Matsch gekrochen. Schnell finden wir die ersten guten Sachen, und wir freuen uns wie die Kinder bei der Weihnachtsbescherung: Wurst, Margarine, Kunsthonigbecher und vor allem Kommissbrote, zwar alles dreckig, aber was tut's. Schnell die Verpflegungs-Zigaretten einsammeln, dass nicht alles aufweicht. Dann, mit vollgestopften Manteltaschen, kriechen wir beide zurück, die 4 Kommissbrote, wie die MG-Kästen gestern, vor uns her schleudernd. Bis wir das Schützenloch von Ogfr. Creuwen erreicht haben, sehen die Kommissbrote wie unförmige Erdklumpen aus. Man schabt und putzt an ihnen herum, wenn damit auch später beim Essen das Knirschen des Sandes zwischen den Zähnen nicht zu verhindern ist. Danach noch zwei bis drei Zigaretten nacheinander geraucht, und die Welt ist vorerst wieder in Ordnung. Den halben Tag verdöse ich.

Schützenlöcher, doppelt besetzt

Irgendwann heißt es dann: Wir sollten immer zu zweit in die Schützenlöcher, und zwar soll immer einer, der gut wach bleiben kann, einen „Schläfer“ zu sich nehmen. Außerdem sollen wir uns weiter auseinander ziehen. Ich bekomme Heinz Weyand aus Dillingen zugeteilt. Wir zwei sollen noch weiter nach links rüber umziehen.

Stumme Beschützer

Mir ist es recht, werde ich doch dadurch von meinen beiden stummen Nachbarn befreit, ohne dass ich sie wegschleifen muss. Ich hatte sie aber den ganzen Tag über neben mir liegen lassen, beobachtete ich doch morgens bei der Schießerei, dass sie mich gewissermaßen schützten. Mehrmals hatte ich bei dem Geknalle ein dumpf pätschendes Geräusch gehört. Erst als ich einmal zufällig die Toten ansah, als gerade wieder dieser dumpfe Aufschlag eines Geschosses zu hören war, sah ich im selben Augenblick, dass der mit dem Rücken zu mir Liegende eine ruckartige Bewegung machte, als sei die Leiche von einem Einschlag getroffen worden. Und so war's auch. Noch zwei-

mal sah ich, wie der Körper von Einschlägen bewegt wurde. Da sich durch den Stoß der vorne liegende Tote auch etwas bewegte, sah es aus, als wollten beide sich umdrehen. Auch war ich mehrmals versucht, bei dem herrschenden kalten Wetter die Pelzfäustlinge des vorderen Toten abzuhängen, da ich meine Handschuhe irgendwann verloren hatte und meine Hände ganz rissig waren. Aber ich scheute mich jedes Mal davor. Es kam mir wie Leichenfleddererei vor. Ich ließ ihm die Handschuhe.

Auch beobachtete ich, dass gegenüber dem ersten Tag im zuvor glatten, wächsernen Gesicht des Toten bereits Bartstoppeln wuchsen. Jedenfalls dienten mir die beiden den ganzen Tag über als schützender Kugelfang.

Beziehen eines Schützenloches

Nachmittags zog ich mit Weyand um. Zehn Meter weiter links war auch ein strohgefülltes russ. Schützenloch. Daneben lag eine Decke, auf der anderen Seite stand ein irdener Henkelkrug mit eingedickter Suppe drin. Einen Meter davon lag ein ordentlicher Scheißhaufen, die Hinterlassenschaft unserer geflohenen Vorgänger. Weyand will sich gleich hinhalten und pennen, aber ich rede ihm gut zu und erkläre ihm, dass wir uns zuerst ein abgedecktes Loch zum Schlafen schaffen müssten. Quer vorne dran noch ein tieferes, dass man drin stehen und von einem Auftritt aus schießen könne. Wir räumen das Stroh aus dem Loch heraus und staunen nicht schlecht, dass über einen Meter tief alles damit ausgefüllt ist.

Während Heinz das Viereck noch etwas erweitert und vertieft, grabe ich mit meinem Spaten direkt davor ein ca. 1,50 m langes und ca. 60 cm breites, über 1,50 m tiefes, quer zu dem russ. Deckungsloch liegendes Schützenloch und werfe die ausgehobene Erde nach rechts zu einem Schutzwall auf. Etwas Erde packe ich vorn als Gewehrauflage mit seitlichem Schutz. In Erstaunen versetzt mich dabei die bis in 1,50 m Tiefe unverändert fette, schwarze Erde ohne Steine. An den Spatenabstichen glänzt sie richtig. Solchen Boden müssten wir zu Hause im Garten haben. Ja, richtig, zuhause!

Unsere Eltern wissen noch nicht, dass sie uns hier an die Front gesteckt haben. (Die Karte, die ich vor ein paar Tagen geschrieben habe, kann noch nicht daheim angekommen sein.) Die wähen uns immer noch in Kruszina in Ausbildung.

„Schützenloch-Wohnung“

Später schleift Heinz von dem Haus her eine Egge bei. Holzbretter zum Abdecken unserer „Wohnung“ fand er nicht. Wir bauen sie kunstgerecht als Decke über das Loch und durchflechten sie dick mit Stroh, damit man sich an den Eisenzinken den Schädel nicht einrennt. Dann noch 20 cm Erde drauf und unser Bunker ist „bombensicher“. Nur, der Einschlupf liegt halt nach der Feindseite hin. Man kann sich jetzt, im vorderen Schützenloch stehend, auf den mit Stroh ausgelegten Boden des „Schlafraumes“ wie auf einen Stuhl setzen und sich dann, mit eingezogenem Kopf natürlich, gerade rückwärts umlegen und ganz hineinrutschen. Es ist jetzt richtig gemütlich hier. Eine Zeltbahn befestigen wir noch als Vorhang vor den Einschlupf, so dass man drinnen sogar im Dunkeln rauchen kann, ohne dass ein Lichtschimmer nach draußen fällt.

Heinz benutzt den fertigen Wohnraum zuerst. Kaum ist die Zeltbahn am Eingang runtergefallen, da schnarcht er auch schon. Ich beziehe Posten. Herrgott, bin ich aber auch müde. Man hat nur noch den einen Wunsch, sich hinlegen und schlafen zu können. Als es schon längst dunkel ist, wecke ich Heinz zum Ablösen. Er ist ganz erschrocken und weiß im Moment gar nicht, wo er ist. Dann lege ich mich schlafen. Aber zuerst muss ich noch eine Zigarette qualmen. Da ich in der Düsternis meine Streichhölzer nicht finde, beschließe ich, gleich morgen früh eine Nische in die Seitenwand zu graben, in die man einen Kerzenstummel brennend stellen kann. Als mich Heinz weckt, glaube ich, er beschummelt mich, denn es kommt mir so vor, als ob ich noch keine halbe Stunde geschlafen habe.

Übermüdung

Später ruft Creuwen rüber (der führt jetzt anstelle Linnemanns die Gruppe), dass wir unsere Kochgeschirre herbringen sollen, da zwei Mann im Gefechtsstand (der Kartoffelkeller bei dem Haus, der jetzige „Kommandostand“ Linnemanns, der ja jetzt Zugführer ist), warmes Essen holen sollen. Ich nehme unsere beiden verdreckten Kochgeschirre, die wir mit unserem anderen Gelumpe oben auf die Decke des „Schlafloches“ gelegt haben und zockele rüber zu Creuwen. Ich komme dabei am MG-Schützenloch vorbei und höre gerade Josef wieder sein: „Loss mich john,

ech bin so mööd“ blöken. Er hängt doch tatsächlich wieder über der Spritze und pennt im Stehen. Hermännchen hat schon seine Last mit dem, denn er penne auf jeder Wache garantiert ein. Man könne ihn überhaupt nicht allein lassen. Wir alle sind total übermüdet durch den wenigen Schlaf, den man nur stundenweise hat, aber so wie der sich hängen lässt, das ist schon lebensgefährlich.

Vergeltung

Auf meinem Weg hierrüber und auch gestern schon, als ich zum Austreten ein Stück den Hang runter zu einer Heckenreihe ging, sah ich, dass fast in jedem dritten, vierten Schützenloch ein toter Iwan lag. Meistens mit Kopfschüssen. Auch ein Herzschuss dabei. Der sitzt gebeugt, aber aufrecht in seinem Loch, das Gewehr davor. Dabei sehe ich, dass da Gewehrpatronen auf Streifen liegen, deren Spitzen eine schwarze Markierung haben. Ich nehme sein Gewehr und zwei Streifen mit. Auch so liegen verstreut einige, anscheinend beim Fliehen erschossene Iwans, wie meine alten Nachbarn, in der Gegend rum. Ich schätze auf 8–10 Tote.

Zurückgekommen nehme ich mir die Mündungsfeuer beim Gegner aufs Korn, denn tagsüber und auch die ganze Nacht unterhält der Iwan ein nur selten pausierendes Schützenfeuer. Dabei ist mir schon aufgefallen, dass einzelne Mündungsblitze stärker sind als die übrigen. Ich vermute, dass das Schützen sind, die Explosivgeschosse verfeuern. Die suche ich mir besonders aus, markiere die Richtung an der Erdaufschüttung mit einem Holzstückchen und wenn's dann das nächste Mal dort aufblitzt, drücke ich ab. Aber nicht mit meiner Knarre, sondern mit dem russ. Infanteriege- wehr und denen ihren Explosivgeschossen. Das patscht dann drüben bei denen auch ganz schön. Da können die Kerle mal sehen, mit was für einem Sauzeug sie umgehen. Auch wird ein Kom- paniebefehl durchgegeben, nachdem wir uns am Iwan ein Beispiel nehmen sollten, der die ganze Nacht durch das Feuer unterhalte. Wir schossen viel zu wenig, moniert der Chef. Aber ich denke, dass es besser ist, dem Feind nicht durch ständiges Mündungsfeuer unsere Stellung zu markieren. So unterlasse ich dann auch die Ballerei.

Essen im Schützengraben

Die Essenholer waren lange weg, hatten im Keller zuerst ihr Essen gut warm gegessen und sich dann erst gemütlich auf den Weg zurück gemacht. Wir bekommen dann das sehr gut schmeckende Essen fast kalt. Wenn ich mich noch recht erinnere, war es Kartoffelsalat mit einem Stück Schweinebraten drauf. Stehend im Schützenloch schlingen wir alles hinunter. Als ich den Feldkessel mit dem Löffel schön sauber auskratzen will, spüre ich plötzlich Sand zwischen den Zähnen. Ja natür- lich, wir hatten ja unsere Essgeschirre nicht spülen können und so hatte sich am Rand ein Rest der Speisen mit Erde vermischt halten können. Das war also nicht das Richtige, und so ließ ich die neuen Essensreste eben auf den alten drauf hängen und festtrocken oder gefrieren, je nachdem.

Auf Wache

Spät in der Nacht, als ich Wache stehe, sehe ich eine Gestalt von rückwärts, von der Rollbahn her, zu uns herauf kommen. Er hat eine Zeltbahn umhängen und sieht genau so unförmig aus wie wir. Er geht in Richtung des Kellers und verschwindet dort in der dunklen Öffnung.

Ich muss das Gelände immer ganz rundum beobachten, sogar nach links zu bis rückwärts hinter uns, denn links haben wir keinen Anschluss und hängen vollkommen in der Luft. Ich lasse dabei keine Ackerfurche aus. Nach rechts haben wir seit heute Anschluss an das Regiment 948, das auch einen Gefechtsstand im Keller eingerichtet hat, so Ogr. Creuwen. Aber nach links sind Weyand und ich die äußersten Flügelmänner. Und die weite Leere neben und vor uns kostet uns in der Nacht viel Nervenanspannung. Manchmal schrecke ich hoch, wenn ich mit dem Stahlhelm gegen den vorderen Rand des Schützenloches schlage. Muss ich doch dann für einen Moment eingeschlafen, vollkommen weggetreten sein.

Irrläufer

Da kommt aus dem Keller der Mann, wahrscheinlich einer unserer Melder, wieder heraus und geht auf dem Kamm entlang her auf uns zu. Na, da bekommen wir mal Besuch. Aber da biegt er ca. 30 m vor uns scharf rechts ab und geht auf's Niemandland zu. Verflucht, wo will der denn hin, was sucht der da vorn? Gegen den hellen Horizont hebt er sich deutlich ab. Im selben Augenblick erkenne ich Schmitz Fränz aus Trier, einer unserer Melder. Ich rufe ihn aus dem Loch heraus halb- laut an: „Halt, Fränz halt, bleib doch stehen!“ Zuerst hört er mich wegen des Windes anscheinend gar nicht und tappt immer weiter. Ich rufe lauter, steige aus dem Loch heraus und laufe ihm unter Rufen nach. Er bleibt stehen, nimmt das Gewehr vom Buckel in Hüftanschlag, erkennt mich nicht

und fragt, wer ich sei. „Der Scheuermann, Fränz, du gehst falsch, da geht's zum Iwan!“ Er erkennt mich eher nicht, als bis ich direkt vor ihm stehe, denn er ist noch von der Beleuchtung im Keller geblendet. Er will mir nicht glauben, dass er da runter falsch geht und behauptet steif und fest, da herauf sei er auch gekommen. „Ich habe dich vorhin, als du herkamst, gesehen, Fränz, aber ich habe dich nicht erkannt. Glaub' mir doch, du gehst hierrunter direkt zum Iwan. Du hast die Seiten verwechselt.“ So stehen wir im Regen, ca. 30 Meter vor unserer Linie, wo der Hang nach Norden zu schon leicht abfällt. Wenn er noch 20–30 m weiter gegangen wäre und ihn von uns niemand beobachtet hätte, wäre er nicht mehr von unseren Schützenlöchern aus zu sehen gewesen, da er sich dann schon nicht mehr gegen den Horizont abgehoben hätte.

Zögernd, das Gewehr im Anschlag in der Hüfte, folgt er mir, als ich ihm erkläre, ich würde ihn bis zur Rollbahn führen. Er bleibt immer einige Meter hinter mir, so misstraut er meiner Ortskenntnis. Unterm Gehen antworte ich auf seine Zweifel, dass wir doch schon zwei Tage hier lägen und dass er mir doch glauben solle, dass ich ihn schon richtig führen würde. Er bleibt als weiter zurück und fragt mich dauernd, ob ich auch ganz sicher sei, dass es hier runter zur Rollbahn gehe, hier sei er nie herauf gekommen. Ich würde mich irren und wir würden alle beide beim Iwan landen. Er bleibt stehen. Da fällt mir blitzartig ein, wie ich ihn überzeugen kann. „Fränz“, sage ich, „nach ca. 80 m kommt ein Stück noch stehender Schneeschutzaun und 10 m danach die Rollbahn. Hast du, als du herkamst, den Zaun gesehen?“ – „Ja, das stimmt, als ich von der Rollbahn links abbog, war da so ein Holzgestell.“ „Nun gut“, sage ich, „dann komm oder glaubst du, ich will zum Iwan 'rüber?“

Kurz darauf kommen wir an den Schneezaun, und jetzt sieht er auch die Rollbahn. Da ist er ganz verdattert und zerschmettert, dass er sich so in der Richtung geirrt hat. „Ja“, sage ich, „du wärest vorhin glatt zum Iwan 'rüber gelaufen.“ Er schüttelt immer wieder den Kopf und kann sich gar nicht beruhigen, dass ihm seine Sinne so einen Streich gespielt haben. Die Spannung weicht von ihm, wir rauchen zum Abregen noch eine Zigarette zusammen, dann gehen wir in westlicher Richtung die Rollbahn entlang. Als ich spüre, jetzt findet er sich zurecht, verabschiede ich mich von ihm und gehe zurück. Im Weggehen bedankt er sich nochmals bei mir, dass er doch noch nicht in Sibirien Steine klopfen müsse in nächster Zeit.

Melder

Ich gehe hoch zur Stellung und melde mich bei Creuwen zurück, der ja vorhin die „Rettung“ von Fränz mitgekriegt hatte. Herrgott, diese Melder haben's auch nicht gerade schön. Wir hier sind doch ziemlich zusammen und können uns von Schützenloch zu Schützenloch unterhalten oder sind gar zu zweit. Aber die armen Teufel müssen mutterseelenallein nachts mehr als einen Kilometer zu uns her durch ein unheimlich menschenleeres Gelände tappen und dabei noch jederzeit gewärtig sein, auf durchgesickerte Iwans zu stoßen. Ich neide ihnen den Posten nicht. Noch in der Nacht beschließt unsere ganze Gruppe, einen großen gemeinsamen Unterstand zu bauen.

Frühstück

Gegen Morgen zu müssen wir zu sechst zum Kaffee- und Verpflegungsempfang zurück zur Kompanie. Die Feldflaschen hängen wir mit den Karabinerhaken an zwei zusammengeschnallte Mantelriemen. Wir trotten im Dunkeln die Rollbahn entlang, wobei wir aber ständig die Umgebung aufmerksam beobachten. Dann geht's die Steigung hoch, an den drei Panzerleichen vorbei bis ca. 150 m hinter die Stellung unserer Kompanie. Dort bilden die seitlich hohen Böschungen einen „Hohlweg“. Hier hält unser Küchen-Pleskau. Wir fassen Kaffee, Kommissbrote und die andere „Kraftnahrung“, packen alles in mitgebrachte Zeltbahnen und traben dann den gleichen Weg wieder zurück. Die beiden Küchenbullen und der Fourier-Uffz. hatten es sehr eilig uns abzufertigen. Sie fühlten sich offensichtlich nicht wohl so weit vorne. Alles ging glatt. Kaffee und Verpflegung werden verteilt. Dann frisst man im Schützenloch stehend mit dreckigen Fingern sein dick belegtes Kommissbrot. Damals wurde man noch satt.

Angriff des II. Bataillons

Am frühen Morgen, die Sonne erhellt gerade etwas das dunstige Vorgelände, spielt sich eine Tragödie in etwa 2 km Entfernung halblinks vor uns ab. Von rückwärts, von Tarnopol her, griff unser II. Bataillon, unterstützt von schweren Panzern und Sturmgeschützen, den Höhenrücken jenseits des Tales vor uns an. Zuerst sah man dichte Schwarmlinien der Grenadiere dicht hinter den Panzern. Aber immer mehr vergrößerte sich der Abstand zu den gleichmäßig den Hang hochkriechen-

den Kolossen. Man konnte sehen, wie erst einzelne, dann ganze Gruppen der Jungs im Ackerbraun stecken blieben. Die kamen mit ihrem Gelumpe einfach nicht voran. Dann knallten auch noch Einschläge der „Globser“ dazwischen. („Globser“ nannten wir die Granatwerfer wegen des Abschussknalls, der sich aus der Entfernung wie ein dumpfes „glob“ oder „plob“ anhörte.)

Die Panzer und Sturmgeschütze, 6 oder 7 Stück, hatten inzwischen g´rad uns gegenüber den Kamm der Höhe erreicht und feuerten mit mächtigem Getöse in die Gegend links hinter das Dorf uns gegenüber. Von dort her ballerte russische Pak auf die Kästen, dass es um sie herum nur so staubte und spritzte. MG-Feuer ratterte dazwischen. Es war ein höllischer Lärm. Abermals feuerten die Panzer mehrere Salven zum Iwan hinüber. Von rückwärts mischte sich nun auch noch schwere deutsche Artillerie ein. (Wahrscheinlich 15er Langrohrgeschütze.) Heulend zogen deren Geschosse zum Gegner ´rüber, und weit hinter dem Dorf sah man mächtige Rauchpilze hochsteigen und eine Weile danach [hörte man] das dumpfe Krachen der Salve.

Aber plötzlich gab es vor den ersten Panzern ein rasendes Geknatter. Panzerbüchsen und Pak. Da rollen die ersten Fahrzeuge rückwärts. Dicht vor ihnen steigt russ. Infanterie aus der Erde und greift doch tatsächlich die Ungetüme an. Diese rollen einigst im Rückwärtsgang aus dem Bereich der Brandflaschen und Handgranaten. Unsere Infanterie, die noch verstreut am Hang im Dreck steckt, springt einzeln und in ganzen Rudeln hastig zurück und lässt dabei einen Teil ihrer MG und andere Waffen einfach im Stich. (Dieses habe ich später von unserem Kompanie-Melder Spurzem gehört. Es soll deshalb vom Bataillons-Kommandeur ein schweres Donnerwetter auf die Kompanie- und Zugführer gefallen sein.)

Kurz danach lag die Höhe vor uns wieder ruhig da. Der ganze Spuk des deutschen Angriffs hatte etwa eine halbe Stunde gedauert.

Tierische Aufklärung

Am Nachmittag, als ich gerade Posten stehe, kommen von der Feindseite aus dem Tal, plötzlich über der Horizontlinie erscheinend, zwei Pferde und eine Kuh oder Rind auf unsere Stellung zu getraht. Eines der Pferde ist noch jung, fast noch ein Füllen. Es scheint, als seien sie vom Iwan her gegen unsere Linien gejagt worden, denn 150 m vor uns wissen die Tiere nicht, wohin sie jetzt rennen sollen. Schon haben einige der Unseren die Karabiner angelegt und wollen die Viecher abschießen. Pferde- und Rindfleisch seien nicht zu verachten und gäben ausreichend zusätzliche Verpflegung.

Ich verwehre es ihnen und rufe dann Creuwen zu, er sollte ja nicht zulassen, dass die Tiere abgeschossen würden, denn der Iwan habe sich sicher etwas dabei gedacht, als er die Pferde und die Kuh zu uns herüber jagte. Wenn wir sie abschießen, hat er genau eine Markierung, wo unsere Stellung ist. Irgendeine Teufelei stecke bestimmt dahinter. Das sehen alle ein und keiner gibt einen Schuss ab.

Die Tiere laufen dann ca. 50–60 m links von uns vorbei nach rückwärts. (Weyand und ich bilden ja den äußersten linken Flügel der Stellung. Neben uns ist 1000 m alles leer.)

Bau eines Gruppen-Unterstandes

Später wollen wir mit dem Bau unseres geplanten Unterstandes für die ganze Gruppe anfangen. Ein Teil der Gruppe hebt ein großes Loch aus, während ich mit einem Mann ´runter zum Flugplatz gehe, um Ofenrohre zu holen, die ich beim Gang mit Linnemann dort irgendwo gesehen habe. Warm wollen wir’s in unserem Bunker natürlich haben.

Zu zweit stiefeln wir hinunter zum Flugfeld. Wir stöbern dort in den Erdbunkern herum, finden die Ofenrohre und eine Schaufel und nehmen beides mit. Sinnierend betrachte ich den zerstörten „Gigant“, dessen überschwere Zwilling-MG mich auf die Idee bringen, sie irgendwann auszubauen (zumindest eins) und mit in die Stellung zu nehmen. Meiner Erfahrung nach fehlt uns vorn eine Waffe, mit der man auch über 2000 m hinaus mit Sprenggeschossen den Feind bekämpfen kann. Aber vorerst wollen wir unseren Bunker bauen.

Mit zwei Ofenrohren unter den Armen (der andere trägt Schaufel und Bretter) tapfen wir über die Rollbahn hinüber und den Hang wieder hoch zu unserer Stellung.

Granatwerferbeschuss

Von rückwärts her höre ich zwei Granatwerferabschüsse aus dem Gehölz jenseits der Bahnlinie. Nach ein paar Schritten rauscht es von oben steil und kurz herab. Ich habe keine Zeit mehr zum Hinwerfen und kann nur noch kniend den Kopf einziehen. Zehn Meter vor mir fährt Feuer, Rauch

und Dreck hoch, ein reißender Krach schlägt mir die Trommelfelle zu. Vor Schreck lasse ich die Rohre fallen und renne gehetzt den Hang 'rauf. Rechts ab der zweite Einschlag. Verflucht, das sind doch die Unseren! Die halten uns für Iwans! Ich suche mit den Augen den anderen. Der rappelt sich auch gerade hoch, lässt Hölzer und Schaufel liegen und rennt wie ein Hase bergan. Da rauschen die nächsten zwei Granaten an. Hinwerfen, Fresse in den Dreck. Diesmal liegen die Einschläge hinter uns. Ja, sehen denn die Arschlöcher da drüben nicht, dass wir Stahlhelme auf dem Kopf haben! Nichts wie weg hier, ehe die nächste Lage kommt.

Und siehe da, sie scheinen ihren Irrtum eingesehen zu haben und hören mit Schießen auf. Das hätte böse ausgehen können. Und dann noch durch eigene Granaten! Scheißdreck, verdammter! Als ich mir runtersehe und rumtaste, ob's auch nirgends blutet, sehe ich an meinem linken Mantel-Vorderteil in Schenkelhöhe dicht beieinander zwei, von Splittern gerissene Löcher, eines etwas größer als das andere, mit schwarz versengten Rändern. Mein Lieber, da habe ich aber nochmal Dusel gehabt. Keine Kratzer von dem nahen Einschlag habe ich abbekommen, was ich einfach nicht begreifen kann.

Aus für den Bau des Gruppen-Unterstandes

Als wir mit leeren Händen bei unserer Gruppe ankommen, gibt's natürlich Gemurre und Gemaule. Aber die anderen hatten auch nicht sehr viel zustande gebracht. Das Loch, das sie ausgehoben haben, war zwar tief, aber nicht sehr groß, höchstens für drei Mann war Platz. Als ich deswegen losmeckere, erklärt mir Creuwen, dass sie anders beschlossen hätten. Er, Ogfr. Creuwen, wolle zu den MG-Schützen ins Schützenloch ziehen, weil auf Josef kein Verlass sei. Wir sollten uns wieder auf unsere Schützenlöcher verteilen. Müde und enttäuscht kriechen wir alle wieder zurück in unsere Höhlen. Solange es noch hell ist, lege ich mich in unserem Unterschlupf aufs Ohr.

Als mich Weyand weckt, ist es schon lange dunkel. Spät werden die Essenholer zum Gefechtsstand im Keller geschickt. Wieder bleiben die zu lang weg, und als sie endlich ankommen, ist die gute, dicke Erbsensuppe mit großen Fleischbrocken drin fast kalt. Das Fett hängt schon erstarrt oben drauf. Aber sie schmeckt doch. Vorsichtig löffle ich um den sandigen Speiserand oben am Feldkessel 'rum. Es wird bald Zeit, dass wir die Kochgeschirre mal ausspülen können, sonst geht in Kürze nichts mehr rein.

Lückenschließung

Um Mitternacht 'rum, als ich wieder Wache stehen muss, ist links neben uns eine lange Linie Soldaten am Schanzen. Weyand erklärt mir, es sei eine Kompanie unseres II. Bataillons, das vor einer halben Stunde in die Lücke neben uns eingeschoben sei. Ich atme direkt auf, da kommt man sich doch nachts nicht mehr so gottverlassen und verloren allein vor und braucht nicht mehr dauernd rundum zu beobachten, sondern nur noch nach vorne.

Rauchertechnik

Als Heinz sich zum Schlafen langlegt, sage ich ihm noch eindringlich, er solle die Kerze in der Erdnische nicht auslöschten. Aber als ich einige Zeit danach vorsichtig die Zeltbahn beiseite halte und hineinspähe, hat er sie doch ausgelöscht. (Über Tag hatte ich eine Nische in die Seitenwand gestochen, und in der stand ein Kerzenstummel, sodass man auch bei verhängter Plane in dem sonst stockdunklen Loch was sehen konnte.) Außerdem sparten wir so Streichhölzer, denn obwohl es streng verboten war, nachts auf Posten zu rauchen, hatte ich eine Technik entwickelt, bei der man kaum einen Lichtschimmer beim Ziehen an der Zigarette sehen konnte. (In der Nacht sieht man eine glimmende Zigarette hunderte von Metern weit.) Die Zigarette in der hohlen Hand haltend, bücke ich mich beim Ziehen tief herunter, dass der Stahlhelm den aufleuchtenden Schein schluckt. Um den Rauch wieder aus den Lungen zu blasen, richte ich mich auf. Dabei halte ich die nachleuchtende Zigarette innen in der gewölbten Hand ganz nach unten.

Wachablösung und Müdigkeit

Jedes Mal in der Nacht, wenn ich Heinz wecke, habe ich eine ganze Weile zu tun, bis ich ihn vollständig wach habe. Er kriecht aus dem Loch, steht an die Seitenwand gelehnt mit geschlossenen Augen da, noch fest schlafend. Ich rede ununterbrochen mit ihm, zupfe ihn dabei am Ärmel oder rüttle ihn. Es dauert dann immer eine ganze Weile, bis er die Augen aufmacht und wach wird, obwohl er aufrecht steht. Ich erkläre ihm dann nochmals: „Siehst du die Ackerfurche dort? Wenn sich die Linie verändert, schießt du sofort drauf, denn dann kriecht dort jemand, und das kann dann nur ein Iwan sein.“ Er brummelt abweisend zurück: „Ja, leg' dich nur schlafen, ich pass'

schon auf.“ Ich ermahne ihn nochmals, die Stunde ja wach zu bleiben. Ich lege mich hin, nachdem ich ihm noch Vorwürfe gemacht habe, weil er die Kerze gelöscht hatte, was er energisch abstreitet. Kaum glaube ich eine halbe Stunde geschlafen zu haben, als er mich schon wieder zur Ablösung weckt. Entweder er beschießt mich mit der Zeit oder es kommt einem eben so vor, als hätte man sich grad hingelegt. Ich maule zwar, aber nachdem er nicht locker lässt, rutsche ich halt heraus, nehme meine Knarre, frage, ob was los war und als er verneint, schick ich ihn schlafen.

Beruhigende Nachbarschaft

Die Kompanie links von uns ist immer noch am Schanzen. Sie sind noch nicht sehr tief in der Erde. Das erste Schützenloch von denen, in dem ich zwei Mann erkenne, ist ca. 20 Meter links fast in gleicher Höhe mit uns. Dahinter längs des Kammes sehe ich undeutlich noch eine ganze Linie grabender und hackender Landser. Sie sind gar nicht besonders leise, und manchmal unterhalten sie sich sogar ziemlich laut miteinander. Aber es ist ein angenehm beruhigendes Gefühl, neben sich eigene Leute zu wissen. Das lullt ein und mehrmals schrecke ich hoch, weil ich einen kleinen Moment nur fest eingeschlafen bin und mit dem Kopf bzw. dem Helm auf die Deckung knalle.

Dann wieder Ablösung. Heinz ist dran. Dasselbe Theater wie schon mehrmals in der Nacht. Es dauert lange, bis er die Augen aufmacht. Ich schwätze und schwätze und rüttelte ihn, bis er endlich wach ist.

Russischer Infanterie-Angriff

Ich bin wieder dran, als es im Osten bereits hell wird. Der Acker vor uns steht noch dunkel vor dem milchig-weißgelben Dunst über dem Tal und vor der bläulich schimmernden Höhe weiter zurück. Ich habe wie immer auf Posten den Schießbecher auf der Knarre aufgeschraubt und eine Granate feuerbereit darin. Daneben auf der Brustwehr liegen Patronenstreifen und Stielhandgranaten griffbereit.

Gerade sehe ich vor mir die Horizontlinie entlang, als dort genau in verlängerter Linie des ersten Schützenloches der neu eingerückten Kompanie und fast genau an der Stelle, wo gestern die beiden Pferde und das Rind heraufgekommen sind, zuerst einen Mann und dann, wie an einer Schnur aufgezogen, Mann an Mann aufspringen, eine ganze Linie nach links rüber, so weit ich sehen kann. Gleichzeitig vielstimmig schrecklich „Urrää“ brüllend und Handgranaten werfend, dass mir eine Gänsehaut über den Rücken läuft, kommen sie auf uns zugerannt.

Überhastet tue ich alles fast gleichzeitig. Im Anschlag direkt feuere ich meine Gewehrgranate ab, schreie rüber zu Creuwen und dem MG: „Feuern, der Iwan greift an!“ und zeige mit der linken Hand in die Richtung, dann schraube ich blitzschnell das Gewehrgranaten-Gerät ab, Ladestreifen mit fünf Patronen rein und feuere schnell nacheinander mehrere Schüsse ab. Dabei trete ich mit einem Fuß heftig rückwärts ins Schlafloch an die Füße von Heinz und schreie: „Raus, der Iwan!“ Beim Durchladen ducke ich mich jedes Mal hinter die Deckung und gehe dann zum Schießen wieder in Anschlag. Als Heinz nicht sofort herauskommt, trete ich nochmals grob nach ihm und da fährt er heraus, steht im Schützenloch neben mir, seine Knarre in den Händen glotzt er verschlafen auf die heranspringenden Iwans.

Gerade lade ich wieder durch, will hoch zum Schuss mit dem Gewehr auf die Deckung, da drückt mir Heinz die Knarre mit der Hand herunter und krächzt: „Nein, das sind die Unseren.“ Da renne ich ihm wütend den Ellenbogen in die Seite, dass er an die Wand knallt und belle ihn an: „Du Blödmann, der Iwan greift an!“ Als ich nach dem Schuss wieder in Deckung durchlade, sehe ich Heinz seelenruhig, die Arme auf der Brustwehr aufgestützt, Schuss auf Schuss hinüberjagen, wobei er beim Durchladen nicht einmal die Knarre runternimmt.

Das alles hat sich in Sekunden abgespielt. Dann geschieht alles auf einmal. Meine abgeschossene Granate explodiert dicht vor der Linie der Angreifer. Unser MG rattert Dauerfeuer und von rechts und vom Haus her, das seit 2 Tagen uns zugeteilte sMG fegt von der Flanke in die Iwans. So wie sie in einem Ruck, „Urrää“ schreiend wie an der Schnur aufgereiht plötzlich am Horizont auftauchen, genauso schnell fällt die ganze Linie wie abgemähte Halme ca. 250 m vor uns, aber noch etwas am Hinterhang.



Zeichnung 6 von Edgar Scheuermann: „Überraschender russ. Infanterie-Angriff ohne jede Artillerie-Vorbereitung“.

Im Visier

Aber gerade, als ich wieder zum Schuss in Anschlag will, spritzt mir von der Deckung der Sand von einem Einschlag in die Augen, dass ich im Moment nichts mehr sehe. Dann gehe ich blitzschnell hoch, sehe drüben einen Moment eine Pelzmütze, ein Gewehrlauf fährt hoch, ich ziele, drücke ab, da haut mir dicht links von meinem Kopf der Einschlag den Dreck voll in die Fresse. Der Hund hat mich auf dem Korn. Vorsichtig schiebe ich meine Rübe, etwas weiter links von meinem vorigen Platz, über die Deckung und gehe in Anschlag. Dabei sehe ich, wie neben der Pelzmütze noch eine solche mit dem Spaten die Erde unter der ersten ausgräbt, so dass der Kerl langsam tiefer sinkt.

Der Hund, auf den ich ziele, hebt im selben Moment den Spaten hoch als ich abdrücke. Es gibt einen hellen Schlag, Stahl auf Stahl, und dann schallt etwas an mein Ohr, dass es mir zum zweiten Mal eine Gänsehaut über den Rücken jagt. Der Kerl lacht, lacht laut – ein richtiges Bassgelächter. So ein Teufel.

Er knallt wieder in die Deckung, aber diesmal hatte ich nach dem Schuss blitzschnell den Kopf heruntergenommen. Von drüben schossen nur noch zwei oder drei Iwans. Auch die Schützen neben uns hatten mächtig losgeballert, als der Angriff begann. Sie waren in der Nacht noch nicht sehr tief in die Erde eingedrungen, sodass sie noch keine vollständige Deckung hatten. Ich sage zu Heinz: „Wir lassen jetzt die Rüben schön unten. Die Gefahr ist vorbei. Der einzelne Iwan hat genau unseren Standort im Visier, also nichts mehr unternehmen.“

Die Spannung löst sich. Als erstes muss ich nach der Erregung tüchtig abprotzen. Das Schützenloch kann ich nicht verlassen, sonst verplättet mir der Kerl da drüben eine. Also, Hosen runter und im engen Schützenloch gesch..... . Den Dreck werfe ich dann mit dem Spaten einfach über die Kante in die Geographie. Ich sage Heinz, dass er jetzt stehen soll, ich würde mich schlafen legen. Er solle aber ja den Kopf unten lassen, denn der da drüben würde genau aufpassen. Wir hätten ein unwahrscheinliches Glück gehabt, dass genau heute Nacht die Lücke zwischen uns durch eine Kompanie geschlossen worden sei, sonst hätte der Angriff uns genau links umfasst und für uns

wäre wahrscheinlich Feierabend gewesen. Aber die Iwans hätten sich auch zu unserem Glück in der Lage unserer Stellung geirrt. Sie wären sonst nicht so weit vor uns mit „Urrää“ aufgestanden und hätten gleich Handgranaten geworfen, als sie noch mehr als 250 m vor uns waren. Die dachten, sie lägen dicht vor unseren Löchern. Hätten wir gestern die Tiere abgeschossen, wäre unsere Stellung genau markiert gewesen. Heinz ist auch der Meinung. Ich krabbele dann in die Höhle und schlafe augenblicklich erschöpft ein.

Da rüttelt mich Heinz und ruft mit so jämmerlicher Stimme meinen Namen, dass ich hochfahre und dachte, der Iwan würde schon wieder angreifen. Ich fahre hastig aus dem „Bau“ und will ihn gerade fragen, was los ist, da steht er mir gegenüber an die Wand gelehnt, käseweiß im Gesicht und streckt mir seine rechte Hand entgegen. „Was ist passiert?“ raunze ich ihn barsch an, verärgert darüber, dass er mich nicht schlafen lässt. Als ich mir seine Hand genauer ansehe, begreife ich schnell, dass er einen Streifschuss abgekriegt hat. Ein ca. 1 cm breiter, roter Striemen zieht sich vom ersten Gelenk des Daumens über das zweite hinweg den ganzen Daumenrücken bis zum Handgelenk hoch. An den Rändern ist die Haut wie verbrannt und auf den Gelenkpunkten ganz abgeschürft, dass das Fleisch roh und rot leuchtet. Hat der vielleicht Dusel gehabt, (Oder auch nicht.) „Ich hab‘ dir doch ausdrücklich gesagt, du sollst die Rübe unten lassen, der Kerl da drüben hat unsere Deckung genau im Visier. Was hast du denn überhaupt gemacht?“ meckere ich vorwurfsvoll mit ihm herum. Seine Erklärung war ganz einfach und natürlich, aber fast unglaublich. Er hatte, genau wie ich kurz zuvor, auch abprotzen müssen und anschließend den Dreck mit dem Spaten aus dem Loch geworfen. Dabei muss er mit der Hand ganz kurz etwas über die Deckung gekommen sein – und schon hat der Iwan drüben ihm eine verplättet. Der muss ein guter Schütze sein, und er passt auf wie ein Luchs. Anscheinend hat er seine Knarre dauernd auf unsere Deckung gerichtet.

Ich löse Heinz bei der Wache ab. So vergeht der ganze Tag, ohne dass einer von uns auch nur einmal das Verlangen hat, die Rübe hochzustrecken und ins Vorfeld zu sehen. Aber seitlich kann ich zu der anschließenden Kompanie hinübersehen, ohne dass mein Kopf über die Deckung ragt. Die sind immer noch beim Ausbau ihrer Löcher. In Abständen sieht man sie den Dreck aus der Erde hochwerfen, als ob Maulwürfe an der Arbeit wären.

Schützenloch-Sänger-Schicksal

Nachmittags höre ich durch die Geräusche der fernen Artillerie Abschüsse und Einschläge, der täglichen akustischen Kulisse des Krieges, jemanden laut irgendein Lied singen. Ich sehe rüber – da sitzt doch oben auf der Deckung des mir zunächst liegenden Schützenloches ein Obergefreiter und singt aus vollem Hals, die Wodkapulle neben sich. Ist der verrückt geworden? Der Iwan wird ihn abknallen.

Da passiert’s auch schon. Ein Schuss knallt, – den Sänger wirft’s ins Schützenloch hinein. Er schreit jammernd grell: „Auaaa!“ Da schallt von drüben wieder das höhnende Bassgelächter des verdammten Schützen, dass man eine ohnmächtige Wut kriegt und einige aus den halbfertigen Schützenlöchern feuern nach ihm. Aus den anderen Löchern weiter links rufen sie fragend zu dem zweiten Mann, einem jungen [Soldaten], wo es ihn erwischt habe. „Hüftdurchschuss“, gibt der mit erregter Stimme zurück. Er weiß nicht, was er mit dem Verwundeten anfangen soll. Von drüben rufen sie ihm Ratschläge zu. Er bittet die um mehr Verbandspäckchen, da er ihre schon verbraucht habe und der immer noch blute. Derweil schreit der Verwundete ununterbrochen weiter, dass man sich die Ohren zuhalten möchte. Er jammert nach Wasser, aber der andere bei ihm hat keines. Drüben rufen sie ihm zu, bei so einem Schuss dürfe er ihm auf keinen Fall Wasser geben.

Ich höre dann, wie der Jüngere dem Verletzten sagt, er habe kein Wasser und er dürfe auch nichts trinken. Darauf brüllt der in langgezogenem Ton laut: „Dann will ich Wodkaaa!“ Immer wieder brüllt er den Satz fordernd, manchmal laut, dann wieder bettelnd leiser.

Der junge [Soldat] ruft weinend zu seinen Nebenmännern rüber, es solle ihm doch um Gottes Willen jemand helfen, den Schwerverletzten in dem engen Loch umzudrehen, damit er ihn richtig verbinden könne. Allein packe er ihn nicht. Das ganze Loch sei schon ein Blutmatsch und der Obergefreite verblute ihm in den Fingern. Da will anscheinend einer von denen aus seinem Loch rüber und dem armen Teufel helfen, da setzt ihm der Iwan auch schon ein Ding vor die Nase, dass ihm der Dreck ins Gesicht spritzt und er sich blitzartig in die Deckung zurückfallen lässt. Keiner kann wegen dem gottverdammten Scharfschützen helfen. Da werfen die Nächstliegenden ihm einige

Verbandspäckchen zu. Er versucht sie anscheinend um den zerrissenen Leib des Obergefreiten zu wickeln und muss den dabei bewegen. Der schreit wie ein Tier auf, brüllt und tobt, dass der junge [Soldat] ganz verzweifelt Rotz und Wasser heult und einem Nervenzusammenbruch nahe ist.

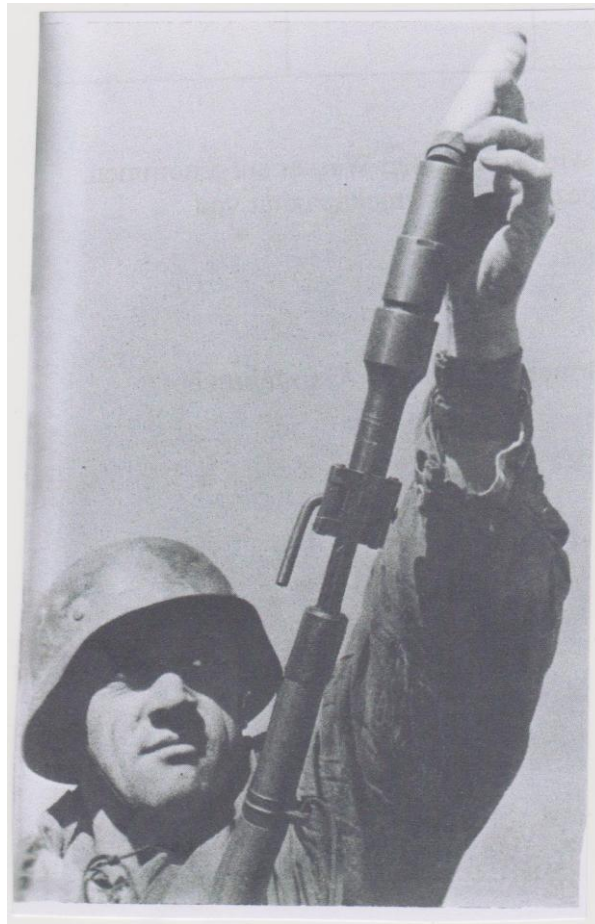


Bild 6: Verschießen von Gewehrgranaten.¹²

Da hör ich den Teufel von Iwan wieder laut lachen. Ich kann mir nicht anders helfen, als dass ich meinen „Schießbecher“ wieder auf die Knarre schraube, eine Granate rein, Kartusche in die Kammer stecke, durchlade und im Schützenloch kniend indirekt über die Libelle, Entfernung 250, in die ungefähre Richtung des Schützen eine Granate abfeuere. Sie kriecht ein Stück vor ihm. Es reicht nicht ganz auf die Entfernung wegen des starken Gegenwindes. Kurz darauf knallt er mir eine auf die Deckung, dass es nur so staubt.

Stundenlang ruft und jammert der Verwundete nebenan nach Wasser und Wodka. Er wird immer leiser, bis er gegen Abend nur noch leise wimmert. Einem Stück Vieh würde man den Gnaden-schuss geben, aber ein Mensch muss sich quälen bis zum Ende. Erst gegen Abend wird er bewusstlos und still.

Granatwerfer gegen Scharfschützen

Zuvor aber sehe ich, dass ein Melder dieser Kompanie unten von der Rollbahn her zu deren Stellung hochkommt. 30 m davor ruft ihm jemand von denen zu, er solle vorsichtig sein und herankriechen. Zuerst geht er tief geduckt weiter. Da muss ihn der Iwan gesehen haben. Ein Schuss knallt, er pfeift vorbei. Der Melder geht auf alle Viere runter und krabbelt so näher. Aus der Stellung schreien sie ihm noch entgegen, er solle liegen bleiben und die Meldung durchrufen. Er antwortet etwas, das ich nicht verstehe. Dann peitscht der zweite Schuss drüben bei dem Scharf-

¹² Bildquelle, eingefügt vom Bearbeiter: Carell, Paul: Unternehmen Barbarossa im Bild. Der Russlandfeldzug fotografiert von Soldaten. Verlag Ullstein, Berlin, Frankfurt/M, Wien 1979, S. 310/311. [Künftig zitiert: Carell, Unternehmen Barbarossa]

schützen auf. Den Melder reißt es mit einem harten, dumpfen Schlag um und aus seinem Hals spritzt ein dicker, dunkler Blutstrahl heraus. Er zappelt noch mit Armen und Beinen und verblutet dann in ein paar Sekunden. Hergottnochmal, sind die da drüben aber auch leichtsinnig, und der gottverdammte Teufel da drüben lacht laut sein Bassgelächter.

Dann kommen von der Rollbahn hoch mehrere Leute. Die bleiben vorsichtshalber im toten Winkel hinter den Schützenlöchern liegen. Kurzes Hin- und Herrufen. Dann ruft von der Gruppe einer Zahlen nach rückwärts zu einem undeutlich sichtbaren Gewusel unten an der Rollbahn. Von dort knallt es zweimal kurz nacheinander: Plopp, plopp. Aha, Granatwerfer! Fauchend fallen die Granaten zu weit hinter den Iwans herunter und detonieren mit dumpfem Krachen schon fast unten im Tal. Wieder werden Zahlen gerufen. Ein zweiter ruft zu den Leuten in die Linie: „Volle Deckung, nur 100 Meter!“ Wieder zwei Abschüsse. Kurzes pfeifendes Rauschen steil von oben herab. Wir ziehen unwillkürlich die Köpfe ein. Dicht vor den mir zunächst liegenden Schützenlöchern fahren die Einschläge krachend hoch, dass die Splitter über uns surren. Wüstes Schimpfen drüben. Wenn sie nicht besser schießen könnten, sollten sie doch ganz aufhören, und noch vieles Andere, Unfreundliche wird den Beobachtern der „Globbser“ zugerufen. Wieder Zahlendurchsage, neue Abschüsse und diesmal liegen die Einschläge dort, wo der Teufel von Scharfschütze liegen muss oder doch ganz in der Nähe. Nun, der wird schon zurückgekrochen sein und die Granaten zerreißen wohl nur noch die dort liegenden Toten. Immer wieder ballern sie mal hinter, mal auf die Horizontlinie, dort, wo heute früh der russische Angriff in unserem Feuer zusammenbrach.

Als es schon dunkel ist, sehe ich nebenan Leute mit Tragbahnen den verwundeten Obergefreiten und den toten Melder abholen.

Essenholer und Zugführer Linnemann im Unterstand

Bei uns in der Gruppe ist niemand verwundet, wie mir Creuwen zuruft. Ich sage ihm, dass Weyand heute Morgen einen Streifschuss über die rechte Hand erhalten habe, dass es aber nicht schlimm sei. Ich frage ihn auch, ob Linnemann, jetzt, wo es dunkel ist, nicht mal nach uns sehen wird, wie seine Gruppe den russischen Infanterie-Angriff überstanden hat? Creuwen antwortet mir, der gehe doch nur noch aus seinem Keller zum Pinkeln. Dann nur zwei Schritte vom Eingang weg und dabei sehe er immer ängstlich durch sein Fernglas nach Flugzeugen. Schnellstens verschwinde er wieder im Kellerloch, auch wenn er mit Brunsen noch nicht fertig sei. Alle maulen, weil Linnemann nicht mal kurz bei uns aufkreuzt und wenigstens fragt, wie wir den Schlamassel heute Morgen überstanden haben. Ich sage zu Creuwen, dass ich heute Nacht mal zum Essenfassen in den Keller gehe.

Noch nicht sehr spät in der Nacht ist es soweit. Mit einem aus der Gruppe sammle ich die Feldkessel und Feldflaschen ein und tappe damit rüber zum Kompaniegefechtsstand. Der ist ein paar Meter neben bzw. hinter dem Haus. Ein Erdhügel, an der Stirnseite in unserer Richtung der dunkle Eingang. Es geht mehrere Stufen steil hinunter. Eine Tür. Als ich öffne, bin ich geblendet von dem Licht. (Oder besser: den Lichtern.) Es geht in dem großen Gewölbe noch ein paar Tritte nach unten, bis man ebenen Boden unter den Füßen hat.

Viele Leute sind hier unten. Auf Kartoffelsäcken und Stroh liegen welche und schlafen. Waffen lehnen an den Wänden. Links an der Wand ein Tisch mit Papieren und einem Hindenburglicht. Am Tisch einige Gestalten. Dort sitzt auch Linnemann auf einer Kiste. Und schön warm ist's hier unter der Erde.

Rechts neben der Treppe vor den Essenbehältern steht der Träger und Melder Tillmann Spurzem aus Trier. Als der mich erkennt, reißt es mich an der Hand fast die Treppe runter und begrüßt mich in seinem Trierer Dialekt mit den Worten: „Ah, der Scheuermann, endlich kommt mal einer, der nicht immer meckert über's Essen und alles.“ Da bricht die aufgestaute Wut in mir heraus, als ob er mir dazu das Stichwort gegeben hätte. „Aber heute Abend meckert der.“ – „Warum?“ antworte ich auf die diesbezügliche Frage Spurzems sehr laut, „weil wir da draußen heute Morgen einen russischen Angriff abgewehrt haben, den ganzen Tag nicht aus unseren Löchern 'raus konnten und kein Aas nach uns schaut oder nachfrägt, wie's uns geht, ob wir Verwundete haben oder ob wir überhaupt noch leben! Eine Sauerei ist das! Außerdem will ich heute Abend mein Essen auch mal warm schlucken.“

Es ist mucksmäuschenstill in dem Gewölbe geworden. Auch Spurzem sagt kein Wort und guckt mich nur ganz verstört an wegen meines Wutausbruchs. Er füllt die Feldkessel und Feldflaschen

mit dampfendem Essen und heißem Kaffee. Der andere, der bei mir ist, will gleich wieder raus. Die Luft im Keller ist wie mit Elektrizität geladen.

Ich setze mich auf einen Kartoffelsack, nehme meinen Feldkessel auf die Knie, das Besteck in die Hand und belle: „Nein, heute will ich auch mal warm essen, dann gehen wir.“ Ich fange an zu löffeln und von der ungewohnten Wärme an zu schwitzen. Linnemann steht von seiner Kiste auf und kommt ein paar Schritte auf mich zu. Ich sehe auf. Er ist ganz blass im Gesicht. Im Hintergrund sitzt ein Offizier am Tisch, ein Leutnant. Ohne ein Wort zu sagen, schaut er der Szene zu und grinst. Linnemann fordert mich auf, sofort in Stellung zu gehen, ob ich den Befehl nicht kenne, dass bei Anbruch der Dunkelheit jeder in Stellung zu sein habe. Da belle ich ihn wütend laut an: „Ach, so ist das! Ich war den ganzen Tag in Stellung, vergangene Nacht, heute Morgen, als der Iwan angriff, den ganzen Tag über war ich in Stellung! Kein Mensch hat da nach mir gefragt. Niemand hatte mir da einen Befehl erteilt. Aber heute Abend will ich hier auch mal warmes Essen haben wie die anderen Essenholer zuvor auch. In Stellung sind wir sowieso immer dieselben.“

Ich löftele dabei weiter das ausgezeichnete Essen. Linnemann sieht aus, als wenn er jeden Moment explodieren wolle. Sein Gesicht ist jetzt ganz rot geworden. Er macht ein, zwei Schritte zurück, angelt sich seine MPI von der Wand, legt sie auf mich an, lädt durch und entschert. Er wird ganz dienstlich. Mühsam beherrscht fährt er mich an: „Grenadier Scheuermann, ich gebe Ihnen zum letzten Mal den dienstlichen Befehl, sofort in Stellung zu gehen!“ Der Leutnant im Hintergrund am Tisch sagt immer noch nichts, lächelt nur spöttisch übers ganze Gesicht.

Mir bleibt keine andere Wahl, als den Rest des Essens im Kessel mit dem Deckel zu verschließen. Umständlich langsam nehme ich die Post für die Gruppe (die Spurzem auch mitgebracht hatte) und die Kochgeschirre auf, verabschiede mich von Spurzem, der ein ganz bedepptes Gesicht macht. „Wird's bald, etwas schneller, schneller“, wird Linnemann jetzt schon etwas mutiger, als er sieht, dass ich den Rückzug antrete. Ich hänge gemütlich meine Knarre um und steige die Treppe hoch. Unzufrieden mit mir selbst stolpere ich, die Hände voller Kochgeschirre, hinaus ins Dunkel.

Josef Moser und der Schuss

Als wir unsere Gruppe erreichen, herrscht dort große Aufregung und Durcheinander. Creuwen kommt von rückwärts aus dem Dunkel, zwei, drei andere dabei. Ich frage ihn, was denn eigentlich los sei, einer habe mir etwas von „Josef angeschossen“ erzählt, aber was richtig los sei, wüsste ich immer noch nicht.

Aus den Berichten schält sich dann folgender Vorfall heraus: Josef Moser, Hermännchens MG-Schütze 2, war zum Austreten runter zu der Heckenreihe gegangen. Da sei plötzlich ein Pistolenschuss gefallen, und es habe einer fürchterlich aufgeschrien. Alle seien raus und in diese Richtung gerannt.

Da fanden sie Josef auf der Erde sitzen; totenblass hielt er mit der Linken seine saumäßig blutende rechte Hand, die an der Handwurzel von einem Schuss ganz zerrissen war. Seine eigene P 38 lag neben ihm. Sie banden schnell den Arm ab und schleiften ihn in den Unterstand des Sanis. Der tupfte die Wunde ab und legte einen dicken Druckverband an. Dabei sah er Creuwen so eigenartig an. Beide hatten anscheinend die gleichen Gedanken. Sie hatten um den Einschuss herum die Schmauch- und Pulverspuren gesehen. Nahschuss.

Solange Josef noch bei Bewusstsein war, hatten sie ihn nach dem Hergang des Vorfalls ausgefragt. Er habe gesagt, dass plötzlich ein Iwan vor ihm aus einem Schützenloch aufgestanden sei und eine Pistole auf ihn gerichtet habe. Er sei aber schneller gewesen. Fast gleichzeitig hätten sie abgedrückt. Ihm habe es die Pistole aus der Hand gerissen, und der Iwan sei weggelaufen. Aber Creuwen schüttelt den Kopf, als er mir das erzählte und sagte, alle haben nur einen Schuss gehört. Wo solle denn plötzlich ein einzelner Iwan direkt hinter uns herkommen? Aus Josefs Pistole sei ein Schuss abgefeuert worden, das hätten sie überprüft. Er und der Sani hätten keinem Menschen was über ihre Meinung von der ganzen Geschichte gesagt. Hoffentlich merke auch hinten auf dem Verbandsplatz niemand etwas, denn auf Selbstverstümmelung vor dem Feind stehe die Todesstrafe.

Desolater Frontzustand

Ich sage Creuwen, dass der Josef anscheinend mit seinen Nerven vollkommen fertig war und dass es uns allen noch so ergehen könnte, wenn wir nicht bald abgelöst würden. Von Berichten aus dem ersten Weltkrieg hatte ich noch im Hinterkopf, dass die Soldaten im Stellungskrieg nach 6 Tagen in Stellung 6 Tage zurück in Reserve kamen und so im Turnus immer wieder abgelöst würden,

sich ausschlafen, waschen und ranchieren konnten. Wir sitzen aber schon ca. 8 Tage hier im Dreck und in der Kälte, unsere Gesichter und Hände sind vom Pulverrauch und Dreck so schwarz wie die Erde um uns. Augen und, wenn einer das Maul aufmacht, die Zähne leuchten grell weiß aus unseren Negergesichtern, in denen sich hellere Schweißrinnen von der Stirn und den Schläfen über die Backen herunterziehen. Unsere Füße sind gefühllose Klumpen in den ewig nassen Schnürschuhen. Unsere Knarren haben Rostflecken auf dem Lauf und dem Schloss.

Auch die Tatsache, dass hier vorn nur eine ganz dünne Linie einzelner Schützenlöcher die ganze Front sind, erschüttert und verunsichert mich jedes Mal, sooft ich von irgendwo rückwärts vorkam und auf dem ganzen Weg keinem einzigen deutschen Landser begegnete. Im ersten Weltkrieg bildeten die „Front“ Stellungssysteme mit erster, zweiter und dritter Linie, verbunden mit Laufgräben, Reserve-Stellungen usw. Aber hier lagen nur wir paar „Männkens“ vorn, dann kam 1000 m rückwärts nichts als Leere und danach erst die Stellung unserer Kompanie vor der Stadt.

Ja, Hergottnochmal, wie stellen denn unsere Führer sich das bei einem massierten russischen Angriff mit Panzern und Artillerievorbereitung eigentlich vor? Sollen wir paar, in Schützenlöchern verstreut liegende Landser die denn aufhalten? Die rollen dann doch glatt durch bis hinten in die Stadt. Ich werde das immer stärker werdende Gefühl des Kanonenfutterseins und Verlassen-und-verkauft-seins nicht los.

Ein Panzerangriff?

Die Nacht geht herum mit kurzen Schlafstunden und ewig dauerndem Wachestehen. Leuchtkugeln hier, Schüsse und MG-Geknatter dort. Gegen Morgen hören wir vor uns ein gleichbleibend, dumpfes Motorengebrumm. Manchmal glaube ich, das typisch helle Klirren von Panzerketten zu hören. Fährt der Iwan Panzer vor uns auf oder fährt er, nur um uns zu beunruhigen, „Propaganda“?

Nach einer Weile wird das Geräusch lauter, als wenn sie unten im Tal näher herankämen. Noch dämmt es nur schwach. Da ruft uns Creuwen alle her und verkündet uns, dass, wenn die Iwans mit Panzern angriffen, jeder an seinem Platz bleiben solle, dass wir uns von ihnen überrollen lassen und nur die nachfolgende Infanterie bekämpfen sollten. Die Panzer würde der hinter uns am Hang liegende Panzer-Nahbekämpfungstrupp schon in Empfang nehmen. Nur auf die Infanterie sollten wir uns einrichten, dass die dann nicht plötzlich über uns sei. Das sei ein Befehl! Es solle sich keiner unterstehen wegzulaufen, den würde er eigenhändig abschießen. Dabei nimmt er seine Pistole in die Hand, um uns den Ernst seines Befehls zu verdeutlichen.

Vor Tagwerden gehen wir wieder alle in unsere Löcher zurück. Mit Heinz beratschlage ich, was wir tun sollen. Verflucht, das hat uns gerade noch gefehlt, – Panzer! Ich stelle ihm eindringlich meine Vorstellung von dem Ablauf eines Angriffs vor Augen, und wir kommen beide zu der Übereinkunft, wenn nur Panzer kommen, in unserem Loch hocken zu bleiben. Ist aber Infanterie aufgesessen, nichts wie weg den Hang runter zur Rollbahn, denn dann rechne ich uns keine Überlebenschance aus. Es gilt für uns also, die Panzer beim Heraufkommen über die Horizontlinie genau und so früh wie möglich zu beobachten und dann der gegebenen Situation entsprechend zu handeln bzw. nicht zu handeln. Ich grabe noch Stufen in die Schmalseite des Erdloches, damit wir schnell im Notfall aus unserem „Bunker“ herauskommen.

Immer lauter dröhnt das Panzergeräusch herüber. Deutlich hört man das begleitende, quietschende Kettenklirren über dem Motorengebrumm. Nervös glotzen wir beide über den Rand der Deckung in die Richtung des heranrollenden Unheils. Da, da schiebt sich zuerst ein Kanonenrohr, dann ein flacher Turm über die Horizontlinie vom Tal herauf. Dann der ganze Kasten. Die Erde rüttelt und dröhnt. Mensch, etwas schräg dahinter noch einer. Keine Infanterie sitzt drauf. Gut, bleiben wir im Loch, vielleicht haben wir Dusel und dieser Kelch geht an uns vorbei. Halbschräg auf uns zu kommen die beiden Eisenkästen hergerollt, genau auf das Schützenloch von Creuwen zu. Auf dem vorn fahrenden Panzer sehe ich einen Mann im Turm hinter einem Schutzschild stehen, in das eine Maschinenpistole eingelegt ist. Verflucht, ich kann die Uniform des Mannes nicht erkennen. Auch der Panzertyp ist mir völlig fremd. Flache Kästen, flacher Turm. An der Seite decken herabhängende, geteilte Panzerplatten die Gleisketten und das Laufwerk ab. Kein roter Stern, aber auch kein Balkenkreuz zu sehen.

Creuwen rennt

Als sie noch 50–60 m vor uns sind, sehe ich drüben beim MG einen aus dem Schützenloch hochspringen und in langen Sätzen schräg hinüber zum Keller hetzen. Das ist doch Creuwen?! Der

Mann auf dem ersten Panzer dreht das Schutzschild mit der MPi nach ihm und schon bellern kurze Feuerstöße auf. Creuwen rennt hakenschlagend im Zickzack weiter. Die Einschläge spritzen unter seinen Absätzen hoch. Mein Gott, der wird ihn abknallen wie einen Hasen. Ich reiße mir den Helm vom Kopf, steige in den Stufen der Querwand etwas hoch, dass mein Oberkörper voll aus dem Schützenloch ragt und winke, den Stahlhelm in der hocherhobenen Hand, heftig damit hin und her. Dabei schreie ich lauthals: „Nicht schießen, wir sind Deutsche!“ Mehrmals brülle ich immer wieder so was Ähnliches. Inzwischen ist der Panzer schon etwas seitlich an mir vorbei. Da wird der Mann im Turm auf mein wildes Rufen und Winken aufmerksam, dreht in einem Schwung die Pistole auf dem Drehkranz mit dem Schutzschild herum, genau auf mich. Blitzschnell lasse ich mich runterplumpsen, aber das erwartete Knattern der MPi bleibt aus. Er schießt nicht auf mich. Aber auch Creuwen wird in Deckung sein, wenn er ihn nicht im letzten Augenblick noch erwischt hat. Zuletzt sah ich ihn schon dicht vor dem Keller noch aufrecht rennen.

Die beiden Kästen rollen hangabwärts in Richtung Rollbahn hinter uns. Unbehelligt fahren sie ganz nahe an unserem Panzernahbekämpfungstrupp vorbei. Sind die etwa auch getürmt? Dann höre ich sie hinten mit aufheulenden Motoren die Rollbahn entlang nach Westen, also in Richtung der Stadt fahren. Das ist nochmal gut abgegangen. Das müssen zwei deutsche Panzer eines mir und auch den anderen unbekannt Typs gewesen sein. Aber wieso kamen sie dann von der Feindseite her und warum sah man kein Balkenkreuz an ihnen? Die hatten uns vielleicht die Membrane zum Flattern gebracht! Anschließend musste ich sofort die Hosen wenden, so war mir die Aufregung und die Nervenanspannung auf die Verdauung geschlagen.

Eine ganze Zeit später kam Creuwen von rückwärts wieder in seinen Stand, 10 m rechts neben mir gekrochen. Ich rufe über ihn und lege zum Spaß die Knarre auf ihn an: „Soll ich dich jetzt umlegen?“ Verlegen und beschämt sagt er, dass ihm einfach die Nerven durchgegangen seien, als der Kasten auf ihn zurollte. Er habe es einfach im Deckungsloch nicht mehr ausgehalten. „Ja“, sage ich, „und dabei hast du dich mehr in Gefahr gebracht als wir es waren. Ich hab‘ schon geglaubt, der Panzerschütze erwischt dich. Unter die Absätze hat er dir geschossen. Wenn unser Gruppenführer schon, entgegen seinem ausdrücklichen Befehl, wegläuft, wie sollen denn wir jungen Spunde da die Nerven behalten können?“ Sie, die Älteren, Kriegserfahrenen, hätten kein rechtes Vertrauen in uns Jüngere, und wir jetzt natürlich kein rechtes Zutrauen mehr zu ihnen. Keiner könne sich auf den anderen verlassen. Mit großer Bestürzung stelle ich innerlich fest: Die haben genau so Schiss und Angst wie wir. Im harten Ernstfall wird das nur ein „Rette sich, wer kann“ geben.

Tiefer, tiefer

Später sehen wir uns dann die Kettenspuren der Panzer in der schwarzen Erde an. Zwischen Creuwens und dem nächsten Schützenloch waren sie durchgefahren. Mit Erstaunen sehe ich die tief eingedrückten Gräben der Gleisketten an. Die waren 50–60 cm tief. Ins Schützenloch zurückgekehrt, vergleiche ich sofort, ob die Tiefe unserer Deckung für solche Kolosse ausreichen würde. Ich knie mich ganz auf den Boden und ducke mich so tief runter wie’s geht. Heinz misst. Die Ketten hätten mir noch auf den Rücken gedrückt. Verdammte, 1,50 m reichen da immer noch nicht. Wir greifen sofort nach unseren Spaten und heben die Erde noch tiefer aus. 1,80 m erreichen wir so. Wir müssen eine richtige Treppe in die Stirnwand graben, sonst kommt man aus diesem Loch überhaupt nicht mehr heraus.

Tote aufwecken

Gegen Abend kommt durch einen Melder der verrückte Befehl Linnemanns, dass alle toten Iwans in den Schützenlöchern und auch die, die so um uns herum liegen, zu überprüfen sind, ob sie auch wirklich alle tot seien. Aha, eine Auswirkung der Erzählung Josefs. Bis auf ein paar Posten steigt alles in der Dämmerung aus den Löchern, pflanzt die Seitengewehre auf und dann tapfen wir alle kreuz und quer von einem Schützenloch zum anderen und stoßen den darin liegenden oder hokkenden gefallenen Iwans die Spitzen unserer Seitengewehre in Gesäß und Rücken. Aber keiner zuckt. Alle sind mausetot. Ich glaube, jeder von uns würde zu Tode erschrecken, wenn ein so gekitzelter „Toter“ aufspringen würde und sich ergeben wollte. Ich sage zu den anderen: „So ein Quatsch, die liegen doch schon drei oder vier Tage alle in der gleichen Haltung wie am ersten Tag, und wenn da noch einer gelebt hätte, wäre er doch sicher in der ersten Nacht schon abgehauen.“

Panther?

Wir geben auch alle bald das „Tote aufwecken“ auf und besprechen den „Panzerangriff“ von heute früh. Irgendjemand sagt, die vom Nahbekämpfungstrupp hätten versichert, dass es zwei deutsche Panzer gewesen seien, die sich vor zwei Tagen bei dem Angriff da unten verfranzt gehabt hätten und bei uns eben zu der eigenen Front durchgebrochen seien. Auf meinen Einwand hin, dass sie keine Balkenkreuze aufgemalt hatten, sagte der andere, dass das ein ganz neuer Panzer-Typ sei, „Panther“ genannt. Der habe eine Betonschicht auf den Panzerplatten, damit keine Hafthohlladungen dran haften blieben. Dadurch seien die Balkenkreuze nicht sichtbar. Aber ganz überzeugt sind wir doch nicht, denn schließlich hatte der Mann im Turm des ersten Kastens auf Creuwen geschossen, obwohl er auf diese Entfernung doch die Uniform erkannt haben musste. Nun, ich konnte auf dieselbe Entfernung dessen Uniform auch nicht identifizieren. Jedenfalls scheint in diesem Krieg alles möglich zu sein.

Russischer Angriff im Nachbarabschnitt

Später wird dann wieder Essen und kalte Verpflegung ausgegeben. Die Nacht geht wieder hin mit Wache stehen, schlafen, wieder Wache stehen und endlos so weiter. Nervenaufreibend und ermüdend. Der Tag, es müsste der 20. März [1944] sein, zieht dunstig von Osten herauf. Aber es dauert nicht sehr lange, da kommt die Sonne durch, und es verspricht ein schöner, klarer Tag zu werden. Sehr unruhig ist es weit rechts schräg hinter uns, wo man in ungefähr 5–6 km Entfernung ein Dorf sieht. Von irgendjemand weiß ich, dass es Borki heißt und dass es von unserem Schwesterregiment besetzt sei. Dort herum haust immer heftiger werdend russ. Artillerie- und Granatwerferfeuer. Zuerst sind die einzelnen Einschläge noch mit dem Auge und dem Ohr zu unterscheiden. Aber von halber Stunde zu halber Stunde steigert sich die heftige Artilleriebeschießung zu einem rasenden, gewaltigen Trommelfeuer. Weiße, graue, giftig gelbe und schwarze Rauchwolken schießen dort massenweise aus der Erde. Ein ununterbrochen rollender Donner schlägt an unsere Ohren. Gnade Gott denen, die dort jetzt drin liegen.

Panzerzug

Gebannt schaue ich aus sicherer Entfernung, mit dem gleichgültigen Gefühl des Nichtbetroffenen, diesem gewaltigen Drama zu. Vor lauter Dreck und Rauch sieht man dort schon keine Einzelheiten mehr. Da gucke ich rein zufällig nach rechts über den Flugplatz (jetzt natürlich rechts mit umgedrehtem Körper nach hinten schauend) hinüber, hinter dem die Bahnlinie von Tarnopol nach Osten in einem großen Bogen verläuft.



Zeichnung 7 von Edgar Scheuermann: „Der Panzerzug“.

Da schiebt sich, wie im Zeitlupentempo hinter der Anhöhe davor, ein Panzerzug auf den Gleisen langsam nach Osten voran. (Ja, wirklich, ein gepanzerter Zug.) Vorn drei Plattwagen, gefüllt mit großen Steinen (wegen eventuell am Gleiskörper angebrachter Minen), dann die Lokomotive, unförmig, mit grauer Panzerverkleidung, wie ein Überbleibsel aus dem ersten Weltkrieg aussehend.

Direkt daran angekoppelt mehrere, genauso plump wirkende, graue Wagen. Einer hat sogar einen Geschützturm oben drauf. Am Ende wieder drei Plattwagen mit Steinen gefüllt. Wie ein vorsintflutliches Reptil schiebt sich der Zug langsam nach Osten zu.

Als er gerade uns gegenüber ist, (also genau im Rücken unserer Stellung im Süden ca. 2500 m entfernt), hält er an und feuert eine Salve Richtung Osten, links an Borki vorbei. Deutlich sehe ich die weißen Rauchbälle der Abschüsse an den Rohrmündungen der Geschütze vom Panzerturm und weiteren zwei Wagen.

Da schlägt mit einem gewaltigen Satz die ganze Granatenmasse von Borki herüber auf den Panzerzug, so, als hätten die russischen Kanoniere mit einem Ruck alle ihre Geschütze schlagartig herumgedreht. Mitten in der Masse der Detonationen, des sprühenden Feuers, der Rauch- und Dreckfontänen ein gewaltig hochschießender Rauchpilz, aus dem zig Meter hoch Feuer sprüht wie bei einem Vulkanausbruch. Zwischen dem rumpelnden Krachen der Granateinschläge ein gewaltiger, harter Donnerschlag, der die Luft an meinen Ohren presst und die Erde bis zu uns her erschüttert. Alles ist in Rauch gehüllt, in dem man gelbrotes Feuer zucken sieht. Bestimmt ist der Munitionswagen des Zuges explodiert.

Dann schwenkt mit einem Schlag, wie auf Kommando, das russ. Artilleriefeuer wieder hinüber nach Borki, aber es scheint jetzt schon viel weiter nach Westen niederzugehen.

Russischer Panzerangriff auf Borki

Da sehe ich von einer Anhöhe, noch weiter hinter Borki zurück, ganze Rudel Panzer, wie Käfer oder Ameisen, in Richtung auf das Dorf herunterkriechen. Russische Panzer im Angriff! Ich zähle schnell ca. 60 Panzer. Das ist ein Großangriff mit einer gewaltigen Ari-Vorbereitung, der unser Schwesterregiment trifft. Da scheint eine Mordsauerei im Gange zu sein. Sehr schnell wechselt der Donner der Feuerwalze und der Kampfärm immer weiter nach Südwesten hinüber. Dort walzt die rote Dampfwalze alles nieder, was sich ihr in den Weg stellt. Die Panzer, die ich zählen konnte, fahren gerade eine von der Sonne hell beschienene Anhöhe herunter. Was sich aber hinter dem Qualm und Staub noch alles verbarg, konnte man von hier aus ja nicht erkennen.

Rückkehr zum Stellungsalltag

Da drüben auf den Schienen liegt der Panzerzug zerfetzt, die Waggons umgeworfen, qualmend und brennend still. Das war wirklich eine teure Vorstellung. Bei uns hier bleibt es noch ruhig. Das Hauptthema der Gespräche ist der russische Großangriff und der explodierte Panzerzug.

Es geht gegen Abend, und in unserem Rücken grollt immer noch der Geschützdonner, allerdings jetzt weiter entfernt, aber immer weiter westlich. Drüben bei Borki raucht und brennt es überall, aber dort ist nur noch schwacher Gefechtslärm. Der Stellungsalltag bei uns läuft ungestört weiter. Wache stehen, schlafen, Essenempfang und wieder Wache stehen.

Abmarsch

Spät in der Nacht kommt der Befehl durch: Alles zusammenpacken und beim Haus sammeln. Wir versuchen, im Dunkeln unseren ganzen Kram zusammenzupacken, was gar nicht so einfach ist. Da liegen noch Handgranaten, da steht im dunkelsten Eck des Loches der Spaten, Herrgottnochmal, wo ist mein Sturmgepäck-Gestell? Alles liegt verstreut im und ums Loch herum. Was ich gerade von meinem Zeug finden kann, werfe ich in die Zeltbahn, packe sie an den Enden uns stiefele los. Unsere Gruppe kommt verstreut beim Haus angezockelt.

Linnemann entsteigt der dunklen Erde und verkündet uns, dass wir zurück zur Kompanie marschieren, um dort morgen früh einen Angriff mitzumachen. Er schimpft natürlich mächtig los, als er mich und noch einige andere mit Zeltbahnbündel, wie die Zigeuner auf der Wanderschaft, hier stehen sieht. Aber mir ist schon alles wurscht, soll er schimpfen. Im ungeordneten Sauhaufen, zum Teil mit Zeltbahnbündeln über dem Rücken, geht's den Hang runter zur Rollbahn. Dort finde ich (und auch die anderen) irgendwo eine kleine Holzschubkarre, werfe mein Bündel hinein und schiebe die Karre vor mir her (wie auch die anderen). Irgendwie sieht das so halb zivil aus, als sei eine Kolonne Bauarbeiter unterwegs.

Uns entgegen kommen andere Landser. Überhaupt ist ein starker Betrieb hier auf der Rollbahn. Nach Osten trabende, bespannte Infanterie-Karren, manche zu zweit aneinandergeschnallt, deren Zugtiere Lederschuhe mit dicken Gummisohlen an ihren Hufen haben. Vollkommen lautlos, bis auf ein leises Klirren der Ketten, rollen sie auf ihren luftbereiften Rädern gespenstig an uns vorbei.

Längs der Rollbahn im Straßengraben sind ganze Stapel Munitionskisten gelagert. Es ist nicht mehr menschenleer auf dem Weg zur Kompanie.

Da es gegen Morgen geht, ist es schon gut sichtbar. Da erkenne ich plötzlich unter einer uns entgegen kommenden Reihe Landser ein bekanntes Gesicht. Ja, es ist Karl Knies aus Frankelbach. Kurzes Begrüßen. Wie geht's? Wir gehen vor, wir zurück zu unserer Kompanie, Servus! Alles im Vorbeigehen. Das war das einzige Mal, dass ich ihn bei unserem Einsatz sah, und es sollte auch das letzte Mal sein, dass ich ihn lebend sehen sollte.

Bergan geht's zum Graben rechts rein, wo unser zweiter und dritter Zug in Stellung liegt. Am weit vorspringenden Kompanie-Gefechtsstand, der im Verlauf des Grabens auf einer kleinen Erhöhung in dem sonst nach der Feindseite hin abfallenden Gelände liegt, verteilen wir uns auf die Unterstände der übrigen Gruppen. Der Iwan hat inzwischen die Bewegung in dem Graben entdeckt und feuert mit dem eingegrabenen Panzer rauf und runter, einmal vor, einmal hinter die Deckung.

Von allen werden wir wegen unserer von Dreck ganz schwarzen Gesichter, die gegen die direkt bleich wirkenden der anderen, gefoppt. Bekannte sehen wir endlich wieder. Erhard Schultheis, Hans v. Tugginer aus Landstuhl, der mit mir zusammen auf der Meisterschule war. Es gibt viel zu reden.

Gruß und Schuss

Post wird ausgeteilt. Ich habe sieben 100 g-Päckchen von zu Hause dabei. Unsere Nachhut aus Kruscina habe die mitgebracht. Auch ein Brief von meiner Mutter, in dem sie mir mitteilt, dass mein Cousin Emil Mischler im Februar bei Narwa gefallen sei.

Ich suche irgendeine geschützte Ecke, um die Päckchen in Ruhe essen zu können und finde in einer scharfen Linksbiegung des Grabens ein Fuchsloch, in dem einige Muni-Kästen stehen. Ich setze mich in dem engen Loch darauf, lege die 7 Fresspäckchen auf meine Knie, reiße das erste auf. Ah, ein kleiner Kuchen, gerade 100 g schwer. Ich beiße mit großem Appetit hinein – da gibt's einen Schlag oben auf die Decke, ein Krach, dass ich im Moment benommen und taub bin. Dann bricht das ganze „Gewölbe“ zusammen. Dunkel ist's. Luft, – verdammt, – Luft! Ich wühle in den auf mich drückenden Erdmassen wie ein Erstickender herum. Mit gewaltiger Anstrengung gelingt es mir, den Kopf hochzudrücken und so nach vorn durch die Erde zu kommen. Kann wieder atmen – wenn auch Ohren, Maul und Nase voll Dreck sind. Dann bekomme ich die Arme frei, wühle mich ganz heraus. Himmel, Arsch und Wolkenbruch, ist das ein Saukrieg! Da bekommt man nach langer Zeit sieben Kuchen-Päckchen von zu Hause, freut sich wie ein Kind am Heiligabend darauf, beißt in den ersten einmal rein, da setzen die Sauhunde ein Ding aufs Dach, dass alles verschüttet geht. Alles futsch, alles im Dreck.

Ich will g'rad danach suchen und fange an, mit dem Spaten zu wüten, da heißt's: Fertigmachen zum Angriff.

Rochade im Graben

Ich suche mein Gelumpe zusammen und gehe ein Stück im Graben hoch, wo sich der 1. Zug sammelt, wehmütig zurück auf die Stelle blickend, wo mein schöner, guter Kuchen begraben liegt. Sch...dreck, gottverfluchter!

Wir stehen im Graben 'rum, als es plötzlich heißt: Der erste Zug an den linken Flügel, und der dritte Zug nach rechts runter. Und dann erleben wir ein klassisches Beispiel moderner Kriegstaktik!

Geduckt stapfen wir, Mann hinter Mann, den Graben weiter rauf, denn immer noch pfeffert der Scheiß-Panzer Granate um Granate draußen auf die Deckung, dass uns die Brocken um die Ohren fliegen. Da kommt von der anderen Seite her im Graben uns entgegen Feldwebel Todt mit dem dritten Zug.

Nun stehen sich der Feldwebel und Uffz Linnemann gegenüber. Todt sagt, wir sollen raus aus dem Graben, dass er mit seinem Zug durch kann. Der nicht allzu tiefe Schützengraben ist so eng, dass zwei Mann absolut nicht aneinander vorbei können. Wir meutern. Raus? Kommt nicht in Frage. Wir lassen uns doch nicht abknallen. Auch Linnemann macht dem Feldwebel klar, dass das bei der Beschießung nicht ohne große Verluste gehe, er wersetze sich. Was nun?

Langes Palaver, das immer lauter und heftiger geführt wird. Keiner gibt nach, keiner will raus auf die Deckung als Zielscheibe, dass der andere durchkommt. Da kommt dem Feldwebel ein geradezu genialer Geistesblitz. Er macht Linnemann den Vorschlag, dass wir uns nach rückwärts aus-

einander ziehen, uns auf die Sohle des Grabens legen und sein Zug dann über uns hinweg in seinen befohlenen Bereitstellungs-Abschnitt komme. Das ist die einzige Lösung des Problems. Das Ei des Kolumbus!

Und so geschieht es auch. Wir gehen einer nach dem anderen ein paar Schritte zurück und legen uns dann so, dass der Helm an die Schuhsohle des anderen stößt, flach auf den nassen, matschigen Boden des schräg nach unten enger werdenden Grabens. Dann geht Mann um Mann des 3. Zuges über unsere Köpfe, Rücken, Ärsche und Beine hinweg, wie über einen ausgerollten Teppich. Bei jedem Tritt, einmal auf den Stahlhelm, einmal auf das Sturmgepäck, einmal dorthin, wo man uns schon längst hätte hintreten sollen, werde ich etwas tiefer und immer fester in den Schlamm gepresst. Zirka 30 Mann (60 Füße) trampeln so über uns hinweg, um an ihren vorgeschriebenen Platz zu kommen.

Dann ist der letzte drüber. Ich will hoch, kann aber nur die Arme bewegen. Ich versuche, mich so hochzustemmen. Es geht beim besten Willen nicht. Wie eingemauert bin ich auf der Grabensohle fest in die Erde geklemmt. Vorn sind Linnemann und noch einer als erste aus eigener Kraft hochgekommen. Sie zerren und ziehen den nächsten, der auch allein nicht mehr hochkommt, aus dem Matsch. Und so weiter den nächsten. Bei mir haben sie zu dritt alle Mühe, mich auch nur so hoch zu zerren, dass ich ein Knie unter mich ziehen und mich so mit hochstemmen kann. Dabei trete ich mit dem Schuh in meine lose hängende Gasmaske, dass sie vom Tragriemen abreißt und in den Matsch gestampft wird.

Als ich schwer schnaufend aufrecht stehe, sagt Linnemann zu meinem Erstaunen zu mir: „Scheuermann, weißt du jetzt, warum wir den Krieg verlieren? Weil wir zu viel Gepäck mit uns schleppen müssen.“ Mir bleibt das Maul offen stehen, und ich glaube, meinen Ohren nicht zu trauen. Da sagt der Unteroffizier doch ganz offen, nicht mehr und nicht weniger, als dass er diesen Krieg für verloren hält. Sieh mal an.

Als wir kurz danach den linken Flügel und gleichzeitig das Ende der tiefer ausgebauten Stellung erreichen und uns bereit machen für den bevorstehenden Angriff, kommt ein Melder unten vom Gefechtsstand her und ruft, dass der Angriff für heute abgesagt sei. Was ein unnötiger Aufwand!

Bericht eines Kameraden

Wir suchen uns bei den „Eingesessenen“ ein Plätzchen zum Pennen. Ich suche Erhard Schultheis auf, mit dem ich zusammen schon im RAD in Alzey und später in Kruscina auf einer Bude gelegen habe. Er erzählt von den Vorgängen bei der Kompanie seit unserem Angriff mit den Sturmgeschützen am 14. oder 15. März [1944].

Sie hatten einen russischen Infanterieangriff von der Zbarazer Straße her abgewehrt. Anschließend einen Gegenangriff bis über die Straße hoch gemacht. Dabei seien auf dem Acker mehrere der gefallenen Russen auffälliger Weise auf Maul und Nase gelegen. Als ihr Uffz Blatt einen umgedreht habe, schlug der die Augen auf und fing an zu schreien. So hätten sie alle auf dem Bauche liegenden Iwans umgedreht und noch zwei weitere, sich tot stellende Verwundete, als Gefangene geschnappt. Jeder wollte sie nach hinten bringen. Aber der Uffz habe alle Diskussionen unterbrochen und die drei Gefangenen selbst ein Stück zurückgebracht. Im Hohlweg habe er dann alle drei von hinten mit der MPi niedergeschossen. Und das noch in Feindeinsicht!

Dann habe ihn, Erhard, die Neugierde geplagt, und er sei zusammen mit Uffz Blatt zum Straßenwärterhaus gegangen. Durch die schwarzen Trümmer seien sie ein Treppe hoch in einen fast dunklen, kleinen, nicht ausgebrannten Raum gekommen. Durch eine kleine, schmale Öffnung in der Giebelwand fiel gerade so viel Licht, dass sie auf einer Art Tisch ein langes Bündel unter einem dicken Pelz liegen sahen. Da schlug plötzlich ein Zipfel des Pelzes zurück und darunter lag mit aufgerissenen Augen ein schwerverwundeter Offizier. Eine große, blutig verschorfte Wunde habe sich von seiner Stirn seitlich über die Schläfe hingezogen. Der Offizier hob die Hand mit einem Nagan-Revolver unter der Pelzdecke hoch und wollte schießen. Blitzschnell trat ihm Erhard mit dem Schuh an die Hand, dass der Trommelrevolver wegflog. Er hätte den Offizier gerne gefangen genommen, aber sein Uffz. schoss dem Schwerverwundeten mit seiner Pistole durch den Kopf. Sie hätten dann den Toten durchsucht und Militärpapiere bei ihm gefunden, sie aber nicht lesen können. Es müsse ein Offizier im Hauptmanns- oder Majorsrang gewesen sein. Uffz Blatt meinte, es sei ein Polit-Kommissar, ein „Politruk“ gewesen.

Erhard zeigte stolz den Nagan-Trommelrevolver, dessen 6-schüssige Trommel wie auch der Beschlag am Griff aus Messing waren, der in einer Ledertasche an seinem Koppel hing. Uffz Blatt habe dann nicht sehr viel später einen Oberarm-Durchschuss erhalten und sei schnell nach hinten abgeschoben. Bei dem ganzen Angriff hätten sie nur einen Toten gehabt. Den Gefreiten Hohn habe man tot aufgefunden, ohne jede sichtbare Wunde. Zurückgebracht, habe ihn der Sani gründlich untersucht, aber auch nicht die kleinste Wunde vom winzigsten Splitter finden können. Man nahm an, dass er einem Herzschlag erlegen sei.

Dieser hochintelligente Mensch, von Beruf Bibliothekar, wurde von unseren primitiven Uffz und Feldwebeln in der Ausbildung in Kruscina bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit verarscht und auf den Arm genommen. Nun hatte er sich ganz einfach aus deren Landsknechts- und Menschenschinderwelt weggestohlen. Sein Herz blieb einfach stehen und schon konnte ihn das ganze dreckige, blutige, unmenschliche „Leben“ am Arsch lecken.

Zurück nach vorn

Am frühen Abend wird der 1. Zug zusammengerufen. In Erhards Unterstand habe ich ein paar Stunden schlafen können. Er hatte auch Post von seinem Vater aus Holland bekommen. Von einem Fresspäckchen, das ihm dieser geschickt hatte, gab er mir ein paar prima holl. Kekse ab, nachdem ich ihm erzählt hatte, wie es mir mit den 7 Feldpostpäckchen von zuhause heute Morgen ergangen ist.

Wir sammeln uns am Kompanie-Gefechtsstand. Da heißt es dann, dass wir wieder vorrücken sollen in unsere alte Stellung vorn auf der Höhe. Bei beginnender Dämmerung traben wir in Reihe zu Einem die Rollbahn runter, bepackt mit allem Gelumpe.

Munition und Brot

Am Fuße der Anhöhe, wo links im Straßengraben ganze Reihen von Munitionskästen gestapelt sind und allerhand sonstige Ausrüstungsgegenstände herumliegen, finde ich eine in den Dreck getretene Gewehrgranate mit der dazugehörenden Kartusche, die mit einem Papierstreifen an der Granate befestigt ist. Ich hebe sie auf und stecke sie ein, als ob ich nicht schon genug zu schleppen habe. Aber mir kommt es wie eine große Schlampelei und Verschwendung vor, wenn Munition einfach so weggeworfen wird. Vielleicht braucht man vorn noch mal jeden Schuss.

So haben mich die anderen auch ausgelacht, als ich vor dem Angriff mit den Sturmgeschützen das halbe Kommissbrot, welches ich übrig hatte, oben auf Decke und Zeltbahn meines Sturmgepäcks drauf geschnallt habe. Die haben ihre Brotstücke einfach weggeworfen, weil sie nicht wussten, wohin mit allem. Spät am Abend entsannen sich dann einige, als ihr leerer Magen sich meldete, an mein komisches Aussehen morgens, mit dem halben Kommissbrot oben auf dem Sturmgepäck, kamen zu mir ans Schützenloch gekrabbelt und fragten mich, ob ich nicht ein Stück Brot für sie übrig habe. Die große Wertschätzung des Brotes sollte für wenige erst viel später kommen.

Wieder in Stellung

Oben auf der Höhe in unserer „alten“ Stellung angekommen, wurde unsere Gruppe diesmal rechts des Hauses eingesetzt, dort, wo wir am ersten Tag ins Granatwerferfeuer geraten waren. Weyand und ich erhalten ein Schützenloch zugewiesen, das halbrund gebaut ist. Wahrscheinlich lag zuvor ein MG von Uffz. Schmitt hier drin. Ein lausig gedeckter Unterschlupf schließt sich rechts an. Wir legen die Brocken ab, greifen zum Spaten und heben den flachen Unterstand und das Schützenloch tiefer aus. Stechen ins linke Ende ein „Angstloch“ tief ein, in das man sich bei Granatwerferfeuer verkriechen kann. Unsere Gasschutzplanen nehmen wir aus den Taschen, die am Gasmasken-Trageband hängen, legen sie als Unterlage auf den Boden des Unterschlupfs gegen die Nässe, die von der Erde beim Liegen in die Klamotten zieht. Denn unsere Vorgänger haben an Stroh sehr gespart.

Es ist inzwischen schon ganz dunkel geworden und irgendwann ruft mich Creuwen in sein Schützenloch, das hier links vor uns etwa 30 m ostwärts des zerstörten Hauses liegt. Ich muss mit ihm MG-Wache stehen. Eine ganze Weile vergeht, als ich merke, dass ich gegen die aufkommende Müdigkeit und den Schlaf ankämpfen muss. Unter Beachtung aller mir richtig erscheinenden Vorsichtsmaßnahmen zünde ich mir eine Zigarette an. Es ist merkwürdig still diese Nacht vor uns. Kaum ein Schuss fällt beim Iwan. Nur weit rechts hinter uns hört man Gefechtslärm. Creuwen mault zwar, weil ich rauche, aber als er sieht, wie ich das mache, ist er halbwegs beruhigt.

Rauchen, Feuer, Explosion

Gerade habe ich tiefgebückt in der abschirmenden Hand an der Zigarette gezogen, richte mich auf und blase den Rauch mit zurückgelegtem Kopf kräftig aus den Lungen, als direkt vor mir Feuer sprüht. Gleichzeitig kracht es fürchterlich und Schreck und Luftdruck werfen mich an die hintere Erdwand, dabei würgt mich der unter dem Kinn liegende Sturmriemen des Stahlhelms ganz fürchterlich, dass ich zu ersticken glaube. Dann rutsche ich mit dem Rücken und dem Gesäß die Wand herunter auf den Boden. Als ich wieder einigermaßen klar sehen und hören kann, stelle ich fest, dass Creuwen neben mir stehend voraus ins Dunkle feuert. Noch ganz bedeppt rapple ich mich hoch und schieße auch zwei-, dreimal.

Dann fängt Creuwen halblaut, aber sehr wütend, mit mir an zu schimpfen, dass uns meine verfluchte Zigarette fast das Leben gekostet hätte. Ich sage: „Was war das denn? Ich hab‘ doch keine Granate heranrauschen hören?“ Er meint: „Das war auch keine Werfergranate“, aber dicht vor uns müsse ein Spähtrupp gelegen haben, der unseren Standort durch das Aufleuchten meiner Zigarette spitzgekriegt habe und anscheinend eine schwere Handgranate hierher geworfen hatte. Vielleicht 8–10 m vor unserem Loch sei sie detoniert. Nun, wenn der Spähtrupp weiter vorgegangen wäre, hätte er auch plötzlich im Dunkeln auf uns rumpeln können. Es sei uns ja nichts passiert, und die hätten dadurch ihre Anwesenheit verraten. Jetzt müssten wir besonders aufpassen. Aber eine Zigarette habe ich mir doch keine mehr anzustecken getraut.

Noch eine Lehre habe ich aus dem Schreck gezogen: Von da an legte ich den Kinnriemen des Stahlhelms vorn über den Griffband, damit mich der Luftdruck einer nahen Explosion nicht nochmal so würgt, sondern der Helm dann eben wegfliegen kann.

Im Schützenloch

Später bin ich wieder in unserem Schützenloch. Heinz und ich kommen überein, dass wir die Marktenderware anders teilen als vorgesehen. Ich erhalte die ganze Tafel Schokolade, er darf dafür den ganzen Wodka trinken. Ich konnte Wodka nicht mehr riechen, seitdem ich in Kruscina zwei Tage dienstunfähig war nach einem gewaltigen Wodkarausch.

So arbeiten wir anfangs noch zusammen am Ausbau unseres Schützenloches, aber schon bald ist Heinz nicht mehr „arbeitsfähig“ und legt sich in den Unterstand, aus dem gleich darauf sein Schnarchen dröhnt. Die Wodkaflasche ist leer. Die ganze Nacht schaue ich zwischen dem Schippen immer wieder mal ins Vorfeld, esse meine Schokolade, rauche ab und zu eine Zigarette, von denen ich ja jetzt auch mehr als genug habe. Nichts passiert, und als der Morgen graut, bin ich mit dem Ausbau des geräumigen Schützenloches fertig. Die Erddecke über dem Unterstand habe ich ums Doppelte verstärkt. Als es hell ist, wecke ich Heinz. Wie üblich habe ich große Schwierigkeiten, ihn richtig wach zu bekommen. nach dem Wodkarausch heute Nacht ist’s noch schwerer. Endlich habe ich ihn soweit. Was soll auch schon passieren, jetzt, wo’s hell ist?

Ich lege mich in der neuen „Wohnung“ schlafen. Schön bequem hat man’s hier. Platz hat man hier drin. Man kann sich ganz ausstrecken, – eine Wohltat.

Ich habe gut und fest geschlafen, als Heinz mich weckt. Wir wechseln ab. Vorsichtig den Kopf über die Deckung hebend, spähe ich ins Vorfeld. Hier sieht man ungehindert bis zum Wald und dem Dorf. Unsere Stellung liegt hier auf dem leicht abfallenden Vorderhang. Nur ungefähr 500 m voraus läuft quer eine kleine Senke, in die man nicht hineinblicken kann, wobei nach links ‘rüber diese Senke tiefer und breiter wird. Vorsichtshalber nehme ich den Helm runter und schmiere die Vorder- und Oberseite dick mit nasser Erde ein. Dann linse ich wieder über den Rand der Deckung.

Kriecher im Vorfeld

Da vorn halbrechts, – da bewegt sich doch irgendetwas auf dem Acker. Ja, gibt’s denn sowas, da kriecht ein einzelner Iwan auf Händen und Knien auf unsere Stellung, genauer gesagt rechts vorbei auf die Stellung unserer Nachbarn zu. Deutlich sehe ich den schaukelnden Rucksack auf seinem Rücken. Er kriecht ohne Unterbrechung munter weiter. Der hat vielleicht Nerven! Ich stelle an meiner Knarre das Visier auf 400 und feuere einen Schuss auf ihn ab. Der Dreck spritzt drüben hoch, und da sehe ich ihn nicht mehr. Ich angele mir Weyands Gewehr mit dem Zielfernrohr und suche den Iwan an dem Platz, wo ich ihn zuletzt gesehen habe. Nichts. Der hat sich doch nicht eingegraben, das hätte ich doch sehen müssen. Da schaue ich mit bloßen Augen über das Zielfernrohr und suche das Gelände dort ab.

Da ruft Creuwen, der meinen Schuss gehört hat, herüber, was denn los sei. Ich erkläre ihm schnell die Lage. Als ich wieder voraussehe, fasse ich ihn 30–40 m weiter rechts. Fast auf gleicher Höhe mit mir krabbelt er schon. Ich stelle das Visier nach, ziele durchs Fernrohr und habe ihn im Fadenkreuz. Drücke ab, lade durch, ziele kurz und schieße schnell nochmal. Da seh' ich ihn nicht mehr. Sorgfältig halte ich die Stelle fest, wo er verschwand. Minuten warte ich. Sehe zwischendurch einfach so hinüber. Aber er bleibt verschwunden.

Da ruft jemand links von mir: „Da, da vorn noch einer! Vorsicht, die sickern durch!“ Tatsächlich kriecht 250–300 m vor uns einer genau auf uns zu. Rechts dahinter springt gerade einer in die Mulde, in die man nicht reinsehen kann. Verflucht nochmal, wenn man da nicht aufpasst, hat man die Kerle wie's Gewitter überm Hals. Da links noch einer! Kaum zu sehen sind die, die auf dem Acker kriechen, so genau passt sich die Farbe ihrer Uniform dem Erdbraun an. Nur die, die über die Wiesenfläche heran kriechen, auf der zum Teil noch Schnee liegt, kann man etwas deutlicher ausmachen.

Irgendjemand sagt mir den Befehl durch, ich solle mit dem Schießbecher ausprobieren, ob die „Pilze“, die eigentlich nur zur Bekämpfung von gepanzerten Fahrzeugen gedacht sind, auch auf normaler Erde, Wiesenboden zum Beispiel, explodieren. Ich versuch's. Schießbecher angeschraubt, Libelle ans Visier, „Pilz“ oben rein, Kartusche in die Kammer, visiere indirekt 250 m, stelle die Knarre mit dem Kolben vor mich auf den Boden, knie dahinter, halte den Lauf in die Richtung und, als die Luftblase genau eingependelt ist, drücke ich ab. Verfolge das unförmige Geschoss mit den Augen. Vorn auf der Wiese fährt ein Rauchpilz wie von einer Werfergranate hoch, ein harter, krachender Schlag Tatsächlich, die explodieren auch auf der Erde.

Dann lege ich richtig los. Eine Granate in den „Becher“, zwei lege ich griffbereit daneben. Drei Kartuschen in die Kammer. Ich stecke auf die Deckung kleine Holzstücke nebeneinander als Richtungsgeber, und dann schnell nacheinander abdrücken, durchladen, Granate rein, visieren, plop, und schnell dasselbe nochmal. Die erste Granate hat noch nicht die Erde erreicht, als ich die dritte schon abgefeuert habe. Nacheinander drei dicht beieinander auffahrende Explosionswolken, drei harte Donnerschläge kurz nacheinander. Aha, das scheint zu wirken. Kein einziger Iwan kriecht mehr weiter, da nehmen sie alle schön die Nase in den Dreck. Wir beobachten weiter, keiner versucht mehr, näher zu kommen. Aber nun schießen welche auf uns, man kann nur nicht ausmachen woher.

Unter schwerem Beschuss

Durch die Knallerei kommt auch Heinz angekrochen und fragt, was los sei. Ich erklär's ihm und schärfe ihm ein, ja genau aufzupassen. Nochmals suche ich mit den Augen sorgfältig das Gelände vor und neben uns ab, kann aber keine Bewegung mehr entdecken. Später lege ich mich, wegen der vollständig durchwachten Nacht im Deckungsloch, aufs Ohr, nachdem ich Heinz gebeten hatte, mich jetzt mal ausgiebig schlafen zu lassen und mich nur zu wecken, wenn Gefahr droht.

Ich muss fest geschlafen haben, als ganz langsam in mein Unterbewusstsein ein Gewitter poltert. Ich komme nicht zu mir, glaube immer noch, ich träume. Da fängt's an zu regnen. Tropfen fallen mir ins Gesicht. Ich muss ins Haus, sonst werde ich ganz nass. Immer wieder wische ich mir das Gesicht ab. Das Gewitter kommt immer näher, wird lauter. Mächtige Donnerschläge jetzt. –

Herrgott, das sind keine Regentropfen, die mir ins Gesicht klatschen, sondern Erde, die von oben herunter rieselt. Verdammt, was ist los, die Erde schüttert wie bei einem Erdbeben. Rollende Donnerschläge, wummerndes Krachen. Bei jedem Krach rieselt mehr Erde von der Decke. Decke, – wo bin ich? Da werde ich mit einem Schlag hellwach. Herrgott, was ein Feuer draußen. Wo ist Heinz? Warum weckt er mich nicht? Greift der Iwan an? Raus!

Ich fahre wie ein gehetztes Tier aus dem Bau, suche zuerst mit den Augen Heinz. Rollender Explosionsdonner schlägt mir die Ohren zu. Ich sehe Heinz nicht. Ist der schon weg? Kurz hebe ich den Kopf über die Deckung, will nach vorn sehen, aber da ist nichts als Rauch und Dampf. Feuerblitze zucken da und dort auf. Granatwerfer und Pak scheinen das zu sein, ein höllisches Konzert. Ununterbrochen pfeifen und rauschen Granaten heran, explodieren rechts von mir, hinter und vor mir, dass ich keine zwanzig Meter sehen kann. Splitter pfeifen und jaulen kreuz und quer.

Stählerner Schutz(engel)

Am Boden des Schützenloches krieche ich auf unser Angstloch zu. Gott sei Dank, da sitzt Heinz ganz in die Nische gekauert mit bleichem Gesicht. Er dreht sich erschrocken um, als ich mich hin-

ter ihn in die Nische drücke. Er dreht sich nochmals nach mir um, mustert mich so merkwürdig und schreit mir dann ins Gesicht (weil ich ihn bei dem Krach sonst nicht höre), ich solle meinen Stahlhelm aufziehen. Ach ja, der lag noch im gedeckten Unterschlupf. Ich winke ab, ach was. (Nicht aus Kaltblütigkeit, sondern aus Angst, aus der schützenden Vertiefung herauszukriechen.)

Ich bleibe hocken. Da fährt er plötzlich mit verzerrtem Gesicht herum und schreit mich laut an: „Hol‘ doch deinen Helm!“ und gibt mir einen Stoß, dass ich rückwärts ins Schützenloch falle. Nun, ausgestreckt liegend, brauch‘ ich nur den Arm vor zu recken, um an die Zeltbahn zu langen. Ich ziehe mich mit den Händen noch etwas weiter, lange unter der Zeltbahn durch und fingere meinen Stahlhelm heraus. Richte mich kniend hoch, drehe mich um und setze mir dabei den Helm auf die Rübe.

Im gleichen Moment, als ich auf Knien wieder hinter Heinz in das Angstloch rutsche, ein hell klingender Schlag hinten am Helm. Dann fällt mir ein grauweißer, ca. 6 cm langer Splitter, vom Zünder einer hinter uns krepierenden Granate, auf den Mantel über meinem rechten Knie. Ich fasse ihn mit der rechten Hand an und will ihn Heinz zeigen, der bei dem klingenden Schlag herumgefahren ist, lasse ihn aber sofort wieder fallen, weil ich mir mordsmäßig die Finger an dem heißen Ding verbrannt habe. Der hätte mir ohne Stahlhelm den Hinterkopf schön angebohrt.

Nervenanspannung

Ohne Unterbrechung tobt das Granatfeuer um uns herum weiter. Panzervollgeschosse verursachen in den hinter uns stehenden ausgebrannten Tank-Fahrzeugen einen nervenaufreibenden Höllenlärm, wenn sie nach jedem Einschlag erst ganz schnell, dann langsamer werdend, darin herumrollen.

Wie lange geht das nun alles schon? Ich werde ganz nervös, und die Angst vor dem Verwundetwerden und langsamen Verrecken steigt riesig an. Ein direkter Volltreffer, – ja, dann ist’s halt gleich aus. Aber da still hocken, nicht weglaufen können aus dem Getöse und Gekrache, nicht weglaufen vor den heulenden und herumsurrenden Splittern, das macht einen verrückt. Minuten dehnen sich da unendlich lang aus, so dass man nicht mehr genau sagen kann, dauert das jetzt schon eine halbe oder eine ganze Stunde. Verflucht, wenn die doch aufhören wollten. Die Rohre soll es ihnen zerreißen! Nichts kann man da tun, als mit bibberndem Arsch sich ganz klein zusammenducken.

Creuwen brüllt irgendwann ‘rüber zu uns: „Scheuermann, Weyand, streckt doch mal die Nase raus und guckt ins Vorfeld, der Iwan kann hinter der Feuerwalze herkommen. Nicht immer verkriechen, sonst steht er über euch, ehe ihr was merkt. Immer mal rausgucken!“ Ich hebe kurz den Kopf hoch, nicke Creuwen zu und mache mit der Hand ein Zeichen, dass wir kapiert haben. Dann linse ich schnell übers Vorfeld, kann aber bei dem Qualm und Staub nicht weit sehen. Dann ziehe ich schnellstens wieder die Rübe ein, als rechts von uns zwei Dreckfontänen hochschießen.

Not treibt

Zusammengedrängt hocken wir zwei wieder tiefgeduckt im Angstloch. Ich fingere eine Packung Zigaretten aus der Tasche, – da hilft nur noch rauchen, gebe Heinz eine und stecke mir selbst eine ins Gesicht. Streichholz? Wo verflucht habe ich die Streichhölzer? Ich krame eine Schachtel unter Verrenkungen aus der Hosentasche – leer! Dann sucht Heinz nach Streichhölzern in seinen Taschen, nichts! Keiner findet bei sich auch nur ein einziges Hölzchen. Die Zigarette hängt kalt im Mundwinkel. Feuer brauch‘ ich, gottverdammte, sonst werde ich noch verrückt.

Ich sage zu Heinz: „Warte, ich hol‘ Feuer“, stemme mich hoch auf die Deckung und renne in langen Sätzen, tief geduckt durch den Rauch hinüber zum Schützenloch von Creuwen, Hermännchen und einem Dritten. Springe atemlos mit einem Satz hinein.

Creuwen starrt mich entsetzt an, schreit: „Was ist los?“ Er glaubt anscheinend, wir hätten einen Volltreffer. Schwer atmend bringe ich heraus: „Ich brauche Feuer, wir haben keine Streichhölzer mehr.“ Da haut mir Creuwen, fuchsteufelswild, eine in die Visage, dass mir der Kopf auf die andere Seite und die Zigarette aus dem Maul fliegt. „Bist du verrückt“, brüllt er mich an, „dein Leben zu riskieren wegen Feuer für deine Scheiß-Zigarette? Hast du nicht Feuer genug hier?“ Ich hebe den Glimmstängel wieder auf und bettele auch die beiden anderen um Streichhölzer an. Einer gibt mir welche. Ich zünde mir die zerkrantschte Zigarette an, mache zwei, drei tiefe Lungenzüge. Ja, das tut gut. – Da lässt das Nervenflattern schnell nach.

Ich will wieder zurück, aber Creuwen hält mich fest und schimpft: „Du verrückter Hund, du bleibst hier, willst du absolut einen Splitter ins Kreuz?“ Ich keuche noch heraus, dass Heinz doch allein drüben sitzt und wartet, bis ich mit Feuer zurückkomme, da schlägt dicht vor uns, nach kurzem Fauchen, ein dicker Brocken ein. Alle ducken sich, ich reiße mich von Creuwen los, springe mit einem Satz aus dem Loch und renne mit der brennenden Zigarette im Mund zurück zu unserer Deckung und springe hinein.

Ich muss erst mal tief durchatmen von der Hatz. Dann zündet Heinz mit zitternder Hand seine Zigarette an der meinen an. Wir kommen überein, dass nur einer raucht, der andere dann an dessen Kippe sich eine ansteckt und im Wechsel so fort. So kann man das ewige Krachen und Dröhnen schon eher ertragen.

Überstanden

Immer öfter hauen zwischen den Pak „Ratsch – bum“ und den anderen Werfereinschlägen schwere Brocken ein. Ein hohes, schrilles Pfeifen geht schnell in ein zischendes Fauchen über, ein mächtiger Donnerschlag, eine riesige Erd- und Rauchfontäne steigt hoch, ganze Splitterschwärme surren und pfeifen in der Luft über uns. Erdbrocken poltern uns auf die Helme und die gekrümmten Rücken. Das sind überschwere russ. Granatwerfer.



Bild 7: Schwerer russischer Granatwerfer, 12 cm.¹³

Wir haben eigentlich nur Sicht- und Rufverbindung zu Creuwens Schützenloch rüber. Was weiter drüben gegen das Haus zu bei den anderen Gruppen vorgeht, sehen und hören wir nicht.

¹³ Bildquelle, vom Bearbeiter eingefügt: Carell, Unternehmen Barbarossa, S. 344/345.

Durch die dauernden Erschütterungen der Erde sind Teile der Erdwände unseres Schützenloches schon herab gerutscht. Wenn das noch lange anhält, können wir uns eine neue Deckung schaufeln. Aber da wird das Feuer langsam dünner, dann sind es nur noch einzelne Einschläge, und nach einer Weile hört das ganz auf. Jeder von uns beiden hat inzwischen eine ganze Schachtel Zigaretten aufgeraucht. Wir beseitigen mit den Spaten die Schäden an der Deckung.

Ablösung

Spät in der Nacht, Essen hatten wir gerade gefasst, sagt irgendjemand durch, dass wir alles zusammenpacken sollen, wir würden abgelöst. Wir sollten aber schnell machen, die anderen seien schon fertig zum Abrücken. Gottseidank zwar, aber nu mal langsam. Gerade hat man uns das eben gesagt. Es beginnt wieder das große Suchen nach den Brocken. Sturmgepäck, Spaten, die Leinenbeutel, das Kochgeschirr.

Ich suche gerade im gedeckten Erdloch im Schein eines Streichhölzchens meine sieben Sachen zusammen, als draußen jemand meinen Namen halblaut ruft. Ich strecke den Kopf unter der Zeltbahn durch und frage, was los ist. Da stehen einige vor unserem Schützenloch, andere laufen hin und her. Mehrstimmig bellt es mich an, ich solle doch schneller machen, alle seien schon marschfertig. Haben die's auf einmal so eilig, hier wegzukommen. Ich schnauze böse zurück: „Nun f... euch mal nicht ins Knie, da hätte man uns eher was sagen sollen. Wir packen gerade noch zusammen. Kommen sofort!“

Ich hatte keine Acht gehabt, dass Linnemann auch draußen stand, drehte mich wieder ins Loch zurück, warf die Brocken alle in die Zeltbahn, packe die Zipfel zusammen und krieche kopfvor aus der Höhle. Da sehe ich einen breitbeinig über der Deckung stehen und irgendwas brüllen, das mir nicht mehr im Gedächtnis ist. Gleichzeitig bekomme ich einen heftigen Schlag mit dem Kolben einer Maschinenpistole auf den Stahlhelm. In unwillkürlicher Reaktion versuche ich, mit der Knarre abzuwehren und schlage den Lauf dem Kerl ans Schienbein. Im selben Moment habe ich die Stimme und den dazugehörenden Rüpel erkannt, es ist Linnemann. Er springt hastig weg und schimpft aus gebührender Entfernung. Als ich aus dem Loch steige, geht er davon. Ob er nicht doch Angst vor einer Kugel im Rücken hat?

Zurück zur Kompanie

Wir sammeln uns vor dem Keller. Überall ist Betrieb. Leute laufen hierhin und dahin. Ich ordne etwas mein Gelumpe und dann geht's in Reihe zu Einem den Hang runter zur Rollbahn. Dort herrscht genau so ein Gewusel. Bespannte Kolonnen fahren zurück. Dazwischen tappen Gruppen von „Fußlatschern“. Schleppenden Schrittes zockeln wir den Berg hoch zur Stellung der Kompanie. Übermüdet und erschöpft zwängen wir uns durch den Graben.

Zum III. Zug

Wir werden auf die anderen beiden Züge aufgeteilt. Irgendwie komme ich zu einer Gruppe des dritten Zuges. Obergefreiter Höhn (?) ist der Gruppenführer. In einem mir wenig sicher scheinenden Unterstand, der zu allem Überfluss noch auf der „falschen“ Seite liegt, quetsche ich mich auf einen Schlafplatz. Ich werde aber, nach nicht allzu langer Zeit, zum Wachestehen eingeteilt.

Auf Wache

Auf der Feindseite sind in Abständen Schützennischen in die Wand gestochen. Ein saukalter Wind treibt feinen Sprühregen vor sich her. Immer wieder höre ich durch das Pfeifen des Windes am Stahlhelm ein eigenartig, rangsendes Geräusch. Da entdecke ich am sanft abfallenden Hang, 40–50 m vor mir, die Trümmer der abgestürzten Me 109. Das Seitenleitwerk wird vom Wind immer hin und her gedreht.

Irgendwann in der Nacht will ich mal ausprobieren, welche Wirkung eine Eierhandgranate hat, die ich nun schon überall hingeschleppt habe, aber noch nie in die Lage gekommen bin, eine zu werfen. Ich habe einige in den Patronentaschen eingeknüpft und drehe alle Augenblicke die Abzugsknöpfe fest, damit sie sich nicht mal beim Kriechen losdrehen und abreißen und ich mich selbst in die Luft sprengte. Ich werfe eine ca. 25–30 m den Hang runter und bin enttäuscht über den matten Knall der Explosion. Über die Splitterwirkung dieser Knallerbsen kann ich mir im Dunkeln natürlich kein Bild machen.

Da fangen schlagartig alle Posten den Graben entlang an zu schießen. Leuchtkugeln steigen hoch. Überall hört man rufen, was eigentlich los sei. Ich sage natürlich kein Wort, dass ich der Verursacher war und ballere tüchtig mit. Da schläft wenigstens keiner auf Posten ein.

Lage?

Gegen Morgen ist der Boden gefroren, und es geht eine eiskalte Luft. Es wird ein klarer, schöner Sonntag, aber saukalt. Schon in der Nacht auf Posten trug der stark böige Wind aus Südwesten starken Gefechtslärm heran. Er kam nun schon aus der Richtung von weit hinter uns. Wenn ich mir überlege, dass vor zwei, drei Tagen dieser Lärm vorn im Osten bei Borki anfang, dann muss ich mir sagen, dass der Iwan dort ganz schön durchgebrochen ist und nun schon sehr weit im Süden hinter uns steht. Aus dem Norden ist dagegen überhaupt nichts zu hören. Hocken wir hier vorn da nicht in der tiefsten Stelle des Sackes? Da braut sich doch irgendein Unheil zusammen.

Reinigung

Um die Mittagszeit wird unser Zug gruppenweise zurück in die Stadt zum Kompanietross geschickt, um sich zu waschen. Auch unsere Gruppe kommt irgendwann am Nachmittag dran. Aber der Weg in die Stadt in ein Haus, in dem unser Tross liegt, ist mir nicht mehr im Gedächtnis.

In einem Zimmer des Hauses schrubben wir uns mit heißem, dampfendem Wasser, das uns unsere Hiwis beischleppen, Gesicht, Hals und Hände. (Hiwi – „Hilfswilliger“. Bezeichnung für in der Wehrmacht dienenden „freiwillige“, ehemals russische Kriegsgefangene.) Mehrmals müssen wir die Prozedur wiederholen, weil der hartnäckige Dreck nicht aus den Poren und Rillen der Haut, besonders am Hals, geht. Am Ende unserer Bemühungen sehen alle aus wie rotverbrühte Krebse. Als ich mich nach dem Waschen kämmen will, stelle ich fest, dass ich irgendwann meinen Kamm mit dem Taschenspiegel verloren haben muss. Das fällt also aus.

Anschließend bringen die Hiwis warmes Essen herbei, von dem mir nur noch in Erinnerung ist, dass große Fetzen Bratenfleisch dabei sind. Nach dem Essen und einer in Ruhe und ohne Lebensgefahr gerauchten Zigarette werden alle in der ungewohnten Wärme des Zimmers müde, und jeder haut sich auf den Boden und pennt.

In die Stellung zurück

Wir werden durch lautes Rufen unseres Spießes, Hauptfeldwebel Nölkers, wach. Wir könnten hier nicht übernachten, es sei höchste Zeit, in Stellung zu gehen. Herrgottnochmal, 24 Stunden könnte man in einem so schön warmen Zimmer schlafen. Polternd und rumorend machen wir uns marschfertig. Verschlafen trotten wir durch die eisige Luft zur Rollbahn nach Osten zu.

Irgendwo bei den letzten Häusern Tarnopols kommt uns unser Kompanie-Chef, Oberleutnant Ruß, entgegen. Als er uns erkennt, droht er uns mit dem Finger und meint, es sei aber höchste Zeit, um in Stellung zu kommen, bevor es dunkel wird. Aber er grinst dabei und meint es nicht streng ernst.

Wir beeilen uns dann auch wirklich, denn es dämmt schon. Schneeflocken fliegen in der kalten Luft herum. Über die Ziegelei, den Laufgraben entlang gehen wir in Stellung.

Stalin-Orgeln

Dann muss ich hier an dieser Stelle Ereignisse niederschreiben, bei denen ich nicht sicher bin, ob sie an diesem oder dem vorhergegangenen Abend stattfanden.

Ich wurde auf jeden Fall zum Essenholen befohlen. Je zwei Mann einer Gruppe, mit Kochgeschirren und Feldflaschen bepackt, stapfen wir durch den kaum knietiefen Laufgraben nach Nordwesten zurück. Dann müssen wir ca. 300 m freien Acker überqueren, bis wir zur Ziegelei kommen. Dort warten wir frierend, denn die „Küche“ ist noch nicht da. Wir stellen uns in den kreisrund gemauerten Ziegelöfen unter. Diese stehen in einem teils offenen, aber überdachten, langen Schuppen. Auch ein Kamin ragt hoch.

Dann kommt unser ausgestellter Posten und meldet, dass der Küchen-Pleskau vorn auf der Rollbahn stehe. Wir traben die hundert Meter bis zur Straße vor, bis zu dem mit zwei Pferden bespannten Pleskau. Darauf steht der Küchenunteroffizier und der Koch und schöpfen aus den großen Warmhalte-Kübeln Essen in die Feldkessel und Kaffee in die Feldflaschen. Ein Hiwi steht bei den Pferden vorn und hält sie am Geschirr ruhig. Während der Essenausgabe hören wir im Osten Abschüsse der „Stalin-Orgel“.

Während ich gerade die Feldkessel hochreiche, höre ich in der Luft das mir schon bekannte Rauschen, wie wenn ein Schwarm Wildenten einfällt. Vor Schreck stürze ich mitsamt den, zum Teil gefüllten, Kochgeschirren in den Straßengraben. Da kracht es auch schon rundum. Einer fällt auf mich, und Drähte fallen auf uns herunter. Im Halsgenick spüre ich plötzlich 'was Warmes laufen. Ich fahre mir mit einer freien Hand in den Nacken. Ich riech's schon: Blut. Bin ich nun verwundet oder hat's den auf mir Liegenden erwischt? Die Ohren gehen wieder auf, es muss vorbei sein. Ich

stemme mich hoch, wälze den auf mir Liegenden herunter und sehe nach ihm. Er hat gar nicht gemerkt, dass er an der Backe verwundet ist. Er blutet ganz ordentlich und wird von einem verbunden.

Ich sammle die zum größten Teil verschütteten Kochgeschirre ein und sehe um mich. Auf der Straße liegt der Hiwi und stöhnt. Die anderen kommen auch aus dem Straßengraben. Die Pferde mit dem Pleskau sind verschwunden. Zwei ziehen den Hiwi von der Straße. Der kann den Helfern erklären, dass die Pferde gescheut hätten und durchgegangen seien. Er habe sie kniend festhalten wollen, aber sie seien mit dem Wagen über ihn weggerast. Der Küchen-Uffz. und der Koch fassen sich und rennen die Rollbahn nach Osten lang, um die Pferde einzufangen. Ein paar andere laufen hinterher. Wir warten. Es dauert gar nicht mal so sehr lange, da kommen sie mit den Pferden und dem Wagen zurück. Der hatte bei der wilden Jagd, als die scheuenden Pferde den Straßengraben überquerten, ein Rad verloren. Dadurch sei die Karre gekippt und Pferde und Wagen seien auf dem Acker zum Stehen gekommen. Sie hatten das Rad provisorisch befestigt, aber dadurch, dass die beiden Kübel offen standen, sei alles futsch, alles ausgelaufen. Sie legen den schwerverletzten Hiwi auf den Wagen und fahren zurück zur Stadt.

Wir trotten mit dem Wenigen, was noch in den Feldkesseln geblieben ist, zur Ziegelei zurück. Gerade sind wir dort vorbei und erreichen den Acker, als drüben beim Iwan Abschüsse der Stalin-Orgel durch den heulenden Wind zu hören sind. Wir fangen alle an zu rennen. Da faucht es auch schon von oben heran. Einige werfen sich hin. Da kracht es blitzend mal hier, mal dort rings um uns herum. Kopflos renne ich mit den Kochgeschirren wie von Furien gehetzt aufrecht weiter. Da blitzt es rechts vor mir auf, ich schlage einen Haken nach links. Da fährt Feuer vor mir auf, ich renne rechts rüber. Atemlos im Zick-zack renne ich durch die, allerdings durch den Wind bedingt, mehr auseinander gestreuten Einschläge aufrecht hindurch.

Endlich erreiche ich den Laufgraben und lasse mich, vollkommen außer Atem, dort hinfallen. Einer nach dem anderen kommen die Essenholer angelaufen. Alle sind außer Atem und völlig verstört. Die meisten haben alle Essgeschirre verloren. Sie gehen wieder zurück und sammeln auf, was sie noch finden. Aber heute fällt für die meisten Leute der Kompanie das warme Essen aus.

Rückzug

Mögen diese Vorfälle an diesem oder am Abend vorher gewesen sein (trotz eifrigem Nachdenken kann ich es nicht mit Bestimmtheit sagen), jedenfalls in der Nacht vom 22. zum 23. März [1944] sehe ich, als ich im Graben Posten stehe, unsere Truppen von vorn die Rollbahn hoch nach schräg rückwärts der Stadt [zu] auf dem Rückmarsch. Ich zähle über 20 Panzer und Sturmgeschütze, darunter schwere „Tiger“. Gespenstisch fahren die sich deutlich vom flackernden und zuckenden südlichen Horizont abhebenden Kolosse hintereinander die ca. 500 m schräg hinter uns vorbeilaufende Straße hoch. Dazwischen immer wieder auseinandergezogene Trupps Landser, Pferdefuhrwerke, Artillerie und sonstige Fahrzeuge. Das Brummen der Panzermotore mischt sich mit dem aus Südwesten kommenden, rollenden Geschützdonner. Unruhig und laut ist die Nacht. Rückzug! Die Stellungen vorn der Rollbahn entlang und am östlichen Ende des Flugfeldes werden geräumt. Der vorspringende Winkel der deutschen Stellungen, der genau hier an unserem Graben nach Osten vorsprang, wird zurückgebogen. Dadurch wird die bisher relativ ruhige Stellung unserer Kompanie Hauptkampflinie (HKL.). Es legt sich einem wie ein enger Ring um den Brustkorb, wenn man sieht, wie das ganze bisher in tagelangen Angriffen gewonnene Gelände in einer Nacht geräumt wird. Irgendwie ist hier die Kacke am Dampfen. Wir hier bleiben in unserer Mausefalle von Stellung sitzen.

HKL

Es bricht der 23. März [1944] an. Schon in der vergangenen Nacht hatte es etwas geschneit. Es ist bitter kalt. Auf Posten muss man ständig mit den Füßen stampfen, und meine Hände sind ganz risig, weil ich keine Handschuhe mehr habe.

Den ganzen Tag über hört man, vom Wind deutlich hergetragen, im Südwesten und nachmittags auch direkt hinter uns im Westen, schweren Gefechtslärm. Gegen Abend wird der Wind stürmischer, und es fängt an zu schneien. Nach Einbruch der Dunkelheit wird erhöhte Alarmbereitschaft

befohlen. Alles steht Posten. Jemand berichtet, dass unser „Spieß“ kurz vor neun Uhr auf dem Kompaniegefechtsstand eingetroffen sei. Er übernehme ab morgen unseren 1. Zug¹⁴ als Zugführer.



Zeichnung 8 von Edgar Scheuermann: „Rückzug in der Nacht vom 22. auf 23. März“.

Inzwischen verstärkt sich das wüste Schneetreiben zu einem heftigen Schneesturm aus Südwest. Man kann voraus nicht mehr weit sehen. Stiebende Schneeschleier versperren zeitweise die Sicht. Ich schlage den Mantelkragen hoch und stecke meine verschorften Hände in die Taschen. Der Schnee setzt sich auf die Schultern und den Helm.

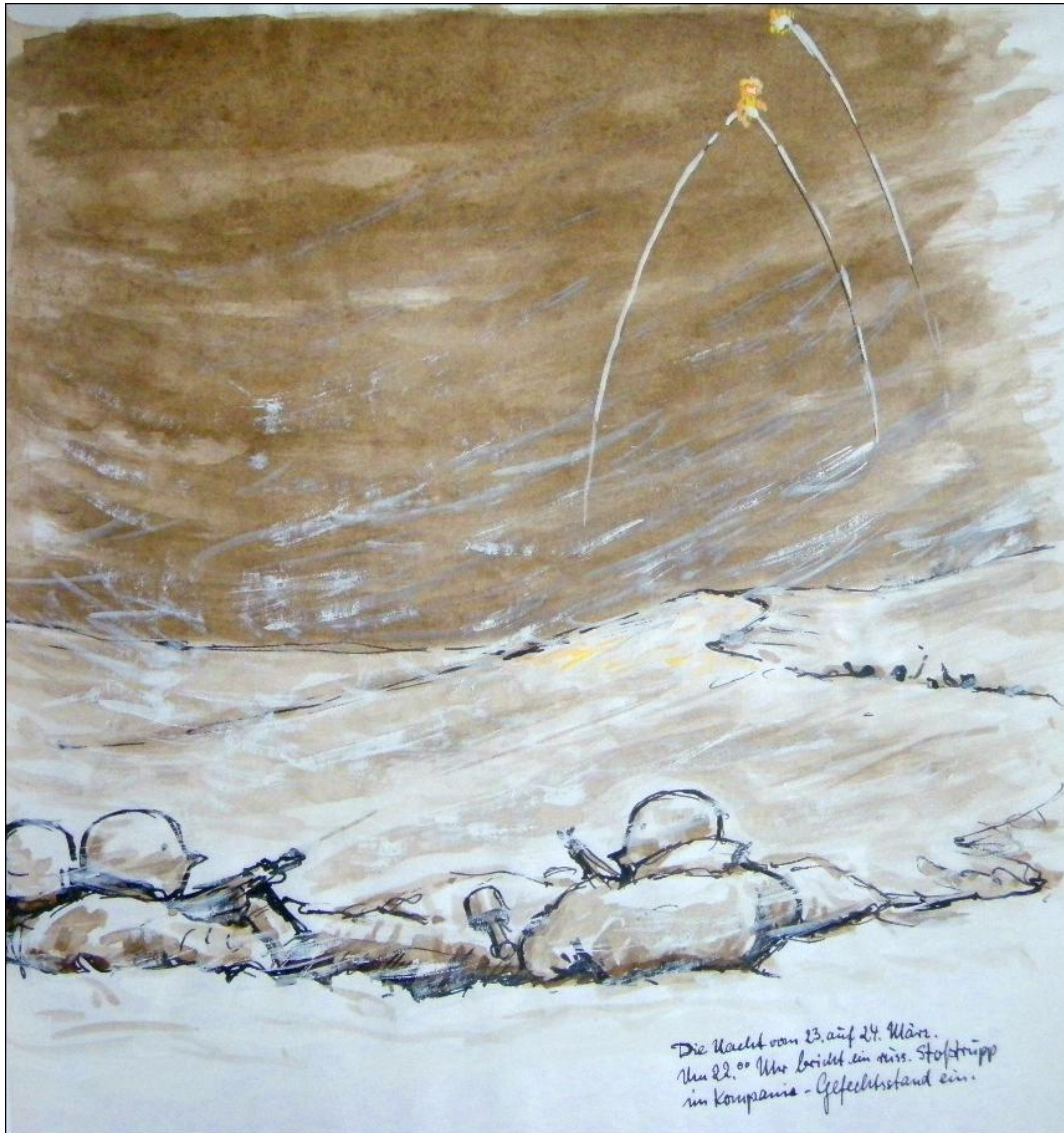
Es muss um 10. Uhr (22.00 Uhr) gewesen sein. Gerade war Ablösung nebenan ans MG gekommen, als plötzlich rechts unten am Hügel des Kompanie-Gefechtsstandes eine wüste Knallerei und Schreierei losbricht.

Russischer Stoßtrupp am Gefechtsstand

Leuchtkugeln gehen hoch und tauchen das ganze Gelände dort in taghelles Licht. Jemand ruft von unten, der Iwan greife an. Schreien und Tumult. Dazwischen bellen Schüsse und Feuerstöße aus MPi rattern. Irgendwas ist dort unten passiert. Ich rufe den MG-Schützen neben mir zu, sie sollen unterhalb des Hügels, auf dem der Gefechtsstand liegt, Sperrfeuer geben, damit die Iwans nicht nachdrängen können. Ich feuere auch mit meiner Knarre in diese Richtung. Neue Leuchtkugeln steigen hoch. Im Einzelnen etwas sehen kann man nicht. Nebenan rattert das MG. Dort unten ruft jemand: „Jungs, lauft nicht weg. Handgranaten drauf!“ Gleich rollt eine Handgranaten-Salve donnernd dort in den Graben. Da kommen welche zu uns hoch gelaufen im Graben. Wir fragen, was los sei. Der Iwan sei im Gefechtsstand eingebrochen, sagen einige. Dann kommt einer durch den Graben her, der den rechten Arm hochhält, dass man das weiße Hemd sieht. Entweder ist der Rockärmel schon abgeschnitten oder er hat den Waffenrock lose umhängen. Er hat einen glatten Oberarmdurchschuss. Es ist ein Bekannter aus dem Raume Kusel, dessen Name ich leider schon

¹⁴ Vgl. oben die Überschrift: “Zum III. Zug”; Edgar Scheuermann war zu diesem gekommen.

lange nicht mehr weiß. Im Vorbeigehen sagt er: „Mich hat’s erwischt!“ Dann wird’s da unten ruhig.



Zeichnung 9 von Edgar Scheuermann: „Die Nacht vom 23. auf 24. März. Um 22.00 Uhr bricht ein russ. Stoßtrupp im Kompanie-Gefechtsstand ein“.

Später erfahren wir hier oben durch Feldwebel Todt und einige andere, was eigentlich los war. Ein russischer Stoßtrupp in weißer Tarnkleidung sei plötzlich vor dem gerade Posten stehenden Obergefreiten aufgestanden. Der konnte nur noch „Alarm!“ rufen und sich nur durch eilige Flucht retten, wobei er eine Handgranate hinter sich werfen konnte, deren Explosion dann auch eine schnelle Einnahme des Gefechtsstandes verhinderte. Dort sei alles aus den Löchern gefahren und eiligst im Graben davongerannt. Nur der Chef habe gerufen: „Jungs, lauft nicht weg, werft Handgranaten!“ Dabei habe er wild mit der Pistole auf die Iwans geknallt. Uffz. Schmitt habe dann die Flüchtenden aufgehalten und mit einigen zusammen Handgranaten auf den Gefechtsstand geworfen. Die explodierende Salve habe dabei dem Chef den linken Unterarm total zerfetzt. Er habe sich, vor Schmerzen schreiend, am Boden gewälzt, aber die Iwans waren so schnell wie sie aufgetaucht waren verschwunden. Beim Nachsuchen fanden sie keinen einzigen Russen, weder tot noch verwundet. Aber blutige Schleifspuren über die Deckung weg zeigten an, dass es für sie doch nicht ganz so glatt gegangen war, und von uns war niemand vermisst, außer dem „Spieß“, sodass sie auch keinen Gefangenen gemacht hatten.

„Spieß“ auf der Flucht

Und mit dem „Spieß“¹⁵ war das so: Der hatte eben seine Stiefel ausgezogen und wollte sich gerade in seinem Unterstand, der direkt neben dem des Chefs lag, zur Ruhe begeben, als der Posten Alarm schrie und es draußen krachte und knallte. Da rannte er, trotz Rufen des Chefs, auf Socken den Graben raus, über den schneebedeckten Hang hoch und weg war er. Später erfahren wir, dass er lange, nachdem Ruhe eingetreten war und der Chef vom Sani verbunden und schleunigst nach hinten abtransportiert war, schnatternd vor Kälte (und wahrscheinlich auch vor Schiss) auf Socken herbeigeschlichen sei, sein ganzes Gelumpe zusammengepackt habe, sich mit: Nicht gut fühlen, Fieber haben usw. entschuldigte und nach hinten verschwand.

Ja, das war auch ein böser Empfang für ihn. Eine ganze Stunde war er bei uns im Einsatz. Obwohl er ein „17ender“ war (er war insgesamt 17 Jahre beim „Barras“), ist es doch etwas anderes, einen Zug im Fronteinsatz zu führen, als dahinten im Keller eines Hauses seine Schreibstube zu haben. (Der damals Posten stehende Ogfr. Bauermeister hat mir diese Ereignisse später selbst erzählt.)

Schnee, eisige Kälte, Müdigkeit – Posten stehen!

Bis ungefähr um Mitternacht stehen alle Mann im Graben. Alle Augenblicke feuern die Zugführer Leuchtkugeln hoch, aber im Vorfeld kann man bei dem Schneesturm nichts sehen. Ich schlage meine erstarrten Hände um die Schultern, dass sie mir nicht erfrieren. Noch nie in der ganzen Zeit unseres Einsatzes habe ich meine verlorenen Handschuhe so vermisst wie in dieser Nacht. Ich stapfe im Graben hin und her, denn meine Füße sind Eisklumpen und fast ohne jedes Gefühl.

Ab Mitternacht etwa, als die ersten mit Erfrierungen an den Fingern oder den Zehen zum Sani müssen, wird stundenweise abgelöst. Halberstarrt und schnatternd vor Kälte schlüpfen wir in den beheizten Unterstand. Er ist so eng, dass man sich nicht hinlegen kann. Dicht beim Ofen sitze ich auf irgendeinem Kasten. Ich döse im Sitzen. Der Schnee, der noch auf Helm, Schultern und Rücken hing, schmilzt und durchfeuchtet den Mantel. Immer wieder werde ich halbwach, wenn ich sitzend umzufallen drohe.

Dann werden ich und einige andere hochgescheucht für die Ablösung der Posten. Raus aus dem warmen, dumpfen Loch. Der eiskalte Wind fegt einem ganze Ladungen Schnee vom Rande des Grabens ins feuchte Halsgenick. Schneewächten hängen von dem rückseitigen Grabenrand über, von denen der Wind Fahnen hochreißt und sie dann auf einen herunter peitscht. Mit halberstarrten Fingern versuche ich den schon brettsteif gefrorenen Mantelkragen unterm Helm hochzuschlagen. Zusammengezogen lehne ich mich an die feindseitige Wand und spähe ins weiße Vorfeld. In der kurzen Zeit, in der ich so beobachtend stehe, bildet sich vom hinteren Grabenrand auf meinem Rücken und Stahlhelm eine dicke Schneebrücke, die plumpsend herunterfällt, als ich mich bewege. Als ich merke, dass meine Füße in den ewig nassen Schuhen zu schmerzen beginnen, stampfe ich schneetretend ein Stück im Graben hin und her. Man sieht nicht bis zum nächsten Posten. Bis zur Ablösung kommt es mir ewig lang vor. Aber endlich kommt einer, und ich verschwinde schnell in dem stickigen, aber warmen Erdloch.

Halberfrozen setzte ich mich wieder auf die Kiste beim Ofen, schlage den anhaftenden Schnee von den Schultern, massiere meine Finger, die ganz taub sind. Kaum kann ich mir eine Zigarette anzünden. Der auf dem feuchten Mantel festgefrorene Schnee fängt langsam an zu tauen und durchnässt auch die Uniformjacke oben am Kragen. Schnee, der in meinen Gamaschen und unten an den Hosen hängt, rinnt als Wasser in die Schuhe, so dass die Strümpfe oben ‘rum auch nass werden. In der Stunde, die ich hier wie ein Häufchen Elend hänge und döse, werde ich nicht richtig durch warm. Da heißt es schon wieder: Ablösen!

Ich bleibe sitzen, ich kann nicht raus. Aber der Abzulösende reißt die Plane am Eingang zurück. Schnee stäubt herein. Sein Gesicht ist kaum zu sehen vor Raureif, Eis und Schnee am Kragen, auf den Wimpern und Augenbrauen. „Raus!“, schreit er, „soll ich hier erfrieren?“ Halb ziehen sie mich, halb stoßen sie mich aus der Wärme. Verflucht, das überlebe ich nicht. Wie ein Wolf springt einem der eisige, heulende Sturm mit Schneefahnen an, dass die Gesichtshaut spannt und weh tut. Die feuchten Klamotten sind im Nu gefroren. neuer Schnee wird auf meine Schultern geweht.

¹⁵ Das war wohl der Hauptfeldwebel Nölker. Vgl. Text unter der Überschrift „In die Stellung zurück“. Der „Spieß“ war Zugführer des I. Zuges geworden; vgl. Ausführung unter „HKL“.

Keine Minute kann ich ruhig stehen bleiben, schlenkere mit den Armen, stampfe mit den Füßen. Am liebsten würde ich mich hinfallen lassen, irgendwo in den tiefen Schnee und schlafen. Ich kauere mich ein Stück vom Postenstand entfernt unter eine Schneewächte in den Windschatten. Hier ist es doch nicht so mörderisch kalt. In der Hocke, mit dem Rücken an die Grabenwand gelehnt, muss ich eingedöst sein. Starke Schmerzen in den Zehen reißen mich hoch. Wieder stampfe ich im Graben hin und her. Die Füße sind gefühllose Eisklumpen. Ich kann nur noch humpeln. Völlig fertig werde ich endlich abgelöst. Schleife mich zum Unterstand.

Eng zusammengedrängt kauern wir alle an den Erdwänden beim Ofen. Ich bringe nicht mehr den Mumm auf, mir den Schnee abzuschlagen. Tauend durchnässt er mich bis auf die Haut. Ein regelrechter Schüttelfrost packt mich, dass mir die Zähne klappern. Schlafen? Das Gehirn schaltet einfach ab. Nur nicht mehr 'raus müssen.

Da sind sie schon wieder und schreien: „Ablösung 'raus!“ Keine Sau rührt sich. Da steht dann der Obergefreite und redet uns zu, doch die anderen, die genauso fertig seien, abzulösen. Es werde ja schon hell, aber der Iwan könne den noch herrschenden Schneesturm zum Angriff ausnützen. Dann schreit er im Befehlstone. Einige regen sich. Da dringen die Posten einfach herein und schmeißen uns alle buchstäblich aus dem Erdloch.

Auf mein Gewehr, wie auf einen Stock gestützt, humpole ich zum Postenstand. Der Sturm hat merklich nachgelassen und der Schneefall ist wesentlich dünner geworden. Meine Hände sind an den Daumenballen so aufgesprungen, dass sie bluten. Ich kann kaum die Knarre anheben. Die Kälte sitzt jetzt im Körper 'drin und schüttelt mich. Ich döse stehend an die Grabenwand gelehnt, schlage mit dem Helm auf die Deckung. Schrecke hoch, reiße die Augen auf. Aber gleich darauf bin ich wieder weg. Nur die schmerzenden Füße ziehen alle Augenblick am Gehirn.

Es ist schon sichtbar. Ablösung. Ich gehe am Unterstand vorbei. Suche mir einen Platz, wo ich mich hinhalten und endlich schlafen kann. Ich torkele den Graben ganz durch, bis es in den nicht allzu tiefen Laufgraben übergeht. Finde in der feindseitigen Wand eine Höhle, anscheinend für Munition vorgesehen. Sie ist fast mit Schnee zugeweht. Dahinein wälze ich mich in die tiefe Schneewehe und bin auch schon weg.

Erfrorene Zehen

Jemand ruft meinen Namen und zieht mich am Mantel. Als ich richtig zu mir komme, stehen vor mir zwei – drei Mann. „Mensch, hier bist du. Wir mussten dich suchen. Hier erfrierst du ja. Du sollst in den Unterstand kommen.“ Ich wehre ab: „Ich stehe kein Posten mehr, ich glaub' meine Zehen sind erfroren.“

Nach etwas Schlaf im warmen Unterstand stehe ich doch wieder Posten. Jemand trägt auf dem Rücken huckepack Heinz Utzelmann aus Kusel durch den Graben an mir vorbei. Er kann nicht mehr gehen. Die Zehen erfroren. Er hatte seine Schuhe ausgezogen, um danach zu sehen, da sind ihm in Nullkommanix die Füße so angeschwollen, dass er die Schuhe nicht mehr anbekam.

Parlamentäre

Vor unserem Abschnitt ist es ruhig. Der immer noch pfeifende Wind treibt pulvrigen Schnee in leichten Fahnen nordostwärts. Es ist diesig. Auf einmal gibt es am jenseitigen Hang, dort, wo die Zbarazer Straße leicht ansteigend entlang führt, eine Bewegung, und undeutliches Rufen schallt von dort. Als ich einen Moment besser sehen kann, stehen drüben zwei Iwans. Einer hat einen Stock hochgehoben, an dem irgendein Fetzen grauweißer Stoff flattert. Er hebt eine „Flüstertüte“ ans Gesicht und ruft etwas in Deutsch zu unserem Kompaniegefechtsstand herüber. Ich glaube, das Wort „Offizier“ gehört zu haben. Wir hier oben sind zu weit weg, um deutlich etwas verstehen zu können. Bei uns im Graben gibt's überall ein Gewusel. Alle sind aufmerksam geworden. Anscheinend ein Parlamentär.

Ich kapiere so viel, dass von uns ein Offizier ins Niemandsland 'runtergehen soll, der andere (der Rufer deutet mit der Hand auf den neben ihm stehenden Iwan, anscheinend ein Offizier) käme auch in den „Talgrund“ und hätte dem Deutschen etwas zu übergeben. Mehrmals ruft und wiederholt es der andere. Aber bei uns rührt sich keine Sau. Nach langen Minuten stapft aus unserem Graben ein Obergefreiter durch den Schnee hinunter in den Grund. Drüben Zögern, dann kurze Besprechung und dann geht der mit der „Flüstertüte“, nachdem er von dem anderen Iwan etwas entgegengenommen und dem die Sprechertüte zum Halten überlassen hat, dem Obergefreiten den Hang herunter entgegen. Dort unten an der tiefsten Stelle des Geländes kurze militärische Begrü-

Bung, der Iwan überreicht dem Ogfr. etwas, wobei er mit ihm spricht. Dann stapfen beide wieder, jeder in seine Richtung, zurück.

Kurz danach erfahren wir, dass die beiden Iwans tatsächlich Parlamentäre waren und der eine davon dem Ogfr. einen Brief an den Kommandanten von Tarnopol übergeben habe, mit der Weisung, bis heute Nachmittag um soundsoviel Uhr (die genaue Uhrzeit weiß ich nicht mehr) solle an der gleichen Stelle von uns die Antwort überbracht werden. Bis zu diesem Zeitpunkt würde an diesem Abschnitt nicht geschossen werden.

Der russische Offizier habe deshalb den Brief nicht übergeben, weil wir einen gewöhnlichen Soldaten geschickt hätten und nicht, wie verlangt, einen Offizier. Die wussten natürlich nicht, dass unsere Kompanie zu diesem Zeitpunkt gar keinen Offizier mehr hatte. Tatsächlich fiel an diesem Vormittag hier bei uns kein Schuss.

Das auch noch: Dünn.....

Nach der Ablösung gehe ich nicht zu meiner Gruppe zurück, sondern humpele ein paar Meter runter zu Erhard Schultheiß in den Unterstand. Der ist so geräumig, dass man ausgestreckt schlafen kann. Etwas erholt, werde ich dort um die Mittagszeit wach. Muss raus in den Graben und die Hosen wenden, so reißt und zwickt es mir in den Därmen. Die „Dünnschiss“ auch noch! Später gibt's ein Mordspalaver durch die Grabenkontrolle wegen der nicht beseitigten „Tretmine“ mit den unverdauten Erbsen mitten im Graben. Mit einer Schaufel schippe ich das Ganze zusammen mit einer Ladung Schnee auf den Acker hinter den Graben.

Gespräch: Abgeschnitten

Als Erhard vom Postenstehen zurückkommt, ist er etwas unsicher, weil ich immer noch hier bin, obwohl ich doch einer anderen Gruppe zugeteilt bin. Er fürchtet Unannehmlichkeiten, wenn die anderen mich suchen und hier finden. Er drängelt, ich solle doch zu meiner Gruppe zurückgehen. Ich schildere ihm die dortigen engen Unterkunftsverhältnisse. Ja, die kenne er, aber wir seien doch nur vorübergehend so untergebracht. Ich halte ihm entgegen: „Ja glaubst du denn, das wird besser hier? Jetzt, wo wir HKL. sind?“ Er solle nur abwarten: Hier in dieser Scheiß-Vorderhangstellung würden wir noch alle „hops-gehen“. Sicher seien wir hier seit heute Nacht abgeschnitten, eingekesselt, und man würde uns hier bloß „verheizen“.

Er guckt mich groß an, meint aber dann beruhigend, ach was, ich würde alles zu schwarz sehen. Ich halte ihm dagegen, ob er denn nicht den Gefechtslärm in unserem Rücken seit gestern Nachmittag höre? Vor 3 oder 4 Tagen sei der noch vor uns im Osten gewesen, habe sich nach Süden runter verlagert, dann habe man den Geschützdonner schon im Südwesten gehört und seit gestern eindeutig ganz im Westen, genau hinter uns. Wir hier lägen am weitesten vorn, und der Iwan würde auch hier zuerst versuchen, die Blase einzudrücken. Er weist den Gedanken, dass wir abgeschnitten sein könnten, weit zurück, die würden uns doch nicht so einfach dann hier hocken lassen. Ich sage ihm, dass ich auf jeden Fall aus der Stellung 'raus wolle, dass ich in der Mausefalle nicht bleiben würde und erinnere ihn an Stalingrad im vergangenen Jahr. Aber das könne man doch nicht vergleichen. Da wär' der lange Nachschubweg und der einbrechende Winter mit schuld gewesen. Ich sage ihm, dass es sein mag wie es will, dass ich kein gutes Gefühl habe und glaube, dass sie uns hier einfach „verheizen“ wollen. Auf jeden Fall würde ich abhauen. Er schaut mich ganz verdutzt an. Abhauen? Türmen? – Ja, nicht so wie du denkst, einfach so! Nein, ich werde mich krank melden mit meinen Händen und den erfrorenen Zehen und sehen, dass ich schleunigst nach hinten in die Stadt auf einen Verbandsplatz komme und dann irgendwie 'raus.

Ich beschwöre ihn förmlich: „Erhard, sieh zu, dass du auch bald hier weg kommst. Wir werden hier noch alle in der Stellung verrecken, wenn wir hier bleiben.“ Er versucht, mich zu beruhigen, und ich krieche heraus aus dem schönen, geräumigen, warmen Unterschlupf und humpele, auf mein Gewehr gestützt wie auf einen Stock, zu der Gruppe von Obgefr. Höhn (?).

Wieder: Russischer Scharfschütze

Kurz danach (keiner fragt, wo ich war) muss ich auf Posten. Man ermahnt mich, ja vorsichtig zu sein, vorhin habe Feldwebel Kieck an einer niederen Stelle des Grabens, in der Nähe des Kompaniegefechtsstandes, von einem Scharfschützen einen Halsdurchschuss bekommen. Er sei schwer verwundet.

Ich sehe mir auf Posten bei dem jetzt klaren Wetter die Gegend drüben beim Iwan genau an. Gut 400 Meter rechts voraus, dort, wo die Straße nach Zbaraz von der Rollbahn abbiegt, liegt am jen-

seitigen, sanft ansteigenden Hang die Panzerleiche 4. Mir scheint, als sei darunter eine Höhlung. Nur dort kann ein Scharfschütze sitzen. Ich bugsiere die Knarre auf die Deckung und feuere mehrere Schüsse gezielt in die dunkle Öffnung unter dem Panzerwrack. Auch unsere Granatwerfer schießen ab und zu dorthin. Zum Durchladen kann ich meine schmerzenden Hände, die rau und aufgesprungen sind, nicht nehmen. So trete ich mit dem Schuh den Kammerstengel auf und nachdem die Hülse herausgeflogen ist, trete ich mit dem Fuß das Schloss wieder zu.

Gezielte Schüsse

Während ich noch mit der Panzerleiche beschäftigt bin, sehe ich ca. 150 m links davon im Straßengraben der Zbarazer Straße einen einzelnen Iwan im Schnee auf die Panzerleiche zustapfen. Warte, knallen wir euch heute nicht ab, knallt ihr uns morgen oder übermorgen ab. Mühsam, mit beiden Händen, stelle ich das Visier auf 400 m, ziele sorgfältig und drücke ab. Dicht vor dem Kerl stiebt der Schnee hoch, und er lässt sich blitzschnell hinfallen, sodass ich ihn nicht mehr sehe. Mit dem Fuß trete ich das Schloss rasch auf und wieder zu, halte etwas vor die Stelle, wo er sich hingeworfen hat, weil ich mir denke, dass er in dem hohen Schnee weiterkriecht. Schuss! Wieder lade ich mit dem Fuß durch und schieße nochmal. Dann beobachte ich lange die Stelle, aber er zeigt sich nicht mehr.

Wieder: Granatwerferbeschuss – Einschießen für den Angriff?

Nicht lange danach, zwei Werferabschüsse drüben beim Iwan. Steil pfeift es von oben herab und nicht sehr weit rechts ab fahren krachend zwei Dreck-, Rauch- und Schneefontänen dicht beim Graben hoch. Kurz danach wieder zwei Abschüsse. Die Einschläge liegen etwas weiter runter zum Gefechtsstand hin, aber wieder sehr genau im Verlaufe unserer Stellung. Dann wieder zwei Abschüsse kurz hintereinander und gleich danach nochmal zwei. Krachen, Dreck, Rauch und Schneefahren. In der Mitte der Stellung haut's diesmal ein. Tumult dort. Volltreffer?

Dort sehe ich welche durch den Rauch im Graben hin und her rennen. Schon wieder faucht eine Lage heran. Ungefähr 30 m rechts von mir, wo der Graben etwas nach rückwärts läuft und dann wieder einen Knick nach Osten macht, fährt Feuer, Dreck und Rauch krachend auf. Herrgott, da habe ich grad vorhin noch welche von uns beisammen stehen sehen. Geduckt im Graben kommen ein paar Mann angelaufen. Volltreffer! Alfred Rehling hat's erwischt, - tot. Weber und hat's nur weggeschleudert, aber es ist ihnen nichts passiert. Zuvor hat ein Treffer den Unterstand einer Gruppe, bei der sich Hans v. Tugginer befand, eingedrückt. Andere, die gegenüber ihren Unterstand hatten, konnten sie dann aber schnell wieder ausgraben. Vier Mann waren drin verschüttet, auch Hans. Aber keinem war was passiert.

Die Iwans schießen sich meiner Meinung nach jetzt schon auf unseren Graben ein, und das nicht schlecht. Wie wird das erst werden, wenn sie dann ernsthaft mit Artillerie einen Angriff vorbereiten? In kurzen Abständen, immer dicht beim oder sogar im Graben, schlagen Granaten ein. Uns hier oben am linken Flügel haben sie eigentlich noch nicht im Visier. Aber wir kommen sicher auch noch dran.

Raus hier!

Du musst hier raus, sage ich mir immer eindringlicher. Morgen kann's schon zu spät sein. Das ist erst die Einleitung. Wenn sie morgen oder übermorgen die Stellung richtig mit Ari und Wernern zusammendreschen und dann angreifen, knallen sie jeden, der dann noch lebt und hangaufwärts flüchten will, wie die Hasen ab. Diese Stellung hier ist im Ernstfall eine Mausefalle. Ich muss raus hier. Heute noch!

Wieder Gespräch: Abgeschnitten!

Nach der Ablösung humple ich zu Erhard hin. In seinem Unterstand sage ich ihm, dass ich heute noch aus der Stellung rausgehe. Er versucht, mich davon abzubringen und sieht die Lage hier einfach optimistischer. Er kann nicht glauben, dass man uns hier einfach halten lassen würde, wenn rückwärts die Gefahr der Einkesselung drohe. Ich behaupte, dass wir schon abgeschnitten und eingekesselt sind. Ich rate ihm, ja bitte ihn fast, auch schleunigst aus dieser verdammten Stellung abzuhausen.

Toter Kamerad und Werfergranaten

Ich krieche dann aus dem Unterstand und humple, auf meine Knarre gestützt, in Richtung Kompaniegefechtsstand den Graben 'runter. Als ich dicht bei der Stelle bin, wo vorhin der Volltreffer Rehling tötete, sehe ich an der flachgedroschenen Grabenecke Rehlings Oberkörper aus dem

Dreck herausgucken. Der Unterkörper ist vollkommen in dem Erdhaufen verschüttet. Sein weißes, wächsernes Gesicht sieht mit den geschlossenen Augen friedlich, wie schlafend aus. Sein Stahlhelm mit dem Sturmriemen unterm Kinn hat er noch auf.

Gerade will ich mich geduckt dem Toten nähern, als drüben beim Iwan zwei Abschüsse der Globser aufbellern. Verdammt, die haben mich an der flachen Stelle hier gesehen. Aber ich laufe nicht vorwärts, sondern drehe mich um und humpele ca. 20 Meter zurück. Da faucht es auch schon heran, und 20–30 m unterhalb des Toten fahren dicht vor und hinter dem Graben krachend zwei Erdfontänen hoch. Ja, das hätte genau gepasst, wenn ich weitergestolpert wäre.

Wie komme ich bloß über die flache Stelle dort, wo Rehling liegt, ohne dass die mich drüben sehen? Ich warte eine Weile ab und versuch's dann nochmal. Diesmal bin ich vorsichtiger. Ich ducke mich tief herunter, komme wieder an die Stelle, an der die feindwärtige Grabenwand vollkommen flachgedroschen ist und der tote Rehling mit Oberkörper und Kopf in dem aufgefüllten Graben liegt. Ich lege mich auf den Bauch, stütze eine Hand rechts, die andere links von der Leiche auf, grätsche mit dem linken Bein weit über den verschütteten Leib und schiebe mich so in der Liegestütze über den Toten, dass ich ihn ja nicht berühre. Dabei laufen mir die Tränen über die Backen, und ich stammele ein paar Sätze des Vaterunsers.

Rehling war ein immer lustiger, rotbackiger Junge mit Westerwald- oder Eifeldialekt. Jetzt ist sein friedliches Gesicht gelblich weiß, wie Wachs. Vollkommen ausgeblutet.

Da sehe ich an seinem Waffenrock in Brusthöhe den Uniformstoff zerfetzt und ausgefrant, als wenn Ratten dran genagt hätten. Unterhalb ist alles ein blutiger Matsch, der von der Erde zugeeckt ist. Er muss die ganzen Splitter der explodierenden Granate in den Leib bekommen haben. Ich bin drüber weg. Beim Iwan rührt sich nichts.

Beim Sani

Ich richte mich im Graben wieder auf und humpele zum K.-Gefechtsstand. Dort suche ich die Höhle vom Sani auf. Ich muss jemanden fragen, da ich mich hier nicht auskenne. Überall sind hier in der feindseitigen Wand Eingänge und Höhlen. Man zeigt mir den Sani-Unterstand. Ein enges, lausiges Loch. Der vollkommen überstrapazierte Sani winkt mit beiden Händen ab, als er nur Erfrierungen hört. Er plärrt mich an: „Wenn du noch laufen kannst, ist's halb so schlimm. Schuhe nicht ausziehen!“ Er wendet sich wieder einem zu, dem er gerade die Füße verbindet.

Neuer Kompanieführer

Ich stelze ein paar Schritte rüber zum Unterstand des Chefs. Davor sagt mir irgendjemand, dass der neue Kompanieführer, Lt. Steinriedel, gerade angekommen sei und die verwaiste Kompanie ab sofort übernehme. Der habe jetzt keine Zeit. Auch gut, denke ich. Ich kann auch ohne Segen verschwinden.

Weg zurück in den Graben

Als ich am Sani-Unterstand vorbeitappe, frage ich, warum sie Rehling denn noch draußen liegen lassen? Ich bekomme zur Antwort, dass dort, solange es hell sei, niemand hin könne, der Iwan würde sofort schießen. Ja, aber ich sei doch auch drüber gekommen und müsse jetzt auch wieder zurück. Kurzes Staunen. Ach ja, da könne ich ja sein Soldbuch und die Erkennungsmarke holen.

Ich humpele den Graben wieder hoch zu Rehling, und ich entsinne mich heute noch soviel, dass ich versuchte, in seinem Waffenrock in den Brusttaschen nach seinem Soldbuch zu suchen, aber als meine Finger nichts Festes, sondern nur ein unbeschreibliches, schwabbeliges Gematsche fühlen, steigt Ekel in mir hoch, dass ich mich beinahe erbrechen muss, und ich gebe es auf.

Ich krieche in derselben Art und Weise wie vorhin wieder über die Leiche weg und torkele zu Erhard in den Unterstand. Ich erhole und wärme mich dort etwas auf.

Russische Infanterie rückt in Angriffsausgangstellung

Dann gehe ich heraus in den Graben und stelle mich wartend neben die beiden Posten am 1. MG. Während ich so nach drüben sehe und ein paar Worte mit den Posten wechsele, entdecke ich rein zufällig in gut 2 km Entfernung, in der Talmulde vor unseren ehemaligen Schützenlöchern bei dem zerstörten Haus auf der Höhe, russische Infanterie, die in Rudel und Gruppen ununterbrochen und unbehelligt auf die Höhe zu vorgeht. Ja, verflucht nochmal, wo sind denn unsere Artillerie und die Granatwerfer, dass die die anrückenden Haufen nicht zusammenschießen? Sind unsere denn blind? Da zieht der Iwan doch seine Infanteriemassen als näher heran. Mir ist, als ob mir jemand

die Hände um den Hals legt und langsam zudrückt. Wirklich, sie werden uns morgen oder übermorgen erdrücken.

Mich packt eine so ohnmächtige Wut, dass ich trotz schmerzender und blutiger Finger das MG schnappe, die nichts sehenden Posten beiseite dränge, das Visier auf 2000 stelle, entsichere und wütend nacheinander drei lange Feuerstöße auf die dunklen, sich bewegenden Pünktchen im hellen Schnee, abgebe. Blitzartig ist schon beim zweiten Feuerstoß der ganze Spuk verschwunden, wie mit dem Schwamm weggewischt.

Wütend meckere ich mit den Posten herum, warum sie die Iwans denn so ungeschoren vorgehen ließen? Verdattert antworten sie, dass sie einfach nichts gesehen hätten in dem Dunst und Schneetreiben.

Bestätigung am Küchenwagen

Es ist noch hell, als die Essenholer bereits mit den Kochgeschirren und Feldflaschen durch den Graben in Richtung Ziegelei abrücken. Denen schließe ich mich einfach an, so als ob ich auch dazugehöre. Hinter der Ziegelei auf der Rollbahn hält der Küchenpleskau. Essen und Kaffee sowie kalte Verpflegung wird an die Essenholer verteilt. Ich spreche mit dem Unteroffizier und unserem Dolmetscher für die russ. Hiwis und erkläre, dass ich mit zurück zum Tross gehe. Kein Mensch fragt mich, ob ich die Erlaubnis dazu habe oder ob ich mich auch ordnungsgemäß abgemeldet habe. Deutlich spüre ich die veränderte militärische Situation, alles geht drunter und drüber, so dass von der sonst herrschenden Pingeligkeit nichts mehr zu spüren ist. Der Uffz. und die anderen Küchenbullen bestätigen, dass seit heute Nacht jegliche Verbindung nach rückwärts unterbrochen und wir hier in Tarnopol wahrscheinlich abgeschnitten und eingekesselt seien.

Zurück in die Stadt

Nachdem die Essenholer die Verpflegung empfangen haben und davongetrottet sind, setzen wir uns alle auf den Küchen-Pleskau und ab geht die Fahrt in Richtung Stadt. Nach wenigen hundert Metern kommt uns Ogfr. Höhn aus der Stadt entgegen. Er sieht mich und hält mir beschwörend vor, sofort mit ihm in die Stellung zurückzugehen. Ich sage, dass ich die Füße erfroren hätte und nicht mehr laufen könne. Er sagt, ich hätte mich nicht abgemeldet. Ich antworte: Doch, beim Sani und auf dem Kompaniegefechtsstand. Eindringlich, aber nicht drohend, fordert er mich abermals auf, in die Stellung zurückzugehen, ich wisse ja, was darauf stünde. Ich sage ihm, dass ich mich beim Tross und dort beim „Spieß“ melden würde. Er zieht ab, und wir rumpeln die Straße runter, erreichen bereits die ersten Häuser der Stadt.

Granaten-Erfahrung, Granaten-Kunde

Gerade als wir in gleicher Höhe eines 8,8 cm Flakgeschützes etwas rechts von der Straße ab bei einem Gehöft sind, pfeift es, erst leise von ferne, dann schnell lauter und stärker werdend, in der Luft. Eine Artilleriegranate zieht hoch oben über uns auf ihrem Flug nach unten in die Stadt. Da sausen alle Mann, wie von einem kranken Affen gebissen, vom Fahrzeug runter rechts über den Straßengraben wie die Kaninchen in einen ca. 10 m von der Straße entfernten Unterstand der Flak-Soldaten. Auch diese sind mit einem gewaltigen Hechtsprung in ihren Bau gefahren. Die Pferde an unserem Fahrzeug bleiben stehen, sobald sie ohne Fuhrmann sind.

Ich rutsche vom Pleskau runter und stehe allein mitten auf der Straße auf mein Gewehr gestützt bei dem Fahrzeug. Ich kann mir nicht helfen und muss laut lachen über das komisch (für mich komisch) wirkende Bild der hochgereckten Ärsche und Stiefel, wie sie alle, fast gleichzeitig, kopfvor in den dunklen Höhleneingang fahren. Die Granate ist längst über uns weg.

Während ich noch grinsend auf der Straße stehe, ruft einer aus dem dunklen Stolleneingang heraus: „Komm in Deckung, Mensch!“ und fuchelt dabei mit beiden Armen. Ich winke mit der einen Hand ab und rufe ihm zu, die Granate sei längst über uns weg. Wie zur Bestätigung dringt von der Stadt herauf der Explosionsknall des Einschlages. Erst nach einer ganzen Weile, als sie sehen, dass ich seelenruhig aufrecht auf der Straße stehen bleibe, kommen die Unseren geduckt, ängstlich mit den Augen den Himmel absuchend, als ob sie die nächste Granate sehen würden, wieder her zu mir an das Fahrzeug. Etwas verlegen brabbelt der Küchenunteroffizier und die anderen etwas von: Jeden Abend um diese Zeit beschieße der Russe die Stadt mit schwerer Artillerie und das sei eine gefährliche Ecke hier.

Ich sage ihnen, dass man das doch hört, ob eine Granate hoch darüber weggeht oder ob sie nah zu einem hergeht. Ich gebe ihnen einen kurzen Unterricht über das feine Gehör und die Erfahrungen

einer alten „Frontsau“. Wenn eine Granate nah hergeht, so erkläre ich ihnen, dann hört man nur ein kurzes, zischendes Rauschen und dann muss man sich hinschmeißen, wo man gerade steht oder läuft und nicht erst 10 m weit Deckung suchen. Bis man die erreicht hat, ist längst Feierabend. Unterm Weiterfahren und Erzählen horchen und blicken alle immer wieder gespannt um sich.

Aufwärmen in der Stadt

Beim Dunkelwerden erreichen wir das Haus, in dem der Tross liegt. Ich weiß nur noch, dass es nicht dasselbe Haus ist wie das, in dem wir uns vor ein paar Tagen gewaschen haben. Wir sind über das Viadukt hinüber und dann irgendwo rechts eine Straße reingefahren.

Im Keller dieses Hauses ist die Kompanie-Schreibstube. Die Köche, der Waffenunteroffizier, Schreiber und Melder gehen hier ein und aus und pennen auch hier. Ich bekomme Verpflegung. Auch warme Suppe gibt man mir zu essen. Ich fühle mich hier wie im Paradies. Aber beim Hereinstiefeln habe ich in einem Zimmer im Erdgeschoss einen großen, warmen Kachelofen entdeckt. Ich gehe nach oben, hole mir einen Stuhl, setze mich vor die Feuerungstür des großen Ofens und strecke die Füße dagegen. Die schmerzen so, dass ich alle Warnungen des Sani beiseite schiebe, meine Gamaschen abschnalle, die Schuhe ausziehe und meine Füße in den löcherigen Socken gegen den warmen Ofen halte. Aber die Strahlungswärme des Ofens bewirkt nach kurzer Zeit stechende Schmerzen in den Zehen. Die Füße schwellen zusehends dick an. Schnell will ich meine nassen Schuhe wieder anziehen, aber das geht schon beim besten Willen nicht mehr.

Entschuldigung des Spieß‘

Uffz. Mäder und kurz nach ihm kommt auch Hauptfeldwebel Nölker (unser „Spieß“) herein und meinen, ich solle doch besser mit nach unten gehen, wegen dem Artillerie-Beschuss. Ich sage, dass es doch hier so schön warm sei, sie sollten sich doch etwas zu mir setzen. Ich merke, dass sie mich über die Kompanie vorn in Stellung ausfragen wollen. Sie holen sich Stühle, setzen sich zu mir, und der Spieß fängt sofort an: Ja, also gestern Abend sei ihm schon nicht gut gewesen, aber der Chef habe ihn gedrängt, doch den 1. Zug zu übernehmen. Fieber habe er schon gehabt, bevor er vor zu uns in den Graben gekommen sei. Als dann, kurz nachdem er sich in seinem Unterstand zum Schlafen hingelegt hatte, der Iwan eingebrochen sei, wären ihm die Nerven, durch das Fieber bedingt, durchgegangen. Es ist mir direkt peinlich, von unserm „Herrgott“ hier so eine Art Entschuldigung wegen seines Türmens gestern Abend anhören zu müssen.

Dann fragen sie mich noch über dies und jenes in der Stellung aus. Hier erfahre ich auch, dass es gestern Abend Obltn. Ruß, unserm Kompaniechef, den Unterarm durch die Handgranaten-Salve zerrissen habe und der Unterarm amputiert werden musste.

Unterschiede verschwinden

Da schlägt, nach kurzem Pfeifen, irgendwo draußen eine Granate ein. Nicht sehr weit weg, aber auch nicht direkt nah. Mit blitzartiger Geschwindigkeit springen beide hoch, rennen mich glatt um, da ich gerade vor der Tür sitze, und holterdipolter sind sie die Kellertreppe runter. Ich rappele mich im Düstern wieder hoch, suche das „Hindenburglicht“, das umgefallen und verlöscht ist, zünde es am Ofenfeuer wieder an und krabbele auf meinen Stuhl.

Da rufen sie auch schon aus dem Keller nach mir, ich solle runter kommen, es sei zu gefährlich. „Ach was, ist doch nix passiert, kommt doch rauf, hier ist’s doch gemütlicher.“ Wirklich, nach einer Weile kommt zuerst Mäder und dahinter, mit etwas Abstand, Nölker, langsam und ängstlich die Kellertreppe hochgetappt. Als ich sie anschau, wie sie gerade den schmalen Flur vor dem Zimmer, in dem ich sitze, durchqueren, kann ich ein Grinsen doch nicht verbergen. Beide haben ihre Stahlhelme aufgesetzt, was bei Nölker ganz besonders ulkig aussieht. Erst als sie sehen, dass ich seelenruhig vorm Ofen sitze und meine Füße reibe, kommen sie herein und setzen sich wieder. Was haben die Kerle hinter der eigentlichen „Front“ doch die Hosen so voll. Aber es befriedigt mich, dass unsere ehemals so großmauligen Ausbilder genau so Menschen sind wie ich, auch mit Todesangst und Schiss vorm Verwundetwerden. Hier ist der großspurige Befehls- und Machthaberton verschwunden und der „Spieß“ unterhält sich mit mir wie mit einem Gleichgestellten. Ja, er entschuldigt vor mir quasi sein, menschlich verständliches, Versagen als „Frontsoldat“ gestern Abend. Das tut gut, macht aber auch ein bisschen schadenfroh.

Granatige Aufwärm- und Gesprächsunterbrechung

Da faucht es kurz zischend laut heran, mitten im Gespräch. Ich lasse mich blitzschnell, mitsamt dem Stuhl umfallen. Ein ohrenzuschlagender Krach, Staub, Rauch, Qualm. Holz splittert, Steine

prasseln, Glas klirrt rasselnd zu Boden. Alles in ein – zwei Sekunde. Ich spüre noch einen Tritt gegen den Kopf. Bin benommen. Suche im Dunkel das Hindenburglicht. Finde es nicht. Mache die Ofentür auf. Alles liegt durcheinander: Stühle, meine Schuhe, das Licht. Durch die offene Tür ziehen vom Flur her Qualmwolken. Es stinkt nach Sprenggasen. Die hölzerne Abschlussstür liegt zersplittert mitten im Flur. Zerspleißte Holzteile hängen als Reste am Abschluss. Ein Volltreffer durch die Haustür?

Da rufen sie auch schon aus dem Keller: „Scheuermann, Scheuermann, ist was passiert, bist du verwundet?“ – „Nein“, gebe ich langsam Antwort, nachdem ich Arme und Beine abgetastet habe. „Alles in Ordnung!“ Ich solle sofort in den Keller runter kommen. Fast schon im Befehlstone wird es wiederholt. Ich suche meine Siebensachen zusammen, muss meine Schuhe in der Hand tragen und humpel auf Socken nach unten. Mir ist doch auch etwas mulmig geworden. In diesem Scheißkrieg kannst du nicht einmal in Ruhe am schön warmen Kachelofen sitzen.

Im Keller sind Holzpritschen aufgestellt. Auf einen freien Platz werfe ich mein Gelumpe und haue mich auch hin.

Wie soll's weitergehen?

Als mich irgendjemand weckt, ist es bereits heller Mittag. Ich packe wieder alles zusammen und krauche die Kellertreppe auf Socken hoch, meine Schuhe in der Hand haltend, das Gewehr als Stock benützend. Meine Zehen schmerzen stark, und die Füße sind unförmig angeschwollen. Oben ist ein tolles Durcheinander. Ganz anders als gestern Abend. Türen klappen, Landser laufen hin und her. Vom Spieß ist nichts zu sehen. Die Essensausgabe ist schon vorbei. Ich schnappe mir einen herumstehenden Teller samt Besteck und fische mir aus den großen Töpfen, die auf einem mächtigen Herd stehen, Fleischbrocken und was sonst noch übrig ist. Setze mich an einen Tisch und esse mit großem Hunger. Auch Kommissbrote und Wurst fehlen nicht.

Während ich esse, kommt der Spieß die Tür rein, sieht mich, bellt mich an: „Ja, Sie sind ja immer noch hier, Sie müssen sich sofort beim Truppenarzt melden!“ Als ich ihm klarmachen will, dass ich meine Schuhe nicht anbekäme und dass ich kaum laufen könne, bricht er die Diskussion ab mit den Worten, dass ich hier nicht bleiben könne und auf jeden Fall zum Arzt müsste. Als er wieder weg ist, rauche ich erst mal eine von den Zigaretten, die hier überall rumliegen und stecke mir auch einige in die Mantelumschläge an den Ärmeln. Was jetzt?

2.6	Zum Hauptverbandsplatz
------------	-------------------------------

Da sehe ich links an der Wand ein Paar riesige Knobelbecher stehen – so Größe 43–44. Kurzent-schlossen steige ich in die geräumigen Stiefel und stapfe, mein Gewehr als Stock benützend, hinaus auf eine breite Straße, die fast schon ein langgezogener Platz ist. Vielleicht 100 m laufe ich auf dem Bürgersteig zwischen Trümmern, herausgerissenen Pflastersteinen und allerhand Gerümpel die Straße hinunter. Da stehen mitten auf der Straße drei abgeschossene, ausgebrannte T-34. Ein mir bereits bekannter widerlich süßlicher Gestank nach verbranntem Fleisch steigt mir in die Nase. Zu dem rechts am Bürgersteig stehenden Eisenkasten tappe ich hin und sehe durch die offenstehende, verrußte Luke im Innern des Panzers die schwarzverkohlte Leiche eines Menschen liegen. Er stinkt fürchterlich und ich haue auch gleich ab, um zwei entgegen kommende Landser zu fragen, wo es denn eigentlich zum Truppenarzt oder Verbandsplatz lang geht. Genau wissen sie's auch nicht, aber sie deuten in die entgegengesetzte Richtung. Also, kehrt marsch.

Wieder beim Haus des Trosses angekommen, gehe ich hinein, um zu fragen, wo ich nun eigentlich langgehen müsse. Ich treffe auf den Obergefreiten Berlin, der heute aus der Stellung vorn zurückgekommen ist, mit einem Urlaubsschein in der Hand. Er sagt mir, dass eine LKW-Kolonnie von außerhalb des Kessels mit Panzern durchbrechen solle. Die LKW sollten die auf dem Hauptverbandsplatz liegenden Verwundeten nach draußen mitnehmen. Damit wolle er auch aus der Falle Tarnopol heraus. Er hatte Urlaub bekommen, weil seine Familie in Berlin ausgebombt worden sei. Er guckt beim Gespräch an mir herunter und sieht die mir viel zu weiten Stiefel an meinen Füßen. Er wird ganz aufgereggt und sagt: „Bloß raus hier, der Spieß hat vorhin seine Stiefel gesucht und alle durcheinander gescheucht, als man sie nicht fand.“ Er nimmt mich mit, er wisse, wo der Verbandsplatz sei.

Wir gehen die breite Straße in entgegengesetzter Richtung. Von Osten knattert lauter Gefechtslärm, MG rattern, dazwischen dumpfe Einschläge von Werfergranaten und Ari. Ich kann nur müh-

sam mit dem, verständlicherweise, ungeduldigen Ogrf. Schritt halten. Wir biegen nach links in die Hauptstraße mit den Straßenbahnschienen ein. An uns vorbei und auch auf der anderen Straßenseite gehen Landser in Reihe vor. Auf die Frage des Obergefreiten antwortet einer, der Iwan sei durchgebrochen bis an den Bahndamm. Andere lachen über meinen Aufzug und rufen: „Na, komm‘ mit uns vor, wir machen einen Gegenangriff, da wirst du schnell wieder gesund!“ Ich denke: Leckt mich am Arsch! Ich muss aber auch ein Bild für die Götter abgeben, wie ich so auf meine Knarre wie auf einen Spazierstock gestützt, mit dem Spieß seinen Sieben-Meilen-Stiefeln an den Füßen, wie ein alter Mann oder ein Storch im Salat über den Bürgersteig humpele.

Da wird mir das Straßenbild irgendwie bekannt. Ja richtig, da vorne an der Kreuzung waren wir am ersten Tag eingesetzt. Dort rechts ist das Haus, in dem meine Gruppe mit Linnemann den ganzen 11. März lag. Berlin ruft mir zu, dass wir rechts ‘rum zum Schwesternheim müssten. Ja freilich, wo der tote Russe mit dem Kopfschuss auf der Straße lag. Berlin geht einige Schritte vor mir. Wir müssen schreien, um uns in dem herrschenden Gefechtslärm, der immer toller wird, verständigen zu können. Wir biegen rechts um „unser Haus“ gerade ein. Gegenüber das kleine freie Plätzchen. In der Tür des Postamtes stehen ein paar Landser.

Dusel

Im selben Augenblick höre ich in der Luft das Rauschen der „Wildenten“. Die Landser rufen: „Volle Deckung!“ und laufen in den Hausflur zurück. Auch sehe ich noch Berlin auf den Eingang zuspurten. Wohin? Ich kann nicht laufen, kaum gehen. Blitzschnell lasse ich mich hinplumpsen. Da kracht es auch schon überall um mich herum. Vor, hinter, neben mir, überall. Nur die Schnauze ganz in den Dreck. Splitter klatschen an die Häusermauern. Staub, Qualm, Dreck und ein ununterbrochenes Donnerkrachen um mich. Eine Ewigkeit dauert das. Meine Ohren sind taub, und im Gehirn dröhnen immer noch die Explosionen.

Da höre ich plötzlich dicht über mir eine Stimme sagen: „Der ist hin. Den hat’s erwischt.“ Ich hebe den Kopf und schaue in erstaunte Landsergesichter. Ich rapple mich auf, betaste meine Knochen. Auch die zwei Landser und Berlin tasten an mir herum, suchen mit den Augen an mir nach Blut, nach einer Verwundung. Nichts ist zu entdecken. „Mensch, hast du ein Dusel gehabt. Liegt mitten drin und hat keinen Kratzer abgekriegt.“ Es ist mir selber unerklärlich, da ich keinerlei Deckung hatte und nur in der etwas tiefer liegenden Straßenrinne lag. Einen Meter rechts von mir, auf dem Bürgersteig dicht an der Hauswand, ist eine Rakete der Stalinorgel explodiert, wie man deutlich sieht. Aber keine einzige in der Längsrichtung der Straßenrinne, sonst hätt’s mich bestimmt erwischt. Das war wirklich Dusel, wie der Landser so treffend sagte. Über’m Weitergehen sagt der eine noch, dass der Iwan in Abständen immer diese Ecke bepflastere.

Beim Unterarzt

Nach einem kurzen Stück biegen wir rechts runter in den Hof des Schwesternheimes. Man muss den auf der Westseite liegenden Kellereingang benutzen. Nach kurzem Warten komme ich zu Unterarzt Mayer (oder Meyer?). Er ist blass und anscheinend übermüdet. Er lässt mich die Füße auspacken, betrachtet meine Zehen mit den rotglänzenden Frostbeulen und den Frostblasen, nickt mehrmals mit dem Kopf, als bestätige er irgendetwas, schmiert mir dann eine dunkle Salbe auf die Zehen an beiden Füßen und lässt sie verbinden. Dabei meint er: „Erfrierungen 1. Grades, nicht schlimm. Die Stiefel, die du hast, sind ja groß genug. Geh‘ zurück zu deinem Kompanie-Tross, dort ruhst du dich ein paar Tage aus, dann geht’s schon wieder.“

Berlin, der die ganze Zeit dabeistand, fragt den Arzt, dass ihm gesagt worden sei, es gingen heute LKW mit Verwundeten nach draußen, wo die denn abgingen? Der Arzt winkt müde ab und meint: „Die müssen erst mal hier sein.“ Bis jetzt sei ihm noch nichts bekannt. Ich zeige dem Unterarzt dann noch meine aufgerissenen, verschorften Hände. Auch da kommt eine, allerdings helle Salbe drauf. Als er mich fragt, ob ich denn keine Handschuhe angehabt hätte, sage ich ihm, dass ich diese schon an einem der ersten Tage verloren haben müsse. Daraufhin zieht er ein Paar Wehrmachts-Wollhandschuhe aus der Tasche seines Mantels, der an der Wand neben ihm hängt, und zieht sie mir wie einem Kind über die Finger.

Als ich ihn dann noch nach dem Anhänger für Kranke und Verwundete für mich frage, da ich auf den Hauptverbandsplatz (HVP.) wolle, meint er, dass das keinen Wert habe, ich solle ruhig zu meinem Tross gehen, dort sei ich besser aufgehoben.

Zum Tross oder doch zum HVP?

Als wir draußen sind, frage ich den Ogfr., was wir nun machen sollen. Er sagt: „Zum HVP. selbstverständlich, denn wenn LKW kommen, holen sie doch sicher zuerst die Schwerverwundeten ab und da bietet sich immer eine Gelegenheit, mitgenommen zu werden.“ Ich könne ja zurück zum Tross oder mit ihm zum HVP. gehen, wie ich wolle. Es würde aber schwierig für mich sein, dort ohne Anhänger hineinzukommen. Aber versuchen könne ich es ja mal. Also tappe ich mit ihm zum HVP.

Um wieviel Ecken wir gegangen sind und wie oft wir fragen mussten, weiß ich heute nicht mehr. Auf dem Weg durch die Stadt ist mir nur ein Unterschied zwischen meinem Aufenthalt vor ein paar Tagen, als unsere Gruppe zum Waschen zum Tross geschickt wurde, und jetzt aufgefallen: Damals standen in allen Höfen und auf allen Plätzen Fahrzeuge. Selbstfahrlafetten, Panzer, Sturmgeschütze und was noch alles. Auch mehr Soldaten waren zu sehen, vor allem viel Waffen-SS. Jetzt, nachdem die Stadt eingekesselt ist, sind die Straßen wie leergefegt. Man sieht keine schweren Waffen mehr in den Höfen und auf den Plätzen. Und wenn einem ab und zu Landser begegnen, hasten sie dicht an den Häusern entlang vorbei. Auch die Stadt an sich kommt mir verändert vor. Mehr beschädigte Häuser, mehr Trümmer auf den Straßen. Die Stadt wirkt leerer.

Begegnung im HVP

Ogfr. Berlin und ich stehen nun vor einem großen zweistöckigen Gebäude (wahrscheinlich noch aus der k. u. k. Zeit), das sich im Karree um einen großen Hof zieht. Mir kommt es vor wie ein Kloster. Wir stapfen die Treppe hoch, durch einen Flur in ein großes Zimmer, der „Aufnahme“. Dort sagt jemand, wir müssten warten. Ich setze mich auf einen freien Stuhl. Ein anderer fragt mich, was für eine Verwundung ich habe. „Keine, erfrorene Füße“, antworte ich. Der guckt mich komisch an. Warten heißt es.

Ogfr. Berlin sucht derweil nach einem Verantwortlichen, den er fragen kann, wann und wo die LKW abgehen. Andauernd laufen irgendwelche Landser durch das Zimmer. Ich sitze so schon eine ganze Weile, da wird die Außentür aufgestoßen und herein wanken zwei Landser, die sich gegenseitig stützen.

Der rechte stützt sich schwer auf seine Knarre. An beiden Oberschenkeln sind seine Hosen zerrissen oder aufgeschnitten. Darunter sieht man grauweiße blutige Verbände. Seine Hosenbeine sind braunschwarz von Blut. Sein Gesicht ist spitz, bleich und schmerzverzerrt. Ich will aufstehen und dem armen Teufel meinen Stuhl zum Sitzen anbieten, als der andere mich anschaut. Da zieht über dessen käseweißes, vor Schmerz und Anstrengung wie Stein wirkendes Gesicht eine schwache Andeutung eines Lächelns, als ob er mich kenne. Mit matter, leiser Stimme sagt er zu mir: „Ah, Scheuermann, hat's dich auch erwischt? Bleib' nur sitzen, ich kann mich nicht setzen.“ Ich erkenne den Verwundeten nicht und frage ihn. „Na, der Rapp aus Waldmohr, Meisterschule, Begabtenförderkurs und das ist aus Ebernburg.“

Mein Gott, natürlich, der Rapp und ja, der (den Namen habe ich vergessen) aus Ebernburg! Mit dem war ich zusammen im RAD, in Alzey. Ich frage Rapp, was er denn habe. Da lockert er mit verzerrtem Gesicht die bisher krampfhaft auf den Unterleib gepresste linke Hand, da quellen seine weißen Därme hervor und liegen direkt frei auf seinem Unterarm. Bauchschuss! Aber nur die Bauchdecke aufgerissen, die Därme sind nicht verletzt. Der Ebernburger hat beide Oberschenkel glatt durchschossen und in diesem Zustand haben beide, sich immer gegenseitig stützend, mehr als einen Kilometer vom Bahndamm bis hierher geschleppt. Jetzt sind sie völlig am Ende ihrer Kräfte. Sie werden auch gleich darauf in den Verbandsraum geführt. (Rapp gilt seit Tarnopol / 16.4.44 bis heute als vermisst.)

Zurück zum Tross?

Ich sitze immer noch auf meinem Stuhl und warte. Als ein Dienstgrad vorbeikommt, frage ich ihn, wohin ich mit meinen Erfrierungen gehen müsse, um den Anhänger zu bekommen. „Erfrierungen? Haben wir genug hier. Geh' wieder zu deiner Einheit.“ Auch Berlin, der von seinem Suchgang zurück kommt, sagt, dass er auch wieder zum Tross gehe. Mit LKW von außen sei anscheinend nichts. Ich gehe auch, aber nicht durch die Außentür, sondern durch eine offenstehende Tür in einen langen, düsteren Flur, in dem links und rechts Türen abgehen. Landser laufen hin und her, sogar Nonnenschwestern mit eigenartig großen, wie Flügel abstehende Hauben, begegnen mir. Hinter den Türen ist Gebrummel vieler Stimmen. Am Ende des Ganges trete ich in eine halb

offenstehende Tür. Der Raum liegt voller verwundeter Landser, die auf dem Boden dicht an dicht, auf Strohsäcken unter Decken liegen.

Verbleib auf dem HVP

Köpfe recken sich mir zu, dem Neuling, und dann brechen alle in ein johlendes Gelächter aus. Ich bin im Moment verblüfft, warum die alle so blöd lachen. Aber dann wird mir sofort mein, hier unmöglich wirkender Aufzug klar. Ich stehe hier vor ihnen, den Stahlhelm auf dem Kopf, Sturmgepäck auf dem Rücken, Koppel umgeschallt mit Brotbeutel, Spaten, Seitengewehr, Patronentaschen, an denen noch zwei Eierhandgranaten hängen, die Knarre als Stock benützend, in viel zu großen Stiefeln wie der leibhaftige „Schütze Arsch aus dem vierten Glied“, der gerade in Stellung rücken will.

Sofort kommen einige her, ziehen mir den Stahlhelm von der Rübe, einer nimmt mir die Knarre weg und schmeißt sie auf den Flur. Als ich zaghaft protestieren will, sagen sie: „Mensch, das brauchst du doch alles hier nicht.“ Sturmgepäck und Koppel mit allem Gelumpe dran ziehen sie mir ab und schmeißen alles in eine Ecke. Ich kann gerade noch meinen Brotbeutel retten. „Aber den brauch‘ ich noch“, verteidige ich mein letztes, privates Hab und Gut, das darin ist.

Als ich einen von denen frage, wo ich denn nun den Kranken-Anhänger bekäme, lacht der und sagt: „Den brauchst du hier auch nicht, keine Sau frägt danach. Geh‘ nur da durch in das andere Zimmer und hau‘ dich auf einen leeren Strohsack.“ Durch eine Verbindungstür stelze ich in den nächsten Raum, der ein Eckzimmer ist. Links an der Wand sind zwei Fenster zu dem großen Hof raus, mir gegenüber an der Wand ist ein Fenster, durch das man auf eine seitlich entlanglaufende Mauer eines Gebäudes sieht. Etwas links unter diesem Fenster ist noch ein Strohsack frei. Dort haue ich mich hin, ziehe die „Sieben-Meilen-Stiefel“ aus, schnappe mir eine herumliegende Decke, ziehe sie über mich, und nachdem ich den Nachbarn noch den Grund meines Hierseins erklärt habe, penne ich ein.

Als mich irgendeiner weckt, weiß ich im Moment gar nicht, wo ich bin. Einer sagt mir, dass ich rund 24 Stunden geschlafen hätte. Jemand teilt etwas zu essen mit mir, nachdem er erklärt hatte, dass hier jede Einheit ihre Verwundeten selbst verpflegen müsse, da im HVP. keine Küche sei. Die meisten, die hier liegen, würden aber von ihren Einheiten nichts sehen und auch nichts bekommen.

Viel Schlaf, unklare Erinnerung

Von hier an fällt es mir nun schwer, die Ereignisse in zeitlich richtiger Reihenfolge wiederzugeben. Wahrscheinlich deswegen, weil ich immer wieder viel schlief und ich nicht mehr registrierte, ob das Zwielflicht vor den Fenstern Abend- oder Morgendämmerung ist. Ob ich am gleichen Tag, an dem z. B. irgend etwas passierte, abends noch aufwachte oder ob es nicht schon der nächste Morgen war. Ich will aber versuchen, alle mir bewussten Ereignisse zu schildern, wobei ich eine Unterteilung in Ereignisse vor der Bombardierung durch russ. Schlachtflieger und denen nachher, als wir „unter der Erde“ lebten, vornehme.

Der „Kriegsgefangene“

Wir hatten einen Landser hier im Zimmer, zu dem die anderen nur „der Kriegsgefangene“ sagten. Ein älterer Mann, so um die 40 Jahre, von den Landeschützen. Dieser behauptet steif und fest, in russischer Gefangenschaft gewesen zu sein. Drei Tage lang. Dann hätten sie ihn mit einem Papier wieder über die Frontlinie in den inzwischen entstandenen Kessel hereingeschickt. Manche lachen, keiner glaubt ihm das. Ehrlich gesagt, ich habe das damals auch nicht geglaubt.

Sie fühlen ihm auf den Zahn: Ob er zu essen bekommen habe? Aber ja, dreimal am Tage, Suppe, Brot, mittags Brei und eine Portion Zucker und zu rauchen so viel sie wollten. Machorka! Auch deutsche Zigaretten! Wie das denn so vor sich gegangen sei, mit dem Übergang über die Frontlinie? Er erzählt voll Ernst, dass sie ihn und einige andere aus einer Gruppe Gefangener herausgeholt hätten, man hätte ihnen gute Schuhe gegeben, ihnen einen Zettel, eine Art Flugblatt in die Hand gedrückt und ihnen gesagt, sie würden zu ihren eingekesselten Kameraden nach Tarnopol geschickt werden. Sie sollten ihre dortigen Kameraden auffordern, mit ihnen zu den Russen zurückzugehen, den Kampf einzustellen, ihre Offiziere, wenn diese sie hindern wollten, umzulegen und ohne Waffen, aber mit diesem Papier als Passierschein zu den russ. Posten in diesem Abschnitt zu gehen. Diese hätten Anweisung, auf Gruppen, die sich ergeben wollten, nicht zu schießen. Sollte es ihm nicht möglich sein, Kameraden von der Aussichtslosigkeit des Kampfes in der eingeschlossenen Stadt zu überzeugen, so solle er nach spätestens drei Tagen hier an demsel-

ben Platz mit dem Schein wieder herüberkommen. Er könne versichert sein, dass sie früher oder später die Stadt einnehmen werden, und dann würde mit ihm kurzer Prozess gemacht, falls er ihnen dann lebend in die Hände falle.

Alle hören ihm aufmerksam zu. Könnte es nicht doch möglich sein? Aber wieso hat er alles verstanden, was sie sagten, kann er Russisch? Nein, nur ein paar Brocken, aber der Offizier, der zu ihnen redete, sprach fließend Deutsch, so wie du und ich. Ein deutscher Offizier drüben? Ja, er sei in Stalingrad, in einer gleichen, aussichtslosen Lage wie wir uns jetzt in Tarnopol hier befinden, in Gefangenschaft geraten, nachdem der „Gröfaz“ sie abgeschrieben und verraten hatte. Eine ganze Armee, über 300000 Mann, habe er einfach seinem Größenwahn und seinen Eroberungsgelüsten geopfert. Auch die Kameraden in Tarnopol sollten sich darüber klar sein, dass sie schon längst da oben bei denen abgeschrieben seien, und wenn sie nicht rechtzeitig Schluss machten, sie genauso wie die 6. Armee grausam untergehen würden.

Ob er denn geschlagen worden sei, wollen wir wissen. Ja, als sie gefangen genommen wurden, war man nicht gerade zart mit ihnen umgegangen. Aber dann nicht mehr. Wo sie die 3 Tage untergebracht waren und viele solcher Fragen wurden ihm gestellt.

Dass die draußen uns hier untergehen lassen würden, wollte keiner glauben. Der Manstein haut uns raus! Meine eigenen Gedanken behielt ich für mich. Ich musste an meinen Disput mit Erhard Schultheiß in der Stellung denken, in dem ich Stalingrad auch als Vergleich zu unserer Situation gebraucht hatte.

Zimmerbelegschaft, Kameraden, Verwundete

Einen anderen, älteren Landser hatten wir auf dem Zimmer, zu dem wir Jungen nur „Opa“ sagten. Er holte Wasser und machte sich auch sonst überall nützlich. Er war auch von dem arg zerrupften Landeschützen-Bataillon und war 43 Jahre alt.

Eine Gruppe von 3 oder 4 Mann, ein Feldweibel dabei, spielte immer, wenn ich wach wurde, Karten und weiter, solange ich wach war. Anscheinend lagen hier nur leichter Verwundete.

Vermutlich am dritten Tag kam auf den Strohsack neben mir ein Panzersoldat, dem ein Splitter unterm Kinn in den Kiefer und durch den Mund gefahren war. Sein Kopf war dick mit Verbänden umwickelt, die nur Augen und Nase frei ließen. Der arme Teufel konnte weder sprechen noch essen. Wenn er was wollte, gab er mir Zeichen mit den Fingern, und später schrieb er mit einem Füllfederhalter auf einen Meldeblock, was er wünschte oder sagen wollte. Aus einer Selterswasserflasche, die ich ihm, wenn sie leer war, füllte, trank er nur Wasser, indem er einfach die Flaschenöffnung auf den Verband hielt, ungefähr dort, wo sein zerrissener Mund sein musste. Dabei lief dann mehr Wasser daneben, in und über den Verband und seine Uniformjacke herunter, dass er oft ganz durchnässt war. Dabei blutete die Wunde, sodass alles eine rosarote Brühe war. Außerdem hatte er Fieber.

Verpflegungsproblem

Langsam machte sich auch bei mir der Hunger bemerkbar. Nur einmal hatte ich in den zwei oder drei Tagen, seit denen ich hier war, etwas Knäckebrot von einem hier im Zimmer bekommen und, so glaube ich, einmal warmes Essen von einem anderen, dessen Kompaniespieß und der Küchenbulle Verpflegung herschleppten und die hier liegenden Verwundeten ihrer Kompanie treulich verpflegten. Von den Unseren sah man keinen Schwanz.

Linnemann

Doch halt, einmal führte man einen Angehörigen meiner Kompanie durch unser Zimmer. Das muss am 28. März gewesen sein. Zwei Sani stützten den ganz zusammengekrümmt humpelnden Verwundeten, der verdreht, unrasiert, schmal und bleich von mir nicht gleich erkannt wurde. Er presste beide Arme krampfhaft vor den Leib. Als ich ihn anrief und er mich ansah, huschte nur einen Moment ein mattes Lächeln des Erkennens über sein Gesicht. Er sagte nur leise: „Ah, Scheuermann“, und auf meine dahingehende Frage, keuchte er unter Stöhnen heraus: „Hüftdurchschuss.“ Es war mein Unteroffizier Linnemann. Er wurde in ein Zimmer jenseits des Flures geführt.

Kuchen

Einmal, an einem Tag, an dem draußen die Hölle los war, als die Fensterscheiben klirrten bei jedem nahen Einschlag, kamen ein Hauptfeldweibel und ein Soldat, über und über voll Mörtelstaub, zwischen sich einen großen Wäschekorb tragend, der noch halb voll Streuselkuchen war, zu

uns ins Zimmer, von vielen mit lautem „Hallo“ begrüßt. Ja, der vergisst uns nicht! Unterschiedlos verteilen sie an jeden im Zimmer ein großes Stück Kuchen. Man sagt mir, dass der Hauptfeldwebel selbst zweimal mindestens schon hier war, und nicht nur die Leute seiner Kompanie, sondern jeder bekomme etwas, solange der Vorrat reicht. Dazu bringt eine polnische Frau in Zivil jedem einen Becher heißen Kaffee.

Besuch vom Kampfkommandanten

Ein andermal, ich bin irgendwie in dem vorderen Zimmer, wahrscheinlich bei einem Bekannten, heißt es Ordnung machen, hoher Besuch kommt. Sanis räumen die wüst aussehenden Zimmer etwas auf. Dann kommt der Kampfkommandant, Generalmajor von Neindorff, persönlich. Einige Offiziere und Ärzte begleiten ihn. Er begrüßt jeden einzelnen mit Handschlag und überreicht jedem aus einem großen Karton, den eine Ordonanz trägt, eine Tafel Schokolade, sagt diesem und jenem ein paar Worte und fragt auch mal nach der Art der Verwundung. Das Aussehen des Kampfkommandanten ist mir heute nur noch sehr unscharf im Gedächtnis: Ein großgewachsener Mann in einer feinen, sauberen Offiziers-Uniform, rundliches, glattrasiertes Gesicht, Schirmmütze auf dem Kopf, eine Brille mit Nickelrand, kurzum, er machte auf mich den Eindruck eines Beamten, eines Büromenschen.

Soldbuch-Eintrag

An einem Tag sammelt ein Sanitätsdienstgrad unsere Soldbücher ein. Es heißt: Jeder Tarnopoler bekomme von der Einheit, bei der er sich im Moment befindet, eine Eintragung ins Soldbuch gemacht, die ihn später, wenn wir wieder draußen sind, als Angehörigen der Besatzung ausweist. Es soll dann ein Tarnopol-Ärmelschild oder Streifen für jeden überlebenden Besatzungsangehörigen geben. Ähnlich wie das Narvik-Schild oder das Cholm-Schild.

Am nächsten Tag (oder auch am übernächsten) bekommen wir die Soldbücher wieder ausgehändigt. Als ich meines aufschlage, steht auf einer der Seiten mit Tinte von Hand geschrieben: Besatzung Tarnopol. Darunter ein Stempel mit der Unterschrift des Stabsarztes, dessen Namen ich heute nicht mehr weiß.

Luftangriff auf HVP

Dann kommt der 1. April. Ich muss, wie immer, wie bewusstlos geschlafen haben, als mich ein grässlich lauter Donnerschlag hochfahren lässt. Durch das Fenster über mir sehe ich gerade die ganze Wand mit schwarzem Qualm zu mir herunter brechen. Gleichzeitig dringt das aufheulende Motorengeräusch eines sehr niedrig fliegenden russ. Schlachtflugzeuges an mein Ohr. Luftangriff! Sie bombardieren den HVP! Da, eine zweite gewaltige Explosion, die das ganze Gebäude durchschüttelt.

Nachdem der Mörtelstaub etwas dünner geworden ist, sehe ich mich im Zimmer um. Kein Mensch ist mehr da. Die Fenster haben keine Glasscheiben mehr, alles liegt in Scherben im ganzen Zimmer verstreut. Draußen ein Höllenlärm. Rollendes Granatfeuer, dazwischen reißende Bombeneinschläge, in der Luft heulendes Motorengeräusch von vielen Jak II. Rauch, Staub, Feuerschein.

Verdammt nochmal, alle sind sie fortgerannt, weiß der Teufel wohin, ohne dass einen auch nur einer weckt. Nicht einmal der Panzersoldat hat mich geweckt. Oder haben sie mich nicht wach bekommen? Ich starre auf den Strohsack, dort, wo meine Füße liegen. Da steckt doch zwischen meinen Beinen in Knöchelhöhe ein ca. 25 cm langer Bombensplitter aufrecht im aufgerissenen Strohsack. Teufel nochmal, da werde ich mit einmal hellwach. Nichts wie weg hier!

Suche im Chaos des HVP

Ich suche in dem wüsten, mit Kalkstaub bedeckten Durcheinander meine großen Stiefel vom Spieß, schnappe meinen Brotbeutel am Kopfende und stolpere so schnell ich kann aus dem Zimmer durchs andere in den Flur. Überall Staub und Qualm. Zimmertüren stehen offen, aber kein Aas ist zu sehen. Ich humpele den Flur entlang, wieder eine offene Tür. Ich schaue kurz hinein. Komisch, Licht fällt durch ein riesiges Loch in der Decke. Zerfranst hängen die Ränder herab. Darunter ein Schuttberg. Überall Staub und Dreck, alles durcheinander geworfen. Aus dem Schutt ragt ein Tischende, mit zwei nackten Füßen darauf, heraus. An den durcheinander geworfenen Gegenständen sehe ich, der OP-Raum. Wieder zurück in den Flur.

Herrgott, wo sind die denn alle hin? Wie verrückt renne ich hin und her, schaue mal in dieses, mal in das Zimmer. Alles leer! Ich stolpere über ganze Haufen von Gewehren und sonstigem Gelumpe. Hopse hierhin und dahin. Alles Lebendige wie vom Erdboden verschluckt! Erdboden? Der Keller,

ja, der Keller! Irgendwo war da doch eine Treppe, die nach unten führte. Ich suche, finde sie, gehe ein paar Stufen ins Dunkle runter, lausche. Ja, da unten – ein Stimmengesumm, wie wenn Wespen dort eingesperrt wären. Ich taste mich weiter nach unten. Eine Holztür. Ich reiße sie auf, Licht blendet mich und eine bestialisch stinkende Dunstwolke trifft mein Riechorgan wie eine Keule, dass mir fast das Kotzen hochkommt. Ich pralle wie von einer Mauer zurück. Da soll man drin atmen können? Das ist eine fürchterliche Mischung aus Scheiße, Urin, Blut, Eiter, Schweiß, muffigen, nassen Klamotten und Decken, Verwesungsgeruch, Zigarettenqualm, Leder und weiß der Teufel was noch alles.

Ich will g'rad kehrt machen, als einer sagt: „Besser hier unten im Mief als oben einen kalten Arsch!“ Er hat recht. Wo soll man auch hin? Ich sehe mich um. Ein Gewusel von Landsern, Schreien, Rufen, Stöhnen, Husten, Jammern, nahe Gespräche. Ein unmögliches Durcheinander.

Im Verwundetenkeller des HVP

Ich stehe in einer Art Vorraum, nicht sehr groß. Rechts an der Wand ein Chaiselongue. Darauf liegt ein Oberfeldweibel. Daneben an der Wand hochgestellte Matratzen. Anscheinend ein verbauter Durchgang. Links geht es eine Stufe tiefer in einen großen gewölbten Keller. „Mensch, geh doch weiter durch“, stößt mir dabei einer ins Kreuz. Links und rechts doppelstöckige Holzpritschen, aber unterteilt. Die bettartigen Gestelle sind dicht an dicht mit Verwundeten belegt. Überall blaken Hindenburg-Lichter und rußende Ölfunzeln. Mittendurch führt ein breiter Gang. Aber auch da liegen und sitzen überall welche herum.

Vorsichtig, um niemanden zu treten, stake ich stelzbeinig über die Uniformbündel, bei denen man oft nicht unterscheiden kann, ob es nur Uniformen sind oder ob ein Mensch darin eingepackt ist. Da vorn ist das Gewölbe mit graubraunen Wolldecken, ein Art Vorhang, abgeteilt. Dahinter schimmert auch Licht vor und Stimmen, Wortfetzen hört man. Nicht sehr weit von dem Vorhang suche ich mir am Fußende einer Holzpritsche einen unbequemen Sitzplatz. Im Dunkel auf diesem „Bett“ spielen welche Karten. Hierhin fällt kaum ein Lichtstrahl.

Verwundeter Kompanie-Chef in Wut

Vornübergebeugt hänge ich hier dösend, als ich auf eine laute Stimme hinter der Wand aus Wolldecken nach und nach aufmerksam werde. Irgendwie kommt mir der Tonfall dieser Stimme bekannt vor. Ich frage einen, wer denn hinter dem Vorhang liege. „Das sind alles verwundete Offiziere.“ Da fällt mir auch blitzartig ein, wem diese Stimme gehört. Natürlich, nur unser Kompanie-Chef, Oltn. Ruß, konnte so fluchen und schimpfen! Ich horche besser hin, warum er denn eigentlich so tobt und wettet. Ich verstehe nur einzelne Worte, wenn seine hohe Stimme besonders scharf und laut wird. So verstehe ich: „.... Kompanie-Spieß verdammte Sauerei keine Verpflegung bringt nicht einmal sehen lässt das sage ich Ihnen, wenn wir hier rauskommen, bringe ich diesen Lumpen vor ein Kriegsgericht!“

Schrecklicher Sitzplatz

Zwischendurch döse ich immer wieder ein. Da schimpfen die hinter mir, dass ich ihnen das bisschen Licht noch ganz wegnehmen würde. Unduldsam sind die Kerle geworden. Aber ich bin so zerschlagen und müde, dass ich widerspruchslos meinen Sitzplatz räume, indem ich mich über das Holzbrett am Fußende hinabrutschen lasse ins Dunkle auf dem Boden davor.

Ich merke zwar, dass ich nicht ganz auf der Erde sitze, sondern auf irgendetwas, das vor der Pritsche liegt. Aber ich stütze den Kopf auf die Arme und döse sofort wieder ein. Alle Augenblicke rennt einem jemand gegen die Füße. Ich schimpfe, weil manche Kerle sich rücksichtslos durchdrängen. Irrenhaus, verfluchtes!

Ich hocke so schon eine ganze Weile, kann mich mit dem Rücken an die Pritsche lehnen, als ich auf einmal das Gefühl habe, als würde ich am Gesäß durchnass. Verflucht, auf was sitze ich da eigentlich? Ich greife mit der rechten Hand unter mich, fühle mit den Fingern einen Uniformknopf, noch einen. Ich lüfte etwas das Hinterteil und fahre mit der Hand in eine feuchte, quallige Masse, betrachte meine Hand im Schein einer Hindenburgfunzel. Alles ein scheußlich stinkender, blutiger Matsch! Laut fluchend, sodass einige drumherum aufmerksam werden und ihre Köpfe über und unter den Pritschen hervorstrecken, bin ich aufgesprungen. Was ist denn das für eine gottverdammte Sauerei da unten? Ich schnappe mir mit der linken Hand das nächstbeste Licht und leuchte damit nach unten.

Ich kann nicht beschreiben, was für einen Schreck ich bekommen habe. Da liegt ein Landser auf dem Rücken, die Klamotten über seinem zerrissenen Leib aufgeknöpft und zerfetzt, der Bauch eine schaurige Masse von Därmen, Blut, Scheiße und Flüssigkeit. Und dahinein hatte ich mich gesetzt!

Einige waren herbei gekommen, als ich mich mit dem Licht hinunter beugte, und als sie sehen, dass da ein Toter liegt, erinnern sich plötzlich welche: „Ach, das ist der Bauchschuss, den die Sanis vor drei Tagen hier hingelegt haben. Es war ein hoffnungsloser Fall.“ So sieht das also aus, wenn man an der Front eine verplättet kriegt und dann zurück auf den Verbandsplatz geschafft wird. Dann schleppen einen die Sanis irgendwohin und lassen einen einfach verrecken. Schöner „Heldentod“, das.

Beobachtung eines Armamputierten

Tief aufgewühlt, schimpfend und fluchend will ich diesen Saustall hier verlassen und wieder nach oben gehen. Vorn, im Vorraum, wische ich mir mit einem Lappen die Hose ab. Da spricht mich der auf dem Chaiselongue liegende Oberfeldwebel mit einer ruhigen, väterlichen Stimme an. Ich kann mich aber nicht gleich beruhigen und schimpfe weiter über Gott und die Welt, aber insbesondere über die Sanitäter. Er rutscht etwas zurück an die Wand und bietet mir an, sich zu ihm zu setzen. Er erklärt mir im beruhigenden Ton die Verhältnisse im Allgemeinen und die hier unten im Besonderen.

Ich werde dabei immer ruhiger, und noch während unseres Gesprächs kommt ein Verwundeter aus dem großen Keller, dem der linke Arm bis zur Schulter amputiert ist. Er hat um den Stumpf und den ganzen freien Oberkörper einen durchbluteten, verschmutzten Verband. Ungeniert stellt er sich uns gegenüber an ein dort stehendes weißes, altmodisches Handwaschbecken (ein dünnes, geschweißtes Eisengestell mit einer emaillierten, runden Waschschiüssel drin) und pinkelt dort hinein. Dabei beobachte ich, wie er immer wieder das Gleichgewicht verliert und mit dem Stumpf gegen die Wand knallt, dabei jedes Mal vor Schmerz laut brüllend.

Totenentsorgung

Ich will gerade wieder Luft holen, um zu schimpfen, als mir der Ofdw. beruhigend die Hand auf die Schulter legt. „Du bist nicht verwundet?“, fragt er mich. Verlegen, als wenn er mich bei einem Schwindel ertappt habe, antworte ich ihm: „Nein, nur Erfrierungen 1. Grades an beiden Füßen.“ „Das ist gut, sei froh, dann hast du wenigstens die Aussicht zu überleben.“ Aber wieder kommt die Wut in mir hoch, und ich frage ihn, warum sich hier die Sanis eigentlich um nichts kümmern. Wo diese vollgefressenen Kerle denn eigentlich steckten? In dem Moment wird die Tür aufgerissen und zwei Sanis kommen herein. „Siehst du, hier sind schon zwei“, sagt lachend der Ofdw.

Sie rücken das Chaiselongue mitsamt dem darauf Liegenden etwas gegen die Tür, nehmen dann die beiden aufrecht stehenden Matratzen weg. Danach verschwinden beide in dem großen Gewölbe, um gleich darauf mit etwas zwischen sich angeschleppt zu kommen. Jeder hat einen Arm des Toten mit dem Bauchschuss gepackt, und so schleifen sie die Leiche, deren zurückhängender Kopf bei jedem Schritt mit dem noch darauf festgeschnallten Stahlhelm auf den Boden schlägt. Nicht vergessen werde ich das Geräusch, das die Stiefelabsätze des Toten dabei auf dem Fußboden verursachen.

Die Sanis ziehen die Leiche durch den Durchgang, den die Matratzen bisher verdeckten, in ein breites Gewölbe, das aber nicht ganz so hoch ist als der große Keller links. Ich sehe ihnen nach, wo die hingehen. Aus dem düsteren Gewölbe kommt kalte, aber keine frische Luft. Der Boden liegt etwas tiefer als unser Vorraum hier. Mindestens 10 cm hoch steht dort drin eine gelbgrüne Jauche, die fürchterlich stinkt. Sie ziehen den Toten einfach durch die Brühe, die dabei nach zwei Seiten Kielwellen zieht, wie wenn ein Schiff hindurch fahren würde. Links an der Wand, an der durch drei Kellerfenster trübes Tageslicht einfällt, liegen 4 oder 5 tote Landser aufeinander geschichtet, zum Teil in der Jauche. Die beiden Sanis schmeißen mit einem Schwung den Toten auch darauf. Rechts davon, weiter gegen die Rückwand zu, liegt und schwimmt zum Teil ein großer Haufen blutiges, dreckiges Verbandszeug und Papier. Dazwischen blutige Fleischfetzen, amputierte Beine und Arme, manche blauschwarz. Der „Heldentod“ des HVP!

Die Sanis kommen zurück, verstellen den Durchgang mit den beiden Matratzen, schieben den Ofdw. mitsamt seinem „Bett“ wieder vor die eine Matratze und verschwinden. Die Beerdigung ist zu Ende!

Gespräch auf dem Chaiselongue

Ich setzte mich wieder zu dem Ofdw., der wegen einer bösen Oberschenkel-Verwundung nicht gehen kann. Wie immer in diesen Tagen kommen wir im Gespräch auf unsere Lage hier im Kessel und auf die Aussichten, herausgehauen und befreit zu werden. Ich vertrete meine Meinung, dass wir draußen bei denen schon abgeschrieben sind. Ein Entsatz, oder ein Durchbruch unsererseits, hätte in den ersten Tagen der Einschließung, als der Ring der Russen um die Stadt noch nicht sehr fest war, Aussicht auf Erfolg gehabt. Jetzt aber hat der Iwan die Stadt fest im Griff, und er wird uns vernichten, wenn wir nicht rechtzeitig aufgeben. Der Ofdw. meint auch, dass unsere momentane Lage recht beschissen sei, aber man müsse auch damit rechnen, dass wir hier starke russ. Kräfte festhalten und dadurch einen russ. Durchbruch verhindern würden. Allerdings sei dieser Stadtkessel zu eng und zu klein, um als Wellenbrecher zu wirken. Auch nicht ganz auszuschließen sei, dass man uns doch noch von außen befreit. Möglich sei alles. Aber einfach wird es nicht sein. So diskutieren wir dies und jenes, und darüber meldet sich bei mir wieder der Hunger. Ich frage ihn, ob er nicht etwas Knäckebrötchen oder sonst was zum Beißen habe. Er verneint. Er sucht seinen Wäschebeutel und ich meinen Brotbeutel durch. Meine „eiserne Ration“ habe ich schon vor zwei Wochen in der Stellung aufgefressen, und nur einen zusammenklappbaren Esbit-Kocher mit Hartspiritus-Tabletten finde ich im Brotbeutel. Der nützt natürlich auch nichts, wenn man nichts zum Warmmachen hat.

Wo ist der Oberfeldwebel?

Ich sage ihm, dass ich hochgehen werde und oben in den herumliegenden Sachen nach etwas Essbarem suchen will. Ich gehe, stapfe die Treppe hoch, durch den langen Flur, gehe mal hier in ein Zimmer, mal dort. Wühle in den staubigen Gegenständen herum, finde irgendwo ein paar zerbröckelte Kekse, dann ein paar Scheiben Knäckebrötchen, sogar in einer roten Plastikdose etwas Margarine, stopfe alles in meinen Brotbeutel, den ich an den beiden Taillehaken meines Mantels hängen habe. Da die Räume mit ihren zerbrochenen Fensterscheiben, dem Durcheinander auf den Fußböden, auf dem überall eine grau-weiße Mörtelstaubschicht liegt, leer und düster wirken, ich auch sonst nichts Essbares mehr finde, mache ich mich auch schnell wieder auf den Rückmarsch in den Keller.

Als ich die Tür öffne, der mir entgegenschlagende Gestank mich einen Moment stocken lässt, fällt mein erster Blick sofort auf das leere Chaiselongue rechts an der Wand. Erschreckt frage ich die auf dem Boden herumsitzenden Landser, wo denn der Oberfeldwebel hin sei, der hier vorhin noch gelegen habe? Einer sagt dumpf: „Der ist schon hier drin“, dabei deutet er auf die Matratzen, hinter denen der „Heldenfriedhof“ des HVP liegt. Im Moment ist mir, als wenn mir jemand einen schweren Hammer auf den Kopf schlägt. Ich kapiere nicht recht. Wieso hier drin? „Wieso“, frage ich, „ist er tot?“ Ja! „Aber wie und wann ist denn das passiert?“, will ich wissen. Vorhin sei eine Granate dort durch eines der Kellerfenster hereingefahren und da drinnen mit gewaltigem Krach explodiert. Alles sei erschreckt aufgesprungen, wollte weglaufen. Kurz vor der Explosion habe der Ofdw. aufrecht, mit dem Rücken an die Matratze gelehnt, dagesessen. Aber dann sei er vornüber von seiner Liege herunter gefallen. Ein Splitter sei durch die Matratze in seinen Rücken gefahren. Er sei kurz darauf tot gewesen. Verblutet! Man zeigt mir die ausgefranzten Splitterlöcher in der jetzt wieder hochgestellten Matratze. Große, feuchte, dunkle Flecken sind auf dem Chaiselongue und dem Fußboden. Erschüttert stehe ich hier und flenne. Grad‘ eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten war ich weg. So schnell geht das. Ich kann hier unten nicht mehr bleiben.

Stoische weibliche Gelassenheit

Einige der Herumstehenden und Sitzenden schließen sich an. Wir gehen nach oben, den Flur durch in unser Zimmer. Wüst sieht es hier aus. Durch die zerbrochenen Fenster wirbeln Schneeflocken herein. Saukalt ist es hier. Man nimmt sich zwei, drei der herumliegenden Decken, schüttelt den Staub davon, haut sich auf den Strohsack und versucht zu pennen.

Irgendwann schrecke ich durch eine Detonation, die das Gebäude schüttern lässt, auf. Das Zimmer ist schon wieder halb belegt. An dem ersten Fenster der Hofwand steht ein kleiner Tisch, und davor steht die Frau in Zivil und spült in einer Schüssel Geschirr. Da kracht draußen nach kurzem Zischen eine Werfergranate genau über dem Fenster an die Hauswand. Alle haben wir unwillkürlich die Köpfe eingezogen und uns geduckt. Nur die Frau, etwa Mitte der 30, steht ungerührt direkt vorm Fenster und spült weiter ihr Geschirr. Hat die vielleicht Nerven! Da zischt es schon

wieder heran und wieder kracht es an der Hauswand dicht über dem Fenster, dass die Splitter und Gesteinsbrocken nur so auf das Pflaster im Hof prasseln. Einige flüchten schon wieder aus dem Zimmer, aber seelenruhig trocknet die Frau, am Fenster stehend, ihr Geschirr. Entweder sie hat kein Gefühl für die drohende Gefahr oder sie hat Nerven wie Eisenbahnschienen. Einige rufen ihr zu, sie solle doch dort vom Fenster weggehen, ein Splitter könne sie doch treffen. Da winkt sie lächelnd mit der Hand ab und sagt: „Schiskojenno Wojna“, was soviel bedeutet: Es macht nichts, es ist Krieg.

In fast gleichmäßigen Abständen krachen die Granaten draußen an die Hauswand zwischen den Fenstern des ersten und zweiten Stockes. Aber keine geht ins Fenster oder auf den Hof. Ein Landser meint, dass es deswegen nicht möglich sei, dass eine Granate gar ins Fenster reinschlagen könne, weil sie sonst nicht bei uns hier an der Wand, sondern auf dem gegenüber liegenden Gebäude einschlagen müsse. Er erklärt das mit dem Flugbahn-Winkel. Wahrscheinlich war er bei den Granatwerfern.

Dieses Zischen und Krachen geht in gleichmäßigen Abständen bis zum Anbruch der Dunkelheit weiter.

Umquartierung

Nach dem Dunkelwerden kommt ein Sani-Dienstgrad und verkündet, dass die Zimmer hier oben geräumt würden. Wir sollten unsere Strohsäcke und Decken mitnehmen und raus auf den Hof kommen. Einer spottet: „Nimm dein Bett und gehe!“ In vollständiger Dunkelheit, hier oben darf ja kein Licht gemacht werden, gibt es ein furchtbares Gestolpere und Geschubse, wenn wir in dem dunklen Gang mit den anderen aus den Zimmern kommenden Insassen zusammenrennen.

Draußen angekommen, führt ein Unteroffizier den ganzen Strohsack schleppenden Haufen über den Hof um ein paar Ecken herum in ein Gebäude und dort die Kellertreppe nach unten. Er verteilt alle in drei gewölbte, aber nicht sehr große Keller. Wir müssen erst aus dem uns zugeteilten Kellerraum Dreck und allerhand Gerümpel entfernen, ehe wir unsere Strohsäcke hinlegen und uns daraufhauen können.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Jedenfalls, als ich wach werde, meldet sich der Hunger. Auch hier bekommen wir nichts zu essen. Also auf zur Suche nach etwas Essbarem. Nicht nur ich, auch die meisten anderen, wenn sie sich nur fortbewegen können, haben die gleiche Idee. Überall stöbern und suchen Landser in den Ecken rum. Nur ein paar mickrige, verschrumpelte Kartoffeln finden wir im hintersten Eck eines unbelegten Kellers.

Ein Zahlmeister hält noch Ordnung

Aber schon haben welche spitzgekriegt, dass hinter der Brettertür, links von unserem Keller, ein Verpflegungslager ist und kommen mit Fleischbüchsen, Tüten mit Zwieback, Zellophanbeutel mit Bonbons, Schoka-Cola-Dosen und Zigarettenpackungen in den Armen dort heraus. Das dauert zwar nicht lange, dann hört man dort eine Stimme mächtig schimpfen, und die Tür wird zugeknallt und verriegelt. Aha, das ist also kein herrenloses Gut, sondern ein dicker Zahlmeister verwaltet das Ganze immer noch. Er schimpft laut über diese undisziplinierten Diebe und Räuber. Überall in den Kellern bruzzeln auf Esbit-Kochern in Feldkesseldeckeln und Konservendosen die Landser sich was zurecht.

Ich nehme halt mit meinen paar Knäckebrötchen-Scheiben, auf die ich Margarine schmiere, vorlieb. Einer schenkt mir eine Dose Schoka-Cola.

Im Keller

Ununterbrochen dröhnt draußen das Wummern der Einschläge und manchmal deutlich das Rattern von MG und MPi. Man registriert das ewige Gedröhne schon gar nicht mehr, und nur wenn Einschläge nah hergehen, hebt der eine oder andere lauschend den Kopf.

Drei oder vier Mann in unserem Keller spielen unentwegt Karten. Auch wenn eine schwere Granate in der Nähe einhaut und feiner Kalkstaub von der Gewölbedecke rieselt und alles sich unwillkürlich zusammenduckt, unterbrechen sie ihr Spiel nicht, als sei es die wichtigste Sache der Welt.

Nachrichten von außerhalb (aus dem Kessel) dringen keine zu uns hier unten, denn Neuzugänge kommen nicht in unsere Keller. An einem Tag wird die Frontzeitung der 4. Panzerarmee „Der Panzerbär“ herungereicht. Wo die hergekommen ist, weiß ich nicht mehr. Wir erfahren daraus, dass gleichzeitig mit uns die Stadt Kowel, weiter nördlich, eingekesselt ist.

Endlich Essen!

Einmal holt ein Unteroffizier Leute, die ihre Arme und Beine gebrauchen können, in die Küche zum Kartoffel schälen. Eine Küche hier? – Natürlich melde ich mich auch. Wir werden durch das verwinkelte Verpflegungslager geführt, dabei kann ich etliches an mich nehmen; auch eine 200 g Schweinefleischdose verschwindet in meiner Manteltasche. In einem großen Raum, wo in zwei großen Kesseln Suppe dampft, müssen wir uns im Kreis auf Stühle und Kisten setzen. Dann schüttet der Küchenbulle einen Sack Kartoffeln in die Mitte, und wir schälen natürlich drauf los wie die Irren, in der Hoffnung, einen Schlag Suppe zu bekommen. Zu welcher Einheit die Küche hier eigentlich gehörte, weiß ich bis heute noch nicht. Zum HVP jedenfalls gehörte sie nicht.

An einen Schrank gelehnt, beobachtet uns bei der Arbeit ein Unteroffizier. Als er sich für einen Moment abwendet, lasse ich eine Tüte Feldzwieback, der hinter mir auf einer Schrankecke liegt, verschwinden, und so nacheinander, immer wieder einen günstigen Moment abwartend, mehrere Tüten. Obwohl unser Aufpasser hersieht, wandern die Tüten unter den Beinen der kartoffelschälenden Runde durch. Nach getaner Arbeit werden wir wieder zurück gebracht, ohne dass wir auch nur einen Löffel Suppe bekommen haben. Diese Geizhalse lassen sich von den Verwundeten die Arbeit machen und rücken dann nichts raus. Die muss man ja beklaunen, um etwas zum Beißen zu kriegen.

Nachts bruzzele ich mir auf meinem Esbit-Kocher, wie die meisten anderen auch, in einem Kochgeschirr-Deckel Schweinefleisch, in das ich Zwiebackstückchen lege. Das schmeckt vorzüglich und ist ein richtiges Festtagsessen.

Wieder der Zahlmeister

An einem anderen Tag, an dem ich allein, aus irgendeinem Grund, zur Küche rüber durch das Verpflegungslager gehe, nehme ich mir aus einem Karton vom Regal eine einzige Zellophantüte V 5-Bonbons. Im gleichen Augenblick kommt der dicke Zahlmeister um die Ecke, sieht mich hier stehen mit der Tüte Bonbons in der Hand, nimmt sie mir weg und sagt: „Hier wird nicht geplündert, hier wird alles gerecht verteilt.“ Ich antworte ihm: „Eine Tüte Bonbons? Da kann man wohl nicht von plündern reden. Na, aber verteilt nur alles schön gerecht“, und verdrücke mich.

Als wir wieder mal zum Kartoffelschälen gehen, höre ich im Verpflegungslager, wie der Zahlmeister irgendjemandem die Verpflegungsstärke nennt: Sechstausend und ein paar Köpfe stark.

Essen „organisieren“

Einmal nachts reißt jemand unsere Kellertür auf, und herein wird ein 20 Pfund schweres Käserad gerollt. Ein Mordshallo begrüßt die willkommene Spende, auch wenn wir den Spender gar nicht zu Gesicht bekommen. Aber wir erfahren später, dass vom anderen Keller welche die Tür vom Verpflegungslager aufgebrochen haben und drei wagenradgroße Schweizer Käse geklaut haben. Jeder Keller hat einen bekommen. Wir essen dicke Scheiben davon, ohne jede Bei- oder Unterlage. Auch ein Holzfass mit sirupartiger, süßer Milch haben die „Organisatoren“ herausgeschafft. Die schmeckt, als wenn süße Sahne mit Honig angesetzt ist. Die Beschriftung des Fasses ist russisch. In der darauffolgenden Nacht, als wir auch „organisieren“ wollen, ist die Tür wieder repariert und verschlossen. Dahinter steht ein „Hiwi“, der in gebrochenem Deutsch und bedauernder Stimme sagt, er darf niemand hereinlassen. Sollte jemand mit Gewalt eindringen, müsse er schießen. In unserem Keller liegt aber auch ein ehemaliger russischer Soldat. Der redet mit ihm in ihrer Muttersprache. Irgendeiner hat eine halbe Pulle Wodka. Die wechselt dann, mit etwas gewaltsamer Nachhilfe, durch einen Ritz in der Tür den Besitzer, gegen Zigaretten und Knäckebrot. Es ist die einzige Form von Brot, die ich nun schon länger als eine Woche knabbere, und mein Gaumen ist schon ganz wund von dem harten Zeugs. Aber es ist immer noch besser als gar kein Brot!

Notdurfterledigung

Am nächsten Morgen kommen die ersten, die zum Austreten die Haustür raus wollten, zurück und warnen uns, auf unser bisheriges „Scheißhaus“ zu gehen, sie seien gerade aus dem schräg rückwärts stehenden Haus vom Iwan beschossen worden. Alles, was krauchen kann, hastet die Kellertreppe hoch an die Haustür. Wirklich, aus dem großen, grauen Haus ca. 200 m rechts schräg hinter uns knattert eine MPI-Salve herüber, dass die Querschläger jaulend vom Hopfplaster wegspritzen. Drüben im Hof liegt schon einer, der auf dem Weg zu uns her war, abgeschossen. – Ja verflucht, ist der Iwan denn schon durchgebrochen? Wird der HVP schon HKL?

Mir ist die brenzlige Lage auch auf den Magen geschlagen, und ich muss dringend abprotzen. Raus kann man wirklich nicht. Also im Haus suchen. Ich stelze die Stiege hoch. Alles verdreht und verstaubt. Im oberen Stock finde ich ein Badezimmer, allerdings ohne Decke und auch Teile der Wände sind eingeschossen. Über Steine und Schutt steige ich zu der schönen, weißen Badewanne hin. Gut, ich nehme die als Klo. Ich setze mich auf den Rand und protze in die Badewanne ab. Das muss sich irgendwie herumgesprochen haben, denn als ich am nächsten Tag wieder hier rauf komme, ist die Badewanne eben voll Scheiße, obwohl wir unser bisheriges „Scheißhaus“ schon wieder benutzen konnten. Aber an dem bewussten Tag sind wir in unserem Keller eingesperrt. Niemand kann das Haus verlassen, und keiner kann zu uns herüber.

Ein „Hiwi“ und seine Zukunft

Gegen Abend heißt es plötzlich, der Iwan sei über den Dachboden in das Haus direkt hinter uns, das an unseres angrenzt, eingedrungen. Nach Dunkelwerden kommen in unseren Hausflur bewaffnete Landser: Pioniere. In diese Nacht schläft kein Mensch bei uns. Ist jetzt bald Feierabend?

Der Russe, Angehöriger einer Werkstatt-Kompanie der SS, mit dem ich mich etwas angefreundet habe, sitzt mir gegenüber auf dem Strohsack, seine 08 griffbereit auf den Knien vor sich liegend. Er meint: „Wenn die Tür hier aufgeht und russischer Soldat steht drin, erschieß‘ ich mich.“ Als ich ihn davon abbringen will und meine, die Russen machen doch sicher auch Gefangene, sagt er: „Ja, du dich nicht erschießen, aber für russ. Soldat bin ich Verräter.“ Er bleibt dabei und lässt seine Pistole keinen Moment aus den Augen. Er erzählt mir, dass er vom Schwarzen Meer stamme, zeigt mir Fotografien, auf denen er und zwei Frauen in altmodischen gestreiften Badeanzügen im Wasser stehen, irgendwo am Strand gegen den Kaukasus zu. Dass er bei der Roten Armee bei den Panzern war, in deutsche Gefangenschaft geriet und sich dort, bei einer Werbung für die SS mit anderen Gefangenen „freiwillig“ gemeldet hat. Als gelernter Mechaniker sei er in eine Werkstatt-Kompanie gekommen und nun in dieser verfluchten Stadt gelandet. Für ihn gebe es keine Gefangennahme, da er von den russ. Soldaten als Verräter liquidiert würde. Aber ich solle nur die Hände hochheben, wenn russ. Soldat kommt. Du nix SS, du Gefangener. Er sitzt ganz traurig da, und er tut mir leid. Er ist 22 Jahre alt.

Hummel

Die ganze Nacht hockt alles gespannt da und wartet. Ständig stehen ein paar Landser oben im Flur und melden, ob was passiert. Gegen Morgen, als man durchs Kellerfenster, das draußen mit einem Splitterschutzkasten zugestellt ist, der aber einen kleinen Spalt frei lässt, schon hellen Himmel sieht, reißt mich ein gewaltiger Krach aus dem Schlaf. Verdammt, was ist jetzt los?



Bild 8: „Hummel“.¹⁶

¹⁶ Bildquelle, vom Bearbeiter eingefügt; aus: <http://www.bing.com/images/search?q=Hummel+Haubitze&qpv=Hummel+Haubitze&FORM=IGRE>; Zugriff am 02.05.2014.

Ich will gerade auf und nachsehen, als man mir sagt, dass draußen eine „Hummel“, eine 15 cm-Haubitze auf Selbstfahrlafette der SS, das große graue Haus schräg hinter uns beschieße. Wieder und in kurzen Abständen 4- oder 5-mal ballert das Geschütz. Ich gehe nach oben an die Haustür. Da steht ein unförmiger, hoher Eisenkasten direkt vor unserer Tür in dem Durchgang zwischen unserem Haus und dem ca. 10 m entfernten Längsgebäude. Drüben in dem hohen, fensterlosen Giebel des grauen Hauses, aus dem uns die Iwans durch ihr Feuer den Weg zu unserem Klo abgeschnitten hatten, gähnt ein riesiges Loch in der Wand. Jetzt seien sie abgehauen oder vernichtet worden. Wirklich, die ersten von uns laufen auch schon nebenan in eine Art Verkaufsraum mit großen Schaufensteröffnungen, der uns bisher als Scheißhaus gedient hat. Auch ich tappe zum Pinkeln nebenan, ohne dass ein Schuss fällt.

Das wie ein urweltliches Ungeheuer aussehende Geschütz mit seinem kurzen Stummelrohr schiebt sich mit lautem Motorengerumm und quietschenden Gleisketten wieder rückwärts aus dem Durchgang auf die hinter uns längs führende Straße. Wir stehen noch lange beisammen an unserer Haustür und bequasseln die brenzlige Lage, in der wir heute Nacht waren.

Letztmals gesehen

Da erkenne ich in der Tür des gegenüberliegenden Längsgebäudes Heinz Weyand mit Stahlhelm und dahinter unseren Spieß, Hauptfeldwebel Nölker. Ich rufe hinüber: „Weyand, Heinz Weyand“, und winke mit der Hand. Er dreht zwar den Kopf in die Richtung des Rufers, aber seinen suchenden Augen und dem gleichbleibenden müden, abgespannten und ernsten Gesichtsausdruck sehe ich keinerlei Zeichen des Erkennens an. Dann drehen sich beide um und verschwinden in dem dunklen Flur. Es ist das letzte Mal, dass ich Heinz Weyand und unseren Spieß lebend gesehen habe. Es müsste etwa der 7. oder 8. April gewesen sein.

Läuseknacken

Abends, als wir im Keller auf unseren Matratzen sitzen, fangen einige der älteren Landser an, ihre Hemden auszuziehen und sie hin und her zu drehen, als wenn sie etwas suchen würden. Ich frage sie und bekomme zur Antwort: „Läuse.“ „Läuse?“, wiederhole ich ungläubig. „Ja, guck nur auch in deinem Hemd nach, du hast auch welche.“ Entrüstet weise ich das zurück: „Ich habe keine Läuse!“ Lachend sagen sie, ich solle es nur mal ausziehen und nachsehen.

Das gibt's doch nicht. Ich ziehe ruckzuck mein Wehrmachtshemd und das private, weiße Unterhemd aus, breite es auf meinen untergeschlagenen Beinen aus. Nichts! „Ja, suche nur mal in den Nähten!“ Ich beuge mich bei dem trüben Licht tief herunter und da, wirklich, in einer Armaht krabbeln doch zwei Läuse herum, eine davon recht groß und fett. Alles lacht laut, als ich entgeistert rufe: „Tatsächlich, da sind zwei!“ Dann unterweisen sie mich noch in der Technik des Läuseknackens. Zwischen beiden Daumnägeln werden sie zerdrückt. Je nach Größe der Laus und Stärke des knackenden Geräusches beim Zerdrücken heißt es dann: „Ah, das war ein KW 1“, oder „das war ein T 34.“ (KW 1 und 2 sind veraltete sowj. Panzer. T 34 der bekannteste russ. Panzer des 2. Weltkrieges.)

2.7 Der „Heldenkalau“ geht um: Neuer Einsatz

Dann kommt der 9. April, Ostersonntag. – Irgendwie erfahren wir, dass die eingekesselte Stadt Kowel von der SS-Division „Wiking“ befreit worden ist. Alle sind in aufgekratzer Stimmung. Alle diskutieren die in ihrem Wunschenken schon sichere Befreiung Tarnopols. Im Innern schöpft man doch wieder Hoffnung – der Manstein haut uns schon raus!

Die »Hummel« ist ein typischer schwerer Artilleriepanzer auf Selbstfahrlafette. Als Basis diente das Fahrgestell des Panzer IV, das mit dem Antrieb und der Kraftübertragung des Panzer III kombiniert wurde. Hierauf wurde dann eine 15-cm-Haubitze montiert. Den Motor hatte man in die Mitte verlegt, um so einen genügend großen Kampfraum zu erhalten. Der Fahrer befand sich in einem erkerartigen Vorbau unterhalb des Geschützrohrs. Die Reichweite der Haubitze lag bei maximal 13 000 Metern. Insgesamt wurden 666 Stück gebaut. Die »Hummel« war der letzte deutsche Artilleriepanzer mit einem oben offenen Kampfraum. Von ehemaligen Artilleristen wird dieses Fahrzeug als eine gelungene Konstruktion beschrieben. Es wurde erstmals im Sommer 1943 bei Kursk eingesetzt. Nachteilig war jedoch, dass nur 18 Schuss Munition mitgeführt werden konnten, wodurch die Besatzung ständig auf Munitionstransporte angewiesen war. <http://sinsheim.technik-museum.de/de/de/15cm-panzerhau-bitze-hummel>; Zugriff am 02.05.2014.

An diesem Abend, lange, nachdem es dunkel geworden ist, gibt's im Kellergang draußen Tumult: Laute Worte im Befehlstone, Rufe, Türenschnellen, Getrappel von Knobelbechern auf Steinboden. Da wird auch unsere Tür aufgemacht, und im Rahmen steht ein Feldwebel mit umgehängter Maschinenpistole. Dahinter ein Unteroffizier, der seine MPi drohend auf uns richtet. Jeder einzelne wird nach der Art seiner Verwundung gefragt. Verbände müssen abgewickelt werden. Nach Augenschein sortiert der „Heldenklau“: „Du, mitkommen, alles zusammenpacken!“ Auch ich muss die Verbände an beiden Füßen abwickeln. „Mitkommen.“ Siehst du, schon ist man gesund. Ich greife mir unter den vielen im Keller herumliegenden Stiefeln ein passendes Paar, hänge meinen Brotbeutel an die Taillenhaken meines Mantels und bin abmarschfertig. Viele disputieren und streiten mit den beiden. Aus einem der anderen beiden Keller haben sie doch tatsächlich einen Beinverwundeten herausgeholt, der an einer Krücke humpelt und lauthals dagegen protestiert, dass er so zum Wiedereinsatz soll. Kein Sani oder Arzt überwacht aber auch die Auslese des „Heldenklau“. Es ist schon eine Sauerei, aber der Feldwebel zeigt ihm einen schriftlichen Befehl, dass er „wieder einsatzfähige“ Kranke oder Verwundete im HVP „aussondern“ und den kämpfenden Einheiten zuführen soll. Zwölf oder dreizehn Mann bringen sie so zusammen. Auch der mit der Krücke muss mit. Es ist ein bunter, halb militärisch ungleich angezogener Haufen. Der Feldwebel mahnt: „Zusammen bleiben, nicht den Anschluss verlieren. Wer sich unterwegs verpissen will, auf den schießen wir sofort! Ab, marsch, den Hof raus.“

Zum Regimentsgefechtsstand

Dann geht's in flackernder Düsternis kreuz und quer über Schuttberge. Mein Gott, sehen die Häuser und Straßen aus! Zum Teil stehen nur noch Reste. Überall Trümmer. Links von uns brennen Häuser. Roter Flackerschein huscht über unseren hopsenden und hinkenden Haufen. MG rattern, Schüsse pfeifen durch die halb zugeschütteten Straßen. Manchmal mit eklem Jaulen surren Querschläger vorbei. Alle Augenblicke heißt es: Volle Deckung! Wir schmeißen uns hin. Eine MG-Garbe peitscht in die breite Straße vor uns in kurzen Abständen. Zwitschernd und pfeifend surren die Geschosse vorbei oder über uns. Der Feldwebel sagt: „Über die Straße müssen wir! Nach der nächsten Garbe im geschlossenen Sprung alle rüber, aber blitzartig! Die letzten beißen die Hunde.“ Das MG rattert einen langen Feuerstoß. Fertig? Los, rüber! Da kann jeder rennen wie der Teufel, selbst der mit der Krücke. Drüben zählt der Unteroffizier die „Häupter seiner Lieben“, keiner fehlt! Weiter, marsch.

Vorsicht! Kurz fauchen Granaten heran und etwas rechts vorn fahren krachend zwei Staub- und Rauchwolken in den Häusertrümmern auf. Splitter surren und schlagen mit metallischem Klirren an die Steintrümmer. Wo wir hier überhaupt sind, weiß ich nicht. Ob unsere beiden „Führer“ in diesem Trümmergewirr den Weg finden?

Schnaufend und schweißnass sammeln wir uns in einem dunklen Raum. Wieder zählen beide den Haufen. Einer fehlt – aber kein Mensch regt an, den zu suchen. Deswegen bleibt man schon beim Haufen. Die Angst, irgendwo in diesem Trümmer-Wirrwarr allein zurückzubleiben, treibt einen schon voran.

Durch herausgeschlagene Mauerdurchbrüche gelangen wir so anscheinend durch mehrere Häuser. Nochmals müssen wir eine Tür hinaus, eine breite Straße überqueren, rennen auf ein großes Gebäude zu. In einem dunklen Raum sind mächtig viele Landser. Pferde wiehern. Ein Hin- und Herlaufen. Der Regimentsgefechtsstand von Oberst v. Schönfeld.

Auseinandersetzung in der Führung

Wir warten hier. In der Dunkelheit immer wieder Geschubse und Gedränge. Gruppenweise kommen und gehen hier Landser durch. Irgendeiner erzählt, der Oberst führe eigentlich gar nicht mehr das Kommando über das Regiment, von dem sowieso nur noch Trümmer übrig wären. Seit dem 25. März, als er mit dem Kampfkommandanten, Generalmajor von Neindorff, einen heftigen Streit hatte, in dem er verlangte, dass man sofort mit allen verfügbaren Kräften ausbrechen solle, solange der Einschließungsring noch schwach sei und die Besatzung noch über Panzer, Sturmgeschütze, Fahrzeuge und ausreichend Munition verfüge, habe er sich zurückgezogen und sich nur noch um die Reste seines Regiments gekümmert, obwohl er v. Neindorffs Stellvertreter ist. Der hatte ihm den Führerbefehl vorgehalten, nach dem Tarnopol unbedingt zu halten sei, bis es von außen freigekämpft würde. Von Schönfeld habe das einen kompletten Irrsinn genannt, da die Stadt so nicht lange zu verteidigen wäre. Schließlich habe ihm der Kommandant, nach der Befreiung aus dem

Kessel, mit dem Kriegsgericht gedroht. Beide hätten seitdem kein Wort mehr persönlich miteinander gesprochen.

Zum II. Bataillon

Während des Gesprächs faucht eine Lage Werfergranaten heran und explodiert vorn an der großen Einfahrt. Staub wirbelt hoch, Feuerschein zuckt über die Helme und Gesichter der zusammenfahrenden Haufen. Schreien, Rufe: „Hilfee, Sanitäääter, aaaa!“ Dort hat’s welche erwischt! Man ist schon beruhigt, wenn es andere trifft und nicht einen selber. Man könnte vor sich selber auskotzen. – Der Feldwebel kommt zurück. Der Unteroffizier war als „Wache“ bei uns geblieben. „Zum zweiten Bataillon, marsch.“ Wieder geht es streckenweise von Raum zu Raum, manchmal durch Keller, dann Treppen hoch, die voll Schutt liegen, durch Häuserruinen über Schuttberge, durch große Trichter, an einem teilweise noch stehenden Holzlattenzaun entlang in den Keller eines großen Hauses. Treppe rauf, einen Flur entlang, dessen linke Wand nur noch stückweise steht. Kurz, bevor wir zu dem großen Haus kamen, duckten wir uns vor einer gewaltigen Explosion ca. 200 m links von uns, von der eine mächtige Stichflamme hochschoss mit anschließendem knatternden Feuerwerk, das immer wieder hochsprühte.

Der Hauptmann

Als wir in den Raum, ein mittelgroßes Zimmer kommen, in dem sich der Gefechtsstand von Hauptmann Nebgen befindet, verabschiedet der gerade einen Obergefreiten mit Handschlag. Dann mustert er unseren, sich in das Zimmer drängenden und schubsenden Haufen kritisch mit den Augen. „Ah, Verstärkung!“ Hauptmann Nebgen ist ein großgewachsener Mann, kerzengerade Haltung, für mich der Typ des Volksschullehrers unserer Zeit. Im Gegensatz zu unserem Bataillons-Kommandeur, Hauptmann Baak, ist er ein harter, polternder, unnachgiebiger, von seinen Soldaten gefürchteter Vorgesetzter. Auch jetzt steht er vor uns in einer zerknitterten, mit Staub beschmutzten Uniform. Eine Schulterklappe ist abgerissen und hängt am Arm herunter.

Er hält uns sofort einen Durch- und Aushalte-Vortrag. Ob wir den Ogfr. gesehen hätten? Ja, der sei vorhin auf den Strümpfen rüber zum Iwan geschlichen und habe eine Mine in ein 200 m von seinem Gefechtsstand hier stehendes russ. Sturmgeschütz geschleudert und es in die Luft gesprengt. Der Scheißkasten, Kaliber 15 cm, habe ihm vorher den halben Gefechtsstand zusammengeschossen. Ja, wenn wir lauter solche tapferen Soldaten hätten, würde uns der Iwan nicht klein kriegen, bevor uns unser Führer hier raus haut. Er selbst habe, unter Zeugen, 12 Iwans mit dem Karabiner erschossen. (Was ich ihm ohne Weiteres glaube.) Ihn würden die Iwans niemals lebend bekommen. Vor denen die Hände hochheben, um dann doch abgemurkst zu werden, käme für ihn nicht in Frage.

Da klingelt das Feldtelefon auf dem Tisch. Nebgen hebt ab, meldet sich. „Was?“, brüllt er dann ins Telefon, „und da wissen Sie nicht, was Sie tun sollen? Dann lassen Sie und Ihre Leute sich braten! Faustpatronen in den Keller, Leutnant Huth!“ (Faustpatronen = Panzerfäuste. Diese neue Infanterie-Waffe hatte damals noch diese Bezeichnung. Es gab zwei Ausführungen: Für Entfernungen bis 35 Meter und bis 75 Meter.) Dann spricht anscheinend der am anderen Ende. Nebgen kriegt eine zornrote Birne, seine Adern am Hals schwellen an. Dann schreit er ins Telefon: „Der Stützpunkt wird nicht geräumt, auf keinen Fall, haben Sie verstanden?“ Pause. Sicher sagt der andere etwas, dann Nebgen wieder, mit sich vor Wut überschlagender Stimme: „Ja, Hergottnochmal, Sie sind doch der Stützpunktführer, dann hätten Sie zu Hause bei Muttern bleiben sollen, Sie Pimpf, Sie wachswächer“, und knallt den Hörer auf.

Mein Lieber, hat der einen Ton am Hals.

Noch wütend und aufgeregt erklärt er unserem, mit offenen Müulern dastehenden Haufen, dass in den Stützpunkt von Ltn. Huth die Russen in den Keller, vom Nachbarkeller aus, durchgebrochen seien und die Besatzung in den Stockwerken darüber abgeschnitten sei. Bei einem ähnlichen Fall in einem anderen Stützpunkt habe er heute Abend die Sache persönlich gelöst, indem er den Fußboden mit dem Pickel aufhacken ließ und durch das Loch dann eine Faustpatrone in den Keller feuerte. Durch die gewaltige Explosion sei er zwar in eine Ecke geschleudert worden, aber im Keller sei kein Iwan mehr am Leben gewesen. Aha, daher die abgerissene Schulterklappe. Man dürfe nicht weich werden, und mit ähnlichen Parolen entlässt er uns. „Zum Stützpunkt sowieso“, weist er den Unteroffizier an.

Wiedereinsatz

Dann stolpern wie wieder raus auf den dunklen Flur, und im Gänsemarsch geht es ab durch Räume, deren Wände zusammengeschossen sind. Dann rennen wir über ein Stück zerwühltes Gelände im Freien. Flackernder Feuerschein, ein kurzer Feuerstoß aus einer russ. MPI. Hastig, einander drängend und stoßend, geht es über einen Schutthaufen in einer Ruine. Danach ein Stück noch halbwegs stehenden Lattenzaun entlang und dann, halb rutschend, in ein dunkles Kellerloch. Wir sind am Ziel. Keiner fehlt beim Abzählen.

In einem mit Hindenburg-Lichtern erhellten Raum ein Tisch, Landser, der Stützpunktführer, ein Feldwebel mit Brille. Der Unteroffizier, der uns hergebracht hat, meldet. Hier werden wir auf verschiedene Stützpunkte (Häuser) aufgeteilt. Ich werde in ein Kellergewölbe gewiesen, in dem schon einige andere „Ausgekämmte“ ihr Lager haben. Der Feldwebel und ein Uffz. kommen, holen vier Mann, die bereits ausgerüstet sind, und erklärt, er wolle uns gleich zeigen, wo wir Posten stehen müssten. Alle zwei Stunden würde abgelöst.

Ich bekomme irgendwoher einen Stahlhelm auf die Rübe geknallt, ein russisches Koppel mit Schnalle und deutschen Patronentaschen, ein Schnellfeuergewehr S 41, ein plumper, schwerer, unhandlicher Schießprügel, zwei Eierhandgranaten und zehn Schuss Munition. Ich meutere fragend: „Zehn Schuss bloß?“ Ja, für jetzt nur mal zwei Stunden auf Posten. Was, gleich auf Posten, ich hätte Hunger, hätte heute noch nichts gegessen! Ja, später, später, werde ich vertröstet.

Unter Führung des Uffz. stolpern wir die Treppe hoch, sind anscheinend im Flur des Hauses. Dann eine, zwei Stiegen hoch. Um sieben Ecken, durch Durchbrüche in den Zimmerwänden gelangt jeder einzelne an seinen Postenstand an einem mit Ziegelsteinen halb zugesetzten Fenster, von dem nur noch der Rahmen und das Fensterkreuz vorhanden sind. Jedem wird eingeschärft, auf was er besonders aufpassen muss, ja die Augen offen zu halten und seinen Posten auf gar keinen Fall vor der Ablösung zu verlassen. Als letzter bin ich dran.

Gefährliche Einweisung

Einen dunklen Flur geht's entlang in eine ganz andere Richtung. Wir biegen links ab in einen kleinen Stichflur, dann rechts durch eine Tür in ein Zimmer. An der gegenüberliegenden Wand ein hohes Fenster. Dort steht, die Fensteröffnung halb verdeckend, eine mannshohe Panzerplatte, hinter die ich mich stellen soll. Der Uffz. unterweist mich: „Nicht einschlafen. Gut aufpassen.“ Wenn der Iwan angreift, solle ich Handgranaten runter werfen. Auch solle ich von Zeit zu Zeit schießen. Er führt mir vor, wie.

Er zieht seine Pistole, eine P 38, und feuert einen Schuss blindlings zum Fenster raus. Beim zweiten Mal macht's nur: Klick! Er hat Ladehemmung. Ein Glück, dass der Iwan nicht gerade angreift! Er nimmt die Pistole runter, fummelt daran herum. Wir stehen beide nur einen Schritt weg einander gegenüber. Da kracht der Schuss und fährt direkt vor meinem linken Fuß in den Holzfußboden. Zum großen Glück hatte er die Pistole dabei nach unten gehalten. Er erschrickt gewaltig, stottert was von verdammter Scheiße, eine Patrone habe sich verklemmt und macht sich schleunigst aus dem Staube. Von der Tür her ruft er mir noch zu, dass ich in zwei Stunden abgelöst würde. Na, hier muss man sich, scheint es, genauso vor den eigenen Leuten wie vor dem Iwan vorsehen.

Hunger und Posten stehen

Nur so blödsinnig von Zeit zu Zeit in die Dunkelheit zu ballern, halte ich auch für falsch, da man durch das Mündungsfeuer nur seinen Standplatz verrät. Die eigene Angst und Beklemmung durch Schießen zu verscheuchen, halte ich für unnütz und Munitionsverschwendung. Abgelöst werde ich durch einen mit Namen Josef, der von der Ahr stammt. Ich stiefele die Stiegen runter in unseren, nur von einem armseligen Hindenburglicht schwach erhellten Keller. Alle Anwesenden maulen, weil es nichts zu essen gibt. Da ich der erste war, der deswegen gemeutert hatte, reden sie auf mich ein, ich solle dem Uffz. klarmachen, dass man mit leerem Magen nicht Posten stehen könne. Man kann, und ich vertröste sie auf morgen früh.

Ich haue mich auf einen muffigen Strohsack und penne, bis ich zur nächsten Ablösung geweckt werde. Als ich mit dem Uffz. hochsteige, wird's draußen bereits hell. Diesmal komme ich auf einen anderen Postenstand. Durch einen Zimmerdurchbruch geht's durch ein großes Zimmer, gegenüber durch eine Türöffnung in ein schmales, langes Zimmer mit einem Balkon. Neben der zersplitterten Balkontür ein Fenster. Es ist fast bis zur Hälfte mit Ziegelsteinen verbaut. Ungefähr

in der Mitte der Schutzmauer ist ein Stein ausgespart als Guckloch und Schießcharte. Über der Mauer ragt das Fensterkreuz. Vor dem Fenster eine leere Munitionskiste, auf die ich mich setze. Auf dem Boden liegen Eierhandgranaten und zwei 35 m-Faustpatronen lehnen an der Wand. Der Offz. erklärt mir meine Aufgabe hier. Unten führt die Straße vorbei. Das Haus schräg gegenüber sei von den Unseren besetzt. Wenn die dort drüben rufen: „Feuerschutz!“, müsse ich alle Fensteröffnungen des etwas zurückliegenden kleinen, einstöckigen Hauses beschießen. Auch alle Fenster und Luken der dahinter und nebenan stehenden Häuser. Die seien alle vom Russen besetzt. Nur das Haus, dem ich Feuerschutz geben müsse, sei auf der anderen Seite der Straße das einzige deutsche. Dann geht er. Da soll sich ein Mensch in einem solch' wirren Verlauf der HKL. noch auskennen.

Ich schaue mir von meinem Holzkistensitz das Zimmer an. Überall sind die Wände von Geschoss- und Splittereinschlägen zerhackt. Die Decke hat ein paar Löcher, durch die man den Himmel sieht. Abgerissene Verputzlättchen mit Putzbrocken hängen herab. Na, wenn da eine Werfergranate drauf geht, bricht der ganze Scheiß herunter. Der Boden ist mit Putzbrocken und Staub überzogen.

Feuerschutz

Aus meinen Betrachtungen reißt mich der Ruf: „Feuerschutz!“ Ich stecke schnell die Mündung des Schießprügels durch das Guckloch, ziele auf das linke Fenster des kleinen Hauses und drücke ab. Dann das mittlere. Ach ja, bei der Knarre braucht man ja nicht durchzuladen, das geht automatisch. Es ist ja ein 10 Schuss-Schnellfeuergewehr. Schuss! Dann das dritte Fenster. Schuss. Ich höre nebenan den Posten im Zimmer, dass er auch feuert. Dahinter, in dem hochragenden, spitzen Giebel, ist eine Luke. Ich will schnell nacheinander zwei Schüsse darauf abgeben, aber der zweite Schuss löst sich nicht mehr. Verdammt, was ist mit der Knarre? Schon als sie mir in die Hand gedrückt wurde, hatte ich kein Zutrauen zu dem mittelalterlich wirkenden Schießprügel. Die Rückholstange klemmt, das Schloss geht nicht mehr zu. Geduckt renne ich zum nächsten Posten im übernächsten Zimmer, sage ihm, dass meine Knarre kaputt ist und ich runter laufen würde, mir einen Karabiner holen, auf den mehr Verlass sei als auf die unhandlichen Schnellfeuergewehre. Er meint: ja, er komme mit seinem Prügel auch nicht zurecht.

Duell

Unten im Keller melde ich dem Feldwebel und Stützpunktführer, dass ich meinen Posten verlassen habe, weil meine Knarre kaputt sei. Man gibt mir einen Karabiner, auch genügend Munition, und damit renne ich wieder die Treppen hoch, oben durch die Wanddurchbrüche, geduckt an den Fenstern vorbei in mein Zimmer, setze mich auf den Holzkasten am Fenster, will zum Guckloch hinausspähen, als außen an die aus Zielsteinen aufgesetzte Schutzmauer eine Kugel patschend anschlägt. Erschrocken fahre ich seitlich weg. Verflucht, wer kann mich denn hinter der kleinen Öffnung sehen? Überlege, der Schütze sieht, wenn sich mein Guckloch verdunkelt, d. h. wenn mein Gesicht mit dem Helm darüber vor die Öffnung rückt. Er kann aber nur in einem Fenster sitzen, das in meiner Blickrichtung liegt. Also gilt es festzustellen, welches Fenster oder Luke ich sehe, wenn ich etwas weiter zurück durchgucke.

Ich rücke geduckt die Holzkiste zurück, lege die Gewehrmündung knapp auf den Stein unter der Öffnung, hebe langsam das durchgeladene und entscherte Gewehr in Schussrichtung und komme vorsichtig mit dem Gesicht in Höhe des Gucklochs. Ich kann von meinem jetzigen Standort aus die Luke in dem Giebel sehen, viel weiter entfernt dahinter zwei Fensteröffnungen in einer Hausruine. Die Luke also! Da patscht auch schon ein Schuss außen an die Steine, dass die Fetzen fliegen. Obwohl ich zusammenfahre vor Schreck, visiere ich doch und gebe einen Schuss in die Luke ab. Tauche gleichzeitig seitlich weg und renne geduckt durch das leere Zwischenzimmer zu dem nächsten Posten, der auch in dieser Richtung steht. Ich sage ihm, dass ich von drüben schon zweimal beschossen wurde, sehe aber nicht woher. Ich ginge jetzt nochmal rüber, er solle mal das Fenster und diese Luke besonders im Auge behalten, ob er dort ein Mündungsfeuer oder Rauch sehen würde. In Ordnung.

Ich haste wieder zu meinem Postenstand. Tief geduckt setze ich mich bedächtig auf die Holzkiste, richte mich langsam von der Seite her auf. Kaum bin ich in Höhe des Gucklochs, da kracht eine peitschende Explosion oben gegen das Fensterkreuz, dass die Holzspäne wegfliegen. Vor Schreck fahre ich zusammen, den Kopf mit dem Helm zwischen die Schultern einziehend, sehe ich auf meinem Mantelschoß einen kleinen, hellen Splitter, rauchend einen braunen Fleck in den Stoff

sengend. Mit der Hand schlage ich ihn schnell herunter. Das ging alles in einem Moment. Ich war durch die Schreckreaktion mitsamt der Holzkiste seitlich umgefallen. Da explodiert auch schon das zweite Geschoss links oben schräg an der Wand. Mörtelbrocken fliegen in allen Richtungen, – Staub! Die nächste knallt ganz hinten unter der Decke an die Wand. Ununterbrochen in schneller Folge zerplatzen die Explosivgeschosse überall an der linken Wand, an der Decke, am Fenster. Unzweifelhaft werden die Geschosse aus einem Schnellfeuergewehr abgefeuert.

Ich habe mich schnell aufgerappelt und bin, mich tief herunter duckend zum anderen Posten geeilt. Frage diesen, ob er was gesehen hat, er verneint. Ich riskiere einen schnellen Blick nach drüben. Die Luke in dem Giebel ist dunkel wie vorher. Die Fenster, – nichts. Mich packt eine Sauwut auf diesen versteckten Schützen. Ich gehe, immer tief geduckt, in das Zwischenzimmer, an dessen Fenster kein Postenstand und demnach auch keine Schutzmauer aufgesetzt ist. Vorsichtig bringe ich meine Knarre in Anschlag und feuere nacheinander auf die Luke im Giebel und auf alle Fenster und Türöffnungen in meinem Blickfeld. Aber immer noch wird mein eigentliches Postenzimmer mit 10 Schuss Explosivgeschossen in Serie, dann kurze Pause, in der der Schütze anscheinend nachlädt, und wieder eine Serie von 10 Schuss bepflanzt.

Überzeugt

Ich gehe, nachdem ich dem Posten nebenan Bescheid gesagt habe, hinunter in den Keller und melde dem Stützpunktführer, dass ich meinen Posten wegen der ständigen Beschießung mit Explosiv-Geschossen nicht mehr stehen könne. Zuerst heißt es abweisend, das sei unmöglich, der Posten müsse gestanden werden. Aber der Feldweibel lässt sich überreden, sich persönlich an Ort und Stelle zu überzeugen. So steigen wir zu zweit wieder die Stiegen hoch. Er geht forsch durch den Durchbruch ins Mittelzimmer. Im Balkonzimmer ist gerade Ruhe. „Na, sehen Sie, ist doch halb so schlimm...“ Mitten im Satz knallt es an der gegenüberliegenden Wand, dass er sich mit einer schnellen Bewegung hinter den Türpfosten deckt. „Sehen Sie, dass man dort nicht lange gesund Posten sitzen kann?“ Ununterbrochen in kurzen Abständen 10 Explosionen. Mörtelbrocken fliegen herum, kleine Splitter surren ins Holz, Staub und Rauch füllt das Zimmer. Der Feldweibel winkt mit der Hand ab: „Gut, gut, bleiben Sie hier in diesem Zimmer auf Posten“, und weg ist er.

„Deutsche Qualität“: Schnellfeuergewehre

Nach der Ablösung stehen wir noch alle, die Abgelösten und die Ablösenden, beisammen und bequasseln das Vorgefallene. Da sehen die anderen, dass ich einen normalen Karabiner habe und fragen, wo ich den denn her habe. Ich erkläre es ihnen und alle drängen mich, ihre Schießprügel auch kaputtzuschießen. Nichts einfacher als das. Ich nehme eines der plumpen Schnellfeuergewehre nach dem anderen und feuere, immer schneller den Abzugshebel durchziehend, 5–6 Schuss ab, bis die Rückholstange klemmt, dabei von drei an dieser Seite liegenden Fenstern aus, wechselnd alle gegenüberliegende Öffnungen, die ich sehen kann, bepflasternd. In kurzer Zeit sind alle Knarren zum Schießen unbrauchbar, und meine Wut ist abgekühlt.

Beschwerden

Wieder im Keller unten, gehe ich schnurstracks zum Stützpunktführer und rede mit ihm wegen der Verpflegung der „Ausgekämmten“. Wenn man schon Verwundete und Kranke aus dem HVP zum Einsatz bringe, müsse doch irgend eine Einheit auch für deren Verpflegung verantwortlich sein, halte ich ihm auf seine ausweichende Erklärung, dass wir noch keiner Einheit zugeteilt seien, entgegen. „Sollen wir ohne Essen kämpfen?“, frage ich zornig.

Zwischendurch kommt einer nach dem anderen herein und zeigt seine unbrauchbare Waffe vor. Ungläubig schütteln der Feldw. und der Uffz. die Köpfe. Die Landser schimpfen über die Scheißknarren, die man ihnen gab, und dass sie nichts zu fressen bekämen. Man beruhigt uns, sagt, dass man sofort andere Gewehre holen würde und dass wir heute Abend spätestens Verpflegung bekämen.

Ein Bekannter

Als wir den Keller verlassen, bemerke ich, dass in einem Keller links vom Gang noch eine Gruppe „Ausgekämmter“ liegt. Dabei treffe ich unerwartet einen Bekannten aus meiner Kompanie: Hans v. Tugginer aus Landstuhl. Von ihm erfahre ich, wie es der 1. Kompanie seit dem 24.3. bis zu seiner Verwundung am 26. oder 28. März erging, worüber ich aber an anderer Stelle berichten will.

Beschuss

Am späten Nachmittag muss ich Posten stehen an einem Zimmerfenster, gleich nachdem man die Stiege hochkommt links. In einer Entfernung von ungefähr 100 m sehe ich von meinem Stand aus die schwer beschädigte Kirche. Löcher im Dach, nur noch wenige Ziegel oben. Die Turmspitze durch einen Volltreffer abgebrochen, und auch sonst ist der Turm arg zerfleddert und voller Einschusslöcher. Halb über die abgebrochene Spitze gezogen ein rotweißer Versorgungs-Fallschirm. Eine ganze Weile stehe ich schon so, alles genau beobachtend, als es urplötzlich in die Stille hier oben einen gewaltig lauten Schlag tut, große Steinbrocken durchs Zimmer fliegen und ein kurzes, hartes Geräusch entsteht, als ob mit hohem Druck Luft ins Zimmer gepumpt würde. Von dem Luftdruck werde ich fest an die Wand geschleudert, Brocken schlagen an den Helm und auf meinen Rücken. Einen Moment bin ich vor Schreck ganz benommen. Da zischt es schon wieder durchs Zimmer. Ich sehe an der Wand hinter mir, knapp unter der Decke, dicht bei der Längswand, ein Loch, von dem gerade wieder ein paar Steine abgerissen werden. Ein feiner Rauchstreifen steht für einen Augenblick dicht unter der Decke; ein Schlag oben an der Wand, vor der ich kauere, auch dort ein Loch, und Steine fliegen nach draußen.

Verflucht, was war das? Schnell bringe ich mich außerhalb der Tür in Sicherheit vor den Steinplittern. Da, wieder zischt es durch beide Öffnungen, als wenn mit einer Pumpe mit einem Zug die Luft aus dem Raum gezogen würde. Mir dämmert's: Granaten sind das. Aber warum explodieren sie nicht?

Ich renne den Flur entlang zu Josef, der zur Zeit an dem Fenster Wache steht, an dem ich in der Nacht zuerst stand. Ich will gerade in den links abzweigenden kleinen Flur abbiegen, als es in dem Zimmer trommelfellzerfetzend kracht. Eine Qualm- und Rauchwolke kommt aus der Zimmertür, Holzteile fliegen heraus. Mit einem Satz springe ich zurück. Mein Gott, was ist mit Josef? Ich linse vorsichtig ums Eck, der Qualm hebt sich etwas und da kreiselt vor der Tür auf dem Boden eine blinkende Granate, eine leichte, blauweiße Rauchfahne steigt vor ihr auf. Zeitzünder – zurück!

Aber sie kriecht nicht. Ah, ein Panzer-Vollgeschoss. Ich wage mich vor, steige vorsichtig über die nun ruhig daliegende Granate, ducke mich, springe in das wüst aussehende Zimmer. Die schwere Panzerplatte liegt am Boden, die aufgeschichteten Steine, die bis fast in Kopfhöhe das Fenster verbaut hatten, liegen verstreut im ganzen Zimmer. Die Türwand ist halb weggerissen. „Josef!“, schreie ich, suche in den verqualmten Ecken. Ich finde ihn nicht, renne wieder zurück. Da kommt er mir im Flur, über und über voll mit grauem Mörtelstaub, entgegen. Beim ersten gewaltigen Schlag gegen die Panzerplatte wurde er in ein Eck geschleudert. Nach einem Augenblick Benommenheit kroch er schleunigst auf allen Vieren aus dem Zimmer und hat sich in Sicherheit gebracht. Passiert war ihm nichts.

Ich renne in den Keller runter zum Feldwebel und melde, dass unsere zwei Posten wegen Panzer-Beschuss nicht zu stehen wären. Er geht mit hoch, und weil gerade keine Granate durch's Zimmer faucht, muss ich weiter stehen, während Josef seinen Posten nicht mehr zu stehen braucht. Nach Anbruch der Dunkelheit müsse er aber wieder besetzt werden. Zweimal noch fliegen mir Steinbrocken ins Kreuz, dann ist es überstanden.

Bei der Ablösung wird angeordnet, dass auch mein Posten unbesetzt bleibt. Verdammte Schikane!

Verpflegung fassen

Wieder in unserer Höhle, kommt der Unteroffizier und erklärt mir, dass ich ab sofort für die Wacheinteilung der Gruppe verantwortlich sei, ebenso für die Verteilung der Verpflegung. Jetzt solle ich und noch einer mitkommen, Verpflegung fassen. Er führt uns durch mehrere Keller, die alle miteinander durch Durchbrüche verbunden sind. So gelangt man unterirdisch von einem Haus ins andere.

Um wie viele Ecken wir gebogen sind und in welche Richtung wir gehen, kann ich nicht sagen. In einem großen, hell erleuchteten Kellerraum ist eine Art Gefechtsstand. Eine Menge Landser bewegen sich hier durcheinander, ein paar hartgesottene Landsknechts-Typen dabei. Manche sind ange-soffen und recht laut. Das sei ein Stützpunkt des Füsilier-Bataillons der Unteroffiziersschule Deba¹⁷. Die, und das Bewährungs-Bataillon 500, seien die „Feuerwehr“ des Kampfkommandan-

¹⁷ Es muss „Demba“ heißen.

ten. Einer gibt mir aus einer großen Kanne einen Trinkbecher voll heißen Tee. Als ich den ersten Schluck nehme, schmecke ich schon: Mehr Cognac als Tee! Aber der macht schön warm.

Intermezzo beim Verpflegungsempfang

Da gibt es einen Tumult. „Los, kommt mit, könnt helfen.“ Ich bekomme einen Wehrmachtscanister in die Hand gedrückt, der halb voll Benzin ist. „Los!“ Wir stolpern eine Kellertreppe hoch, rennen über einen kleinen Hof in einen dunklen Hausflur. „Vorsicht, der Iwan ist oben eingebrochen.“ Mit MPi feuern zwei Mann im Treppenhaus hoch, dann hasten wir zu dritt mit unseren Kanistern zwei Treppen rauf, reißen links und rechts Türen auf, öffnen die Kanister und kippen sie so, dass beim rückwärts die Treppe Runterstolpern immer Sprit ausläuft. Unten an der Haustür werfen wir die Kanister hinter uns. Einer ruft: „Alles raus, weg, weg hier, schnell!“ Er zieht eine Stielhandgranate ab. Wir laufen alle zurück in den Kellergang. Der Landser wirft die Handgranate in den Hausflur und hastet dann zu uns her. Explosion! Eine Feuerschlange fährt über zwei Stockwerke hoch im Treppenhaus und alles brennt lichterloh. Ein am Kellereingang hinter einer Mauer stehender Posten sagt: „Da wird’s ihnen doch zu heiß da oben werden, und wir sehen, wenn sie kommen sollten.“

Endlich: Verpflegungsausgabe

Wieder zurück in dem Gefechtsstand, bekomme ich noch einen Becher Tee. Der Uffz., der hier gewartet hatte, bekommt einen Sack mit kalter Verpflegung ausgehändigt, und wir trotten zurück durch das Kellerlabyrinth zu unserer Höhle. Freudig werden wir begrüßt, aber gleich darauf geht das Schimpfen los, weil es nur kalte Verpflegung ist. Der Unteroffizier vertröstet uns bis morgen. Derweil teile ich die Portionen aus und reserviere für die Wache Stehenden der Gruppe deren Anteile. Brot ist zwar etwas wenig für unseren Kohldampf, aber es ist richtiges Kommissbrot. In Nullkommanix ist alles vertilgt. Sogar Zigaretten und für zwei Mann eine Schachtel Schoka-Cola gibt’s. Dann lösen wir die Posten ab.

Umgebung betrachtend

Jetzt, wo’s dunkel ist, hat der Gefechtslärm stark nachgelassen. Ab und zu rattert ein MG und irgendwo detoniert eine Granate. Ich stehe wieder im Balkonzimmer und kann mir jetzt unbeschossen die Umgebung betrachten. Überall in der böse verwüsteten Stadt lodern Brände, sodass der rötliche Flackerschein genug Licht zum Schauen gibt. Gerade über die Straße rüber ein großes, zweistöckiges Haus mit einem sehr flachen Satteldach aus Blechplatten. Weit vorragendes Gesims. Kaum eine Fensterscheibe mehr ganz. Es wird als einziges, auf der Feindseite liegende Haus, noch von Unseren besetzt gehalten. Im unteren Stock leben noch einheimische Zivilisten. Nur Frauen und ein Junge von 9 oder 10 Jahren. Sie haben Möbelstücke vor die zerborstenen Fenster gerückt, als Splitterschutz. Wenn irgendjemand hinüber oder herüber die Straße überqueren will, so wird laut „Feuerschutz“ gerufen. Dann schießen wir hier von unseren Postenplätzen aus auf alle uns sichtbaren Fensteröffnungen und Dachluken der umliegenden Häuser, die von Iwans besetzt sein sollen.

Neben dem Haus geht es einen Hof leicht abwärts hinunter, an dessen Ende ein einstöckiges Haus quer steht. In diesem Haus müssen Iwans stecken, denn ich habe beim Beschießen der Fenster einmal eine rasche Bewegung in dem dahinter liegenden Raum gesehen. Ich bedaure, meinen Schießbecher nicht mehr hier zu haben. Damit könnte man sie aus diesem Haus vertreiben, denn es ist nur ca. 30 m von unserem gegenüberliegenden Stützpunkt entfernt.

Russische Propaganda: Kapitulieren!

Auf einmal dringt ungewohnter, angenehm wirkender Lärm an mein Ohr, während ich betrachtend am Fenster stehe. Marschmusik, ja, laut und deutlich: Preußische Marschmusik! Irgendwo, nicht weit links von uns, wahrscheinlich in der Nähe der Kirche, muss ein Lautsprecher stehen. Dann spricht eine Stimme laut und deutlich in Deutsch: „Kameraden von Tarnopol! Erspart euch das Schicksal eurer Brüder von Stalingrad und Tscherkassy! Stellt den aussichtslosen Kampf ein, macht dem unnützen Blutvergießen ein Ende, ehe es zu spät sein wird und die Rote Armee euch vernichtet! Ohne genügend Munition, ohne ausreichende Verpflegung, von euren Befehlshabern bereits abgeschrieben, ist euer Widerstand sinnlos geworden! Kommt herüber zu uns! Stellt den Kampf ein! Die Rote Armee garantiert euch eure körperliche Unversehrtheit und euren vielen verwundeten Kameraden ärztliche Versorgung und ausreichende Verpflegung!“ Dann spielen sie wieder ein deutsches Soldatenlied: „Nach Ostland geht unser Ritt...!“

Auch die anderen Posten hier oben haben die Musik und den gesprochenen Text gehört und sind herüber an mein Fenster gekommen. Bei der Musik und den Liedern überfällt mich starkes Heimweh. In den Gesichtern der anderen lese ich das gleiche, traurig stimmende Gefühl ab.

Dann verliest die Lautsprecherstimme den sowjetischen Heeresbericht, nach dem soundsoviele Ortschaften befreit, soundsoviele Panzer abgeschossen, MG und Geschütze erbeutet und soundsoviele Gefangene gemacht worden seien. Dann verliest die Stimme den deutschen Wehrmachtsbericht, in dem von planmäßigen Absetzbewegungen und großen Abwehrrfolgen mit vielen abgeschossenen Panzern und Flugzeugen die Rede ist. Danach wieder die Stimme: „Wehrmachtsbericht – Lügenbericht! Deutsche Soldaten glaubt ihm nicht! Stellt den sinnlosen Kampf ein...“ usw. Dann wieder Marschmusik und Soldatenlieder, die eine eigenartige Stimmung bei uns hervorrufen. Der Refrain eines Liedes ist mir besonders im Gedächtnis geblieben: „... wir reiten und reiten und reiten, im Herzen die bitterste Not. Die Sehnsucht, sie will uns begleiten, doch wir reiten die Sehnsucht tot.“

Luftversorgung

Der Uffz. ist inzwischen dazu gekommen und sagt, wir sollen auf der Rückseite des Hauses, auf einem Balkon, ein Feuer anzünden zur Markierung der HKL. im Kessel für die Flieger, die Versorgungsbomben abwerfen würden. Mit Papier und altem, herumliegendem Plunder zünden wir auf einem kleinen Balkon ein Feuerchen an, auf das wir noch Holzstücke legen, damit es vom Wind nicht herunter geweht wird. Dann jagt uns der Uffz. schleunigst in den Keller, weil im Westen schon Motorengerumm zu hören ist.

Kaum sind alle unten, als überlautes Dröhnen über uns ist. Dann ein schnell lauter und stärker werdendes helles Pfeifen in der Luft. Bomben! Verflucht, alles duckt sich in die Ecken. Es hört sich an, als ob sie uns auf's Dach fallen würden. Reißende Explosionen, dass das ganze Haus schüttelt. Kalkstaub rieselt von der Decke. Sich schnell weiter entfernende dumpfe, polternde Detonationen. Einer sagt: Die werfen die ersten Bomben direkt drüben auf die andere Straßenseite. Dann kehren die Maschinen zurück. Leichte Flak ballert in Massen. Kaum sind die Flugzeuge weg, setzt ein wütendes MG- und MPi-Geknatter ein. Wir müssen alle wieder hoch auf unsere Postenplätze. Man ruft uns nach, lebhaftes Feuer abzugeben, damit die Verpflegungs- und Versorgungsbomben geborgen werden könnten.

Außer Atem rennen wir an die Fenster. Drüben, auf der Feindseite, mehrere flackerndes Licht werfende Brände, Rauch und Staub über dem Trümmergewirr. Ich höre auch die Unseren aus dem Haus auf der anderen Seite mit MPi und Karabiner feuern. Auch wir knallen auf die, uns inzwischen bekannten, in unserem Blickfeld liegenden Fenster- und Türhöhlen. Aber drüben regt sich nichts. Einmal glaube ich, Stimmen von dort zu hören.

Wirkung der Feindpropaganda

Einige Zeit danach, als es wieder ruhig wird, sodass man das Pfeifen der unzähligen Ratten aus den Trümmern deutlich hört, fängt auch der Lautsprecher drüben wieder an, Musik zu spielen. Dazwischen fragt eine Stimme, ob wir Ersatzläufe für die MG brauchten, sie hätten heute Abend welche bekommen. Dabei klappern sie deutlich hörbar mit den Ersatzläufen am Mikrofon. Dann folgt nochmals eine Aufforderung zur Kapitulation. Sie spielen noch weiter Marschmusik und Soldatenlieder, aber wir gehen wieder nach unten in den Keller.

Lebhaft wird die Möglichkeit russischer Kriegsgefangenschaft erörtert. Man kann sich das einfach nicht vorstellen, da wir schon mehrmals von Vorgesetzten hörten, der Iwan mache keine Kriegsgefangene. Auch ein russ. Flugblatt wird herumgereicht und diskutiert (obwohl es abgegeben werden müsste), auf dem ein deutscher Fliegeroffizier abgebildet ist, ein Major Engelbrecht. Dieser fordert darin „die Kameraden von Tarnopol“ auf, sich das Schicksal ihrer Brüder von Stalingrad und Tscherkassy zu ersparen und den aussichtslosen Kampf einzustellen. Auch sind die Zahlen der, in den beiden genannten Kesseln, vernichteten deutschen Truppen aufgedruckt: Stalingrad – 330000 Mann, Tscherkassy – 52000 Mann.

Auch ist der „Entsatz von außen“ ein vieldiskutiertes Thema. Einige hatten gehört, dass eine SS-Division und eine Jägerdivision ca. 25 km westlich von uns zum Angriff in unsere Richtung angetreten seien und dass es vielleicht noch ein – zwei Tage dauern würde, bis sie uns hier herausholten. Jeder von uns klammert sich an diesen Strohalm, und unser Wunschdenken bläst das Fünkchen Hoffnung in uns zu einem Feuerchen wieder hoch. Warum sollte das nicht möglich sein?

Die gleichzeitig mit uns eingekesselte Stadt Kowel hatte die SS-Division „Wicking“ auch befreit. Einige sind ganz fest davon überzeugt, dass uns der Führer hier herausholt.

Zusammengewürfelte Gruppe

Unsere Gruppe ist ein bunt zusammengewürfelter Haufen, den man aus dem HVP. und anderen Lazarettkellern „ausgekämmt“ hat, weil die Zahl der noch kampffähigen Verteidiger wie Butter in der Sonne in den schweren Kampfhandlungen Ende März–Anfang April zusammenschmolz. Immer enger hatte der Iwan in erbitterten Kämpfen den Ring um uns zugeschnürt. Der Stadtkessel ist jetzt nicht mehr größer, als dass man mit einem Gewehr die ganze Länge und Breite durchschießen kann.

Sie erzählen die Geschichte von der MG-Bedienung, die, am Hotel „Ostland“ in einem Mauerdurchbruch unter einem Balkon liegend, mehrere russ. Stoßtrupps, die über den freien Platz zwischen dem Soldatenheim und dem Hotel angegriffen hätten, abgewehrt habe, sodass sich auf dem Pflaster des Platzes die Toten zu Haufen türmten.

Ein anderer erzählt, wie bei dem massierten russ. Panzerangriff am 4. oder 5. April eine Siebzehnjähriger mit einem „Ofenrohr“ (= ein ca. 1,80 m langes Rohr mit Zielgerät und Abzugshebel, aus dem eine panzerbrechende Rakete abgefeuert wurde. Waffe der Panzernahbekämpfungstrupps.) aus einer Haustür heraus den ersten Panzer des Pulks abschoss, die übrigen zum Teil auf den explodierenden ersten auffuhren, die anderen aber versuchten umzudrehen. Dann habe er den letzten Panzer auch erwischt und dadurch den Rückzug der übrigen, wild um sich schießenden Kästen verhindert. Mit Faustpatronen (= Panzerfaust) und Ofenrohren haben dann mehrere Landser aus den Häusern heraus nacheinander alle zehn durchgebrochenen T 34 erledigt.

Der Gruppe hier gehört auch ein Versprengter unseres Schwesterregiments 948 an. Ein, trotz böser Erlebnisse und überstandener Strapazen, oft lustig singender Sachse mit Familienname Werner oder Wörner. Beim russ. Großangriff am 21. oder 22. März sei ihr Regiment fast vollständig versprengt worden. Die russ. Panzerrudel hätten einfach alles überrollt. Über seinem Schützenloch sei ein Iwan-Panzer stehen geblieben. Er habe angstvoll hochgestarrt, und über den Rand des Kastens hätten Iwans, die auf dem Panzer aufsaßen, zu ihm herunter geschaut. Im selben Moment habe sich der Koloss dröhnend und rasselnd in Bewegung gesetzt. Er habe sich aus den, ihn fast erstickenden, herabgedrückten Erdmassen herausgewühlt und sei gelaufen, ohne den Anschluss an irgendeine deutsche Einheit zu erreichen. Er sei herumgeirrt, habe sich oft vor Russen verstecken müssen. Nachts sei er dann wieder weiter gestolpert, erschöpft und hungrig. In der nächsten Nacht, der vom 23. zum 24. März, seien ihm die Zehen erfroren, und völlig erschöpft sei er noch im Dunkeln auf deutsche Landser gestoßen, die ihn halbtot in ärztliche Versorgung brachten, und seitdem sei er hier beim zweiten Bataillon gewesen, ohne einer Kampfeinheit anzugehören. Vor zwei Tagen habe man ihn dann als einsatzfähig „ausgekämmt“ und hier eingesetzt. Er ist der festen Hoffnung, dass uns der Führer nicht im Stich lässt und uns hier herausholt.

Kommt Entsatz?

Als ich eine zweifelnde Bemerkung mache, wollen er und einige andere im Keller mich von der Nähe der Befreiungstruppen überzeugen, und ich muss mit ihnen die Treppe hochsteigen in das nach rückwärts liegende Zimmer mit dem kleinen Balkon, auf dem wir heute Abend das Feuer für unsre Versorgungs-Flieger angezündet hatten. Wir gehen nach draußen und: „Hör‘ nur, Mensch hör‘!“ Wirklich, jetzt in der Nacht, wo’s ruhig ist, hört man deutlich im Südwesten ein fernes Grummeln von Geschützdonner. Manchmal ein Schlag etwas deutlicher, lauter. Aber ich schätze die Entfernung auf mindestens 30 km, denn der Wind steht aus dieser Richtung und deswegen hört man es so deutlich. Doch ich sage nichts mehr zu ihnen. Es könnte ja doch sein, dass man uns herausholt. Man klammert sich daran, weil man sich das „Andere“ einfach nicht vorstellen kann.

Entfernt aufsteigende Leuchtkugeln

Ich kontrolliere dann noch die auf der Feindseite stehenden Posten. Als ich bei dem am „Mittelzimmer“ Stehenden ankomme, macht er mich auf Leuchtkugeln aufmerksam, die in kurzen Abständen weit entfernt hochsteigen und die immer wieder an fast der gleichen Stelle zu sehen sind. Ich erkläre ihm, dass ich diese Leuchtkugeln schon in der vergangenen Nacht beobachtet habe und den Stützpunktführer nach diesen Leuchtzeichen in südöstlicher Richtung, ca. 30 km entfernt, gefragt hätte. Er habe mir geantwortet, das sei der sogenannte „wandernde Kessel“ von Proskurov,

in dem die SS-Leibstandarte „Adolf Hitler“ eingekesselt sei und sich kämpfend nach Westen durchzuschlagen versuche. Dieser Kessel sei so alt wie der unsere.

Wieder unten im Keller, schreibe ich noch die Wacheinteilung der nächsten 24 Stunden und bringe sie zum Unteroffizier. Nach ein paar Stunden Schlaf auf den muffigen Strohsäcken muss ich ablösen.

In der Nacht, während meiner Wache, ereignet sich nichts Besonderes. Während man zum Keller rausgeht, greift man sich aus einer Schachtel auf einem Tisch eine Handvoll Zigaretten der Marke „Machorkowa“ mit einem die Zunge aufrauenden, schwarzen Tabak. Aber die helfen gegen die Müdigkeit und den Hunger, den man ständig hat.

Feuerpause

An diesem 12. April bringt der klare, sonnige Morgen mählich einsetzendes Artillerie- und Granatwerferfeuer, das sich gegen Mittag stetig steigert. Um die Mittagszeit stehe ich Posten am Fenster zur Südstraße hin, das wir mit der durchschossenen Panzerplatte und Steinen wieder notdürftig „verteidigungsfähig“ gemacht haben. Soweit ich durch das Fenster den Bereich des Stadtkessels hier auf dieser Seite übersehen kann, fahren überall Einschläge hoch. Roter Ziegelstaub hängt an manchen Stellen über den Häuserruinen, dass man nicht durchsieht. Fast ununterbrochen krachen die Explosionen, darunter auch schwere Kaliber, die die Luft pressen. Dann flaut das Feuer langsam ab, um nach einer Weile ganz zu verstummen. Ruhe ist. – Dann höre ich unten das Pfeifen der Ratten und sehe ein eklig fettes Tier durch die Trümmer der links von uns stehenden Gebäude ruinen hasten.

Ich gehe rüber zum Posten ins Mittelzimmer, und wir legen uns gemeinsam mit den Armen breit auf die Schutzmauer und lassen uns die schräg einfallende Sonne ins Gesicht scheinen. Ja, „Mittagspause“! Auch gestern schon habe ich dieses Phänomen bemerkt. Zirka eine Stunde lang stellt der Iwan das Feuer ein. Vollständig unbeschossen kann man sich am Fenster sonnen.

Frauen in den Trümmern

Da kommen unten 5 oder 6 Frauen und Mädchen mit Eimern in den Händen, die Kopftücher nach der typischen Art der Frauen hier im Osten fest um die Köpfe gebunden, von links her in unser Blickfeld. Sie überqueren einen großen Trümmerhaufen und gehen der Feindseite zu, allem Anschein nach, um dort drüben Wasser an einem Brunnen zu holen, den man von hier aus nicht sehen kann. Da rattert drüben eine MPi-Garbe, und rechtsab von den Frauen fahren schnell nacheinander die Staubfontänen der Einschläge hoch. Die Frauen laufen nun und hasten über die Trümmer. Anscheinend macht sich da drüben irgend so eine blöde Sau einen Spaß daraus, diese Frauen durch vorbeigezielte Schüsse zu erschrecken. Etwas später rattert nochmals eine kurze MPi-Salve auf. Dicke, fette Ratten huschen da unten pfeifend durch die Trümmer.

Dann kommen die Frauen einzeln im Schweinstrab mit den halb gefüllten Eimern zurückgelaufen. Zwischendurch habe ich an einem der mittleren Fenster im obersten Stock unseres „Feuerschutz-Hauses“ den etwa zehnjährigen Jungen entdeckt, der dort, mit einem Fernglas vor den Augen und einem ihm viel zu großen Stahlhelm auf dem Kopf, nach Westen guckt.

Erneute Kapitulationsaufforderung

Dann verziehen wir uns wieder hinter die Schutzmauern. Die Ablösung kommt, und fast gleichzeitig fangen Granatwerfer und Ari ihr Störungsfeuer auf alle Teile des Kessels wieder an. Unten im Keller singt der „versprengte“ Sachse: „... und auf der andern Seite steht auch ein Kamerad, getreu dem Fahneide, der auch ein Liebchen hat.“

An diesem 12. April passiert bei uns hier nichts Besonderes mehr, außer, dass nach Einbruch der Dunkelheit der russ. Lautsprecher, nach Marschmusik und Soldatenliedern, nach dem russ. und deutschen Wehrmachtsbericht auch eine Kapitulationsaufforderung des russ. Befehlshabers an den Kampfkommandanten und die Besatzung Tarnopols bringt, die bis morgen früh um 8.00 Uhr deutscher Zeit befristet ist.

Über das Schicksal der 1./Grenadier-Regiment 949

Ich will nun hier berichten, was ich über das Schicksal unserer Kompanie, der 1./I. Gren. Reg. 949 der 359. Infanteriedivision, seit meinem Weggehen am Abend des 24. März von verschiedenen Angehörigen der Kompanie in Gesprächen zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Plätzen erfahren habe. Es sind Gespräche und Berichte von Hans v. Tugginer, Heinz Utzelmann, Wilfried

Steigert aus Iggelbach, Gren. Neidig, Ogrfr. Bauermeister, Uffz. Mans, Uffz. Mäder und anderen, deren Namen ich nicht mehr weiß.

W. Steigert erzählte mir irgendwann, als ich beim Tross war, dass er Melder und Ordonanz beim Bataillons-Stab war. Wie sie sich dort Kartoffelpuffer gebacken haben und dass unser Bataillons-Kommandeur, Hauptmann Baak¹⁸, beim Verlassen des Hauses, in dem der Stab lag, in eine Salve der Stalin-Orgel gelaufen sei und dabei getötet wurde. Dieses Ereignis muss vor dem 23. März gewesen sein.

Am 25. März, also einen Tag, nachdem ich die Stellung verlassen hatte, schossen sich die Iwans mit Artillerie und Granatwerfern auf den Graben ein. An diesem Tage sind auch Feldwebel Todt und Uffz. Beckels durch Scharfschützen beim Gang durch den Graben, direkt nacheinander, getötet worden. Als der vorne Gehende einen Kopfschuss bekam und zusammensackte, wollte der Hintere ihm helfen, bekam einen Halsschuss, stürzte über den am Boden Liegenden und verblutete. Feldwebel Todt hatte im Suff Soldaten (den „Kleinen“, 3. Zug) seines Zuges unter Tränen prophezeit, dass er nicht mehr lebend aus dieser Stellung herauskommen würde, und so kam's denn auch. Irgendwann an einem der Tage, im Dunst des anbrechenden Morgens, seien zwei russ. LKW die Rollbahn hoch bis fast zu dem Graben gefahren. Jemand habe voreilig geschossen, sodass Fahrer und Beifahrer des letzten LKW flüchten konnten. Die beiden Iwans im ersten LKW wurden gefangen genommen. Die LKW hätten Munition und Verpflegung geladen gehabt und hatten sich im Dunkeln und im Dunst verfranz. Zum Bergen der Ladung kam man nicht mehr, da die Russen mit Ari und MG-Feuer jede Annäherung an die Wagen mit zunehmender Helligkeit verhinderten. Beide LKW brannten aus.

Am 26. März griff dann russ. Infanterie, nach schwerem Ari- und Granatwerferbeschuss, den Graben an, nachdem dieser schon bös zusammengeschossen war. Viele wurden verwundet, so Gren. Neidig (der MG-Schütze von Erhard Schultheis) am Knie. Hals über Kopf mussten sie die Stellung räumen, da der Iwan an zwei Stellen eingebrochen war. Der Sani habe sich vor Verzweiflung über die Menge der Verwundeten und den bevorstehenden Einbruch der Russen mit seiner eigenen Pistole in seiner Höhle erschossen.

Nur dem Grenadier Haas aus Koblenz sei es zu verdanken gewesen, dass die letzten Überlebenden gerade noch aus der Falle schlüpfen konnten. Er hatte sich mit einem MG außerhalb des Grabens auf den ansteigenden Hang gelegt und mit seinem Feuer die vollständige Einnahme der Stellung verhindert, sodass die letzten, wie Gren. Neidig z. B., gerade noch herauskriechen konnten. Neidig konnte dann, in einem Sprengtrichter liegend, wegen seiner Knieverwundung nicht mehr weiter und hörte immer noch die ratternden Feuerstöße von Haas' MG.

Als W. Steigert an dem Trichter, in dem Neidig lag, vorbeikroch, habe er diesen gebeten, ihn doch mit zurück zu nehmen. Aber Steigert habe sich taub gestellt. Da habe er, Neidig, seine Pistole gezogen, entsichert, sie Steigert an den Kopf gehalten und zu ihm gesagt: Wenn er ihn nicht mit zurück nehmen würde, käme er auch nicht lebend zurück. Steigert bleib nichts anderes übrig, als den Verwundeten auf dem Rücken zurückzuschleppen. Dabei hielt dieser ihm immer seine Pistole an den Kopf. Mit letzter Kraft erreichten sie die Ziegelei, wo sich der Rest der Kompanie sammelte.

Am 28. März musste die Kompanie auf Befehl einen Gegenangriff zur Wiedereroberung des Grabens durchführen. Unter schweren Verlusten gelang das auch. Dabei fiel, unter anderen, auch Obergefreiter Berlin, mit dem Urlaubsschein in der Tasche. Von dem, seit dem Verlust der Stellung, vermissten Gren. Haas aus Koblenz fanden sie nur das zerstörte MG, sonst aber keinen einzigen Ausrüstungs- oder Bekleidungsgegenstand. Haas blieb vermisst.

Ein russ. Gegenstoß warf die Kompanie wieder aus der Stellung, und ab diesem Tag hörte die 1. Kompanie praktisch auf zu existieren. Ganze 12 Mann sollen sich noch zusammengefunden haben. Als die Auszeichnungen für die Kompanie eintrafen, 21 oder 23 Eiserne Kreuze, seien nicht mehr so viele Landser wie Kreuze da gewesen, um sie zu dekorieren.

Die „Mausefalle“ von Stellung hatte die Kompanie aufgegeben. Auch Erhard Schultheis hatte eine Oberschenkel-Verwundung erhalten, an der er 3 ½ Monate später in russ. Gefangenschaft in Kiew elend zugrunde gegangen ist.

¹⁸ Bat.-Kdr. des I./GrenRgt 949.

Beschießung und Bombardierung im Stadtkessel

Aber wieder zurück zu unserem Stützpunkt, in unser Kellerloch. Von der Nacht des 12. auf den 13. April sind mir keine besonderen Ereignisse im Gedächtnis. Aber es brach der 13. April an. Ein Tag, der mit klarem Himmel und Sonnenschein begann. Kein Mensch von uns dachte noch an die bis um 8.00 Uhr dieses Tages befristete Kapitulations-Aufforderung vom Tage zuvor.

Kurz nach 8.00 Uhr begann ein dermaßen heftiges Artilleriefeuer, das sich fortlaufend steigerte, dass man einzelne Explosionen nicht mehr unterscheiden konnte. Ein durchgehendes, ununterbrochenes Wummern und Schütteln ließ das Haus ständig beben. Man spürte die Einschläge unter den Schuhsohlen. Kalk und Mörtelstücke rieselten von der Gewölbedecke. Russische Schlachtflieger in Massen bombardierten zu dem wüsten Ari-Feuer die Stadt. Schwere Explosionen ließen unsere leeren Kochgeschirre klirren.

Ich rannte die Treppen hoch, um nach den Posten zu sehen. Wo ich durch die Fenster sehen konnte, war draußen alles eine Staub- und Rauchwolke. An manchen Stellen war der Staub rötlich von den zermalnten und pulverisierten Ziegelsteinen. Überall fuhren Einschläge hoch, wo man rausschaute. Als ich beim Posten mit der Panzerplatte stand, schlug gerade überm freien Platz drüben, in das große Eckhaus, eine schwere Granate oder Fliegerbombe ein. Ein mächtiger Rauchpilz wölbte sich auf. Die noch stehenden Mauern der Ruine stürzten krachend zusammen. Eine mächtige, dicke Staubwolke verdeckte alles. Ich schärfte dem Posten ein, er solle öfters nach unten, vor unser Haus schauen, denn nach diesem Vernichtungsf Feuer würde der Iwan bestimmt angreifen.

Beim Posten am Fenster im Mittelzimmer ist das Bild etwas anders, denn da sieht man rüber zur russischen Seite. Keine Einschläge, nur Rauch und Staub ziehen von rückwärts ins Blickfeld. Ich frage den Posten, ob er genug Munition und Handgranaten hat. Er solle, wenn der Russe über die Straße springe, Handgranaten runterwerfen. Er sagt mir, dass er vorhin am Fenster des kleinen Hauses, da hinten am Hofe, eine Bewegung gesehen hätte und zweimal geschossen habe.

Hinter uns steigert sich das Artillerie- und Werferfeuer zum regelrechten Trommelfeuer, anders kann man es nicht nennen. Russ. Schlachtflieger kurven über der Stadt. Wir müssen uns gegenseitig anschreien, um uns verständlich zu machen. Unser Haus erhält nur zwei Treffer von Granatwerfern ins Dach. Staub in allen Zimmern, Putz bröckelt von den zerrissenen Decken. Nahe Einschläge pressen die Luft. Neuer Staub wird aufgewirbelt. Die Ohren presst es einem zu, der Kopf dröhnt wie eine hohle Kugel. Das ist wahrscheinlich der Anfang vom Ende. Der Iwan will, scheint es, Schluss mit uns machen und drischt alles mit seiner Artillerie in Grund und Boden. Die ganze Luft über dem Trümmerhaufen Tarnopol ist eine gelbrote Staubwolke, aus der einmal da, einmal dort weiße oder schwarzgraue Explosionswolken hochfahren. Man sieht kaum mehr 100 Meter weit.

Auf Posten

Inzwischen ist die Ablösung hochgekommen, und ich stehe gleich mit Wache, weil ich viel zu nervös bin, um im Keller zu sitzen. Ich lasse mir von einem der Abgelösten nach eine Handvoll Zigaretten raufbringen und beziehe dann Posten im Balkonzimmer. An unserem Haus gegenüber sehe ich den Jungen wieder mit seinem Fernglas am Fenster stehen. Unsere beiden Häuser stehen so dicht bei den von den Iwans besetzten, dass sie anscheinend nicht mit Ari beschossen werden können, ohne ihre eigenen Soldaten zu gefährden.

Dann wird von unten laut „Feuerschutz“ gerufen, und sofort lege ich die Knarre in die Schießscharte und feuere einen ganzen Rahmen in die Fenster und die Tür des kleinen Hauses. Es muss schon Mittag sein, aber das Feuer lässt heute keine Minute nach. Heute gibt's keine „Mittagspause“ wie sonst. Ununterbrochen dröhnen und krachen die Einschläge.

Warme Suppe

Nach einer Weile kommt einer gebückt durch den Zimmerdurchbruch und ruft mir zu, es habe warme Verpflegung gegeben. Für zwei Mann einen Feldkessel voll Nudelsuppe. Er habe schon seine Hälfte gegessen und ich solle gleich runtergehen, er habe mir den halben Feldkessel übrig gelassen. Jetzt sei es noch warm, und er wolle mich solange ablösen. Warmes Essen? – Wie elektrisiert renne ich die Treppen runter. Mensch, wie lange ist es her, dass ich was Warmes zu essen bekommen habe?

In dem dusteren Keller muss ich mich zuerst an die Dunkelheit gewöhnen. Man geht in der Mitte quasi einen Gang durch. Links und rechts sind Holzpritschen, unsere Schlafstätten, und an der

Stirnwand steht ein kleines Tischchen, aus Rahmenschenkeln und Brettern grob zusammengelappt. Dort drauf steht ein Feldkessel noch halb voll Nudeln. Drumherum Kommissbrot und die frisch gefasste kalte Verpflegung: Margarine, Marmelade und sogar etwas Wurst. Auf dem Tisch flackert ein Hindenburglicht.

Ich setze mich auf den davor stehenden Stuhl, suche mein Essbesteck aus dem Brotbeutel, klappe es auf, fahre mit dem Löffel voll in die noch mäßig warmen Nudeln, stopfe mir einen Löffel voll ins Maul – da gibt's einen gewaltigen Schlag, alles wankt, Brocken fallen von der Decke, Staub füllt den ganzen Keller. Vor mir plumpst etwas auf den Tisch. Die Wachslichter sind verlöscht. Ich habe mich auf dem Stuhl seitlich herunter geduckt. Vollkommene Dunkelheit.

Hinter mir rumpeln die dort liegenden Abgelösten erschrocken von den Pritschen. Ich richte mich auf. Über mir ist da plötzlich ein helles Rechteck. Was war das? Ein Volltreffer? „Licht“, rufen sie hinter mir, „macht doch Licht!“ Ich taste auf dem Tisch herum nach dem Wachslight. Ich erschrecke richtig, da liegt etwas Längliches, Dickes, rauhen Stoff tasten meine Hände. Was ist das, verdammt? Dann hat einer ein Wachslight gefunden und angezündet, leuchtet her zu mir. Da sehe ich auf dem Tisch einen großen unförmigen Sack liegen. Mitten auf der Verpflegung und dem Feldkessel mit meinen schönen, guten Nudeln. Ich wälze ihn nach hinten, da wird er mir in den Händen leichter. Etwas rieselt heraus über den Tisch, meine Beine, in die Stiefel. Sand, – Sand ist das! (Dieser Sandsack verschloss zuvor das Kellerfenster als Splitterschutz. Er wurde durch den starken Luftdruck der gewaltigen Explosion heruntergeschleudert.)

Der Sack ist geplatzt und fünf Eimer Sand rieseln in den Feldkessel mit Nudeln, über Marmelade, Wurst und Margarine. Bis ich den fast leeren Sack hinten an die Wand gedrückt habe, liegt über dem ganzen Tisch ein Sandkegel, dass man den Feldkessel darunter nicht mehr sieht. Hergottgewiddersakramentsduncker! Vor Wut und Enttäuschung fange ich gotteslästerlich zu fluchen an, aber dann fenne ich wie ein kleines Kind, springe auf, schmeiße das Essbesteck in eine Ecke, trete den Stuhl um und tobe wie irrsinnig. Die anderen wollen mich beruhigen, da schallt es durch die Keller: „Alaarm!“

Alarm

Ich suche meine umgefallene Knarre, fasse sie und renne los, die Treppen hoch, geduckt durch die Zimmerdurchbrüche. Ich weiß gar nicht mehr, an welchem Fenster ich zuerst war. Rote Fäden flirren mir vor den tränenden Augen. Drüben ein Fenster, durchgezogen. Das nächste, Schuss! Eine Tür, Schuss! Eine Dachluke, Schuss! Ich denke gar nicht mehr daran, dass wir mit der Munition sparsam umgehen sollen. Wie vom Teufel besessen renne ich von einem Postenstand zum anderen und schieße, lade durch, visiere kurz, schieße, bis das Fett zwischen Schaft und Lauf zu brutzeln anfängt. Als ich mir die Finger an dem heißen Lauf verbrenne, komme ich wieder zu mir und beruhige mich langsam.

Ich stehe im Balkonzimmer hinter der Schutzmauer im Fenster oder vielmehr hinter dem, was davon noch übriggeblieben ist. Die Steine liegen bis ins hinterste Eck verstreut im Zimmer herum. Mein Gott, wie sieht unser „Feuerschutz-Haus“ gegenüber aus! Das vorher unbeschädigte Blechdach sieht aus, als ob einer von unten mit einem Riesenschuh das ganze Dach hochgedrückt und aufgewölbt hätte. An der Fassade sind nur noch kleine Fetzen Verputz hängen geblieben, das Mauerwerk ist vollkommen freigelegt.

Ich linse vorsichtig seitlich durch die Balkontür. Die Fenster im unteren Stock sind hohl. Die Möbelstücke, die die Frauen davorgestellt hatten, sind verschwunden, auch die Fensterrahmen sind herausgerissen. Leer gähnt die Türöffnung.

Getötete und verletzte Zivilisten

Drüben im Haus Tumult. Frauen schreien und weinen. Dazwischen deutsche Landserstimmen. Stöhnen und Jammern dringt zu mir herauf. Dann erscheint in der Türöffnung ein Unteroffizier, dahinter sehe ich im Flur Frauen stehen. Der Uffz. ruft zu uns herauf: „Feuerschutz!“ Schnell knie ich mich hinter das Fenster und feuere nacheinander auf die Fenster- und Türöffnungen des kleinen „Russenhauses“. Auch die anderen Posten auf dieser Seite ballern. Unten stolpern Füße über Geröll und Schutt, dann ist das Jammern unten bei uns im Haus. Da drüben muss es welche erwischt haben.

Ich verständige den Nebenposten und gehe nach unten. Im Keller gehe ich durch zum „Gefechtsstand“ unseres Stützpunktführers. Das kleine Kellergewölbe ist voll Menschen. Zwei Frauen, eine

davon sitzt auf einem Stuhl und bekommt gerade von einem Sanitäter einen Verband um eine stark blutende Halswunde gewickelt. Die andere Frau ist auch verwundet; wenn ich mich recht entsinne, hatte sie einen Splitter in der Schulter.

Der Feldweibel sagt mir, als ich mich fragend an ihn wende, dass wahrscheinlich durch eine Lage Granatwerfereinschläge die T-Minen-Sperre zwischen unseren beiden Häusern, bestehend aus 7 oder 8 Panzer-Minen, mit einem Schlag hochgegangen sei. Bei uns habe es weiter nichts gegeben, aber drüben habe es einen Posten, der hinter der Haustür stand, durch die Wucht der Explosion mitsamt der Haustür und der davor heruntergelassenen Metall-Jalousie den Gang durch bis hinten an die Wand geschleudert. Er sei schwer verletzt. Dem Jungen habe es im oberen Stock den Kopf abgerissen. Die beiden Frauen hier seien im Erdgeschoss durch zerfetzte Möbelteile und Splitter verwundet worden.

Belehrung: Standrecht!

Dann fällt ihm auf, dass ich trotz des Alarmes, bei dem alle auf Posten müssen, hier unten herumtappe. Er fährt mich an, sofort hoch auf meinen Posten zu gehen. Kaum bin ich oben, diesmal am Fenster zur Kirche raus, kommt der Uffz. die Treppe hochgestieft. Während ich stur zum Fenster raus zum Feind blicke, steht er seitlich hinter mir und liest mir einen Schrieb vor, von dessen Inhalt mir heute nur noch so viel im Gedächtnis ist, dass, nach dem in Tarnopol herrschenden Standrecht, das Verlassen eines Postens ohne Befehl als Feigheit und Fahnenflucht mit Erschießen bestraft wird. Das zu meiner Kenntnis, und ich solle die anderen diesbezüglich auch verständigen. Ich denke für mich: Ist schon gut, du Arschloch, hau' bloß ab. Und so, als könne der Uffz. Gedanken lesen, dreht er auf dem Absatz um und poltert die Stiege wieder runter. Diese Kellerhelden! Maschinenpistolen haben sie umhängen; ich möchte nur wissen, wann und wo sie die gebrauchen?

Ein Verwundeter schreit

Durch das ständige Dröhnen und Krachen draußen höre ich plötzlich einen jämmerlich schreien. Wo ist das? Ich renne von Posten zu Posten, frage sie und linse immer kurz nach draußen. Das Schreien ist hinter unserem Haus, stelle ich fest. Ich gehe auf den Balkon im hinten raus liegenden Zimmer, auf dem wir das Feuer angezündet hatten. Von unten herauf schreit's. Ich beuge mich hinunter und sehe, dass direkt an unserer Hausecke eine 7,5 cm Pak steht, die ich noch nie bemerkt habe. Und dort jammert und schreit ein Verwundeter, den ich aber nicht sehen kann. Ich lege die Hände als Schalltrichter an den Mund und brülle in dem anhaltenden Gedröhne hinunter: „So holt doch endlich den Verwundeten rein und verbindet ihn!“ Aber das laute Jammern wird schnell leiser und geht in ein langgezogenes Stöhnen über, dass ich mir die Ohren zuhalte und zurückgehe.

MG gegen drohende russische Pak

In dem Zimmer mit der Panzerplatte am Fenster, das nach Süden rausgeht, stehe ich einen Moment bei dem hier postierten Mann und schaue die gerade, nach Südosten verlaufende Straße runter. Da sehe ich plötzlich wie gebannt auf eine Stelle, ca. 400 m entfernt, wo man ganz deutlich mehrere Iwans eine Pak mitten auf die Straße schieben sieht. Gerade will ich meine Knarre hochreißen, um darauf zu feuern, wozu ich auch den Posten auffordere, als in ungefähr 200–300 m Entfernung vor uns aus einem Haus auf der rechten Straßenseite zwei Landser mit einem MG und Muni-Kästen herausrennen. Sie werfen sich in den Schutt auf der Straße in Stellung und beginnen mit ihrer Spritze zu feuern.

Das ging alles Ruck-Zuck. Drüben, 200 m weiter an dem Geschütz, purzeln die Iwans durcheinander, einige laufen links rüber in die Häuser. Kurz danach versuchen wieder einige, aus den Häusern heraus an die Pak zu rennen. Aber im selben Moment rattert das MG der Landser los, und einige schlagen Purzel-bäume, andere haben sich blitzschnell hingeworfen und versuchen kriechend die Kanone zu erreichen. Aber wieder und wieder rattert das MG los, bis sich dort keiner mehr bewegt und die Kanone wieder allein und ohne Sinn auf der Straße steht.

Aus den Häusern links und rechts an der Stelle, wo die beiden MG-Schützen liegen, wird ihnen irgendetwas von Landsern zugerufen. Dort an dieser Stelle herrscht also die gleiche Situation wie bei uns hier. Von meinem Standpunkt aus gesehen rechter Hand scheinen die Häuser, ein Stück die Straße runter, von den Unseren besetzt, während die gegenüberliegende Seite von Russen besetzt ist. Nur dort, wo die beiden zähen MG-Schützen liegen, ist ein Haus auf der linken Straßenseite, mitten zwischen den Russenhäusern, von deutschen Soldaten besetzt. Wenn die Iwans

nun zum Feuern mit der Pak kommen, ist jeder Verkehr zwischen den beiden deutschen Stützpunkten unterbrochen.

Wieder und wieder rattert das MG kurze Feuerstöße. Aus dem Haus daneben werden ihnen ein Muni-Kasten und 50 Schuss-Trommeln zugeworfen. Anscheinend wird ihnen auch aus einem oberen Stockwerk die Lage vorn durch Rufen geschildert. Allein steht die Pak dort unten, deren Rohr drohend nach unserem Haus hier zeigt. Drumherum liegen als dunkle Bündel die gefallenen Iwans verstreut. Wieder rattert das MG los, Funken stieben vom Schutzschild der Kanone. Sie lassen keinen an das Ding ran.

Auslosung

Dieses „Schauspiel“, das wir wie aus der Loge von oben sehen, hat uns so gefesselt, dass wir gar nicht auf die Ablösung achteten, die schon eine ganze Weile bei uns steht [und] den ungleichen „Zweikampf“ da unten gebannt betrachtet. Ach ja, sagt der Mann, ich solle runter kommen, der Uffz. habe schon nach mir gefragt. Eiligst poltern wir runter in den Keller.

Unser „Versprengter“, Wörner, singt wieder, wie meistens, Soldatenlieder. Er schwärmt von der bevorstehenden Befreiung und dem Urlaub danach, und dass er sich dann zuerst richtig auschlafen würde. Ja, und ordentlich sattessen würde er sich. Er zählt seine Leibspeisen auf.

Ich melde mich im Gefechtsstand. Der Uffz. erklärt mir, dass der verwundet ausgefallene Mann im Haus drüben ersetzt werden müsse, dass in den beiden Gruppen je ein Mann ausgelost werden solle. Zwischen den so ermittelten zwei Mann solle dann das Los wieder entscheiden, wer rüber müsse. Nun, dieses Verfahren kommt mir ganz unmilitärisch vor, wo doch sonst immer nur bestimmt und befohlen wurde. Aber es ist mir recht so. Ich teile das nun den anwesenden Abgelosten in unserem Keller mit.

Wie wir die Auslosung im Einzelnen vornahmen, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Wir mussten für kurze Zeit die Posten ablösen, damit auch sie das Los ziehen konnten. Jedenfalls im Endergebnis zog in unserer Gruppe unser versprengter Sachse vom Gren. Reg. 948 das Los. Von der anderen Gruppe traf es meinen Kompaniekameraden Hans v. Tugginer. Ich war deshalb stark betroffen. Ich konnte mir denken, dass da drüben eine schärfere Ecke war als hier.

Unter Aufsicht des Uffz. wurde dann unter den beiden ausgelost, und es traf unseren Sachsen, dieses lustige, optimistische Haus. Er packte seine Klamotten zusammen, sang uns zum Abschied noch ein Lied: „... und auf der anderen Seite steht auch ein Kamerad...“, dann schob er ab. Wir hörten draußen „Feuerschutz!“ rufen, dann ging's bei uns seinen alten Trott weiter, nur, dass wir jetzt einen Mann zum Postenstehen weniger hatten.

Tödlicher Übermut

Nicht sehr lange danach musste ich oben ablösen. Mein Posten, das Balkonzimmer. Ich stand hinter der wieder behelfsmäßig aufgeschichteten Schutzmauer schon eine kleine Weile, als ich drüben einen laut singen hörte. Die Stimme wird zwar durch das Haus etwas abgedämpft, aber es schien mir unverwechselbar Wörners Stimme zu sein: „... und auf der anderen Seite steht auch ein Kamerad, getrau dem Fahneide, der auch ein Liebchen hat.“

Ohne Unterbrechung singt er eine Strophe nach der anderen. Dann ein Lied nach dem anderen, wie er es hier im Keller auch immer tat. Ich denke bei mir, wenn er doch ruhig wäre, müssen denn die Iwans gleich hören, dass da ein Neuer eingetroffen ist, weil doch zuvor niemand in diesem Haus gesungen hat. Wenn er doch nur ruhig sein wollte, denke ich, aber er singt so laut, dass er sogar das noch immer anhaltende, rollende Artillerie-Feuer übertönt.

Eine ganze Weile geht das so weiter. Dann ist er ruhig. Auch das hält eine ganze Zeitlang an. Dann peitscht krachend ein einzelner Gewehrschuss auf. Er muss aus dem kleinen Russenhaus, 30 m vor dem Haus drüben, gekommen sein. Dann ein Schreien drüben, das nicht von einem Menschen zu kommen scheint. Langgezogene, unnatürlich hohe, schrille, trillernde Schreie, wie von einem Tier, das das Messer in der Kehle hat. Mir klopf das Blut im Hals und im Kopf, dass ich nicht mehr richtig Luft bekomme. Immer diese Schreie. Drüben im Haus Tumult.

Der Posten von nebenan kommt durch den Mauerdurchbruch angehastet: „Hast du das gehört?“ Ich nicke nur. „Wörner?“ Ich hebe die Schultern und lasse sie, wie unter einem Bleigewicht, wieder sinken. Der andere ist ganz käseweiß im Gesicht geworden. Ich werde wohl auch nicht viel anders aussehen. Alle mochten wir den lustigen Sachsen gut leiden.

Drüben, jetzt im Innern des Hauses, in kurzen Abständen dieses Schreien, das einem eine Gänsehaut vom Kopf über den Rücken bis in die Beine jagt. Dann ruft es von unten: „Feuerschutz!“ Schnell rennt der andere auf seinen Platz, und ich schieße auf die Fenster und die Tür des Rusenhauses einen Rahmen leer. Derweil höre ich diese entsetzlichen, tierischen Todesschreie. Schrill, langgezogen, Pause. Dann wieder. Sie tragen den Verwundeten unten über die Straße. Jetzt kommen diese Schreie unten aus unserem Keller. Fürchterlich! Die Pausen zwischen den Schreien werden länger, die Schreie immer noch schrill hoch, aber leiser. Immer schwächer wird das. Dann mischt sich in das Schreien ein Röcheln. Eine Ewigkeit dauert das. Ein Stück Vieh würde man durch einen Gnadenschuss erlösen. Der Mensch aber ist hier ärmer dran als das Vieh. Dann ist es endlich ruhig. –

Wie ein Krampf löst es sich von mir, er hat's überstanden. Jetzt werden die drüben wieder einen neuen Mann brauchen. Ich werde ganz zappelig, bis die Ablösung kommt. Ich muss Gewissheit haben, wer es ist. Ich stoße den Gedanken immer wieder beiseite, dass es nur Wörner sein kann. Warum musste er auch singen? Aber der Sänger war ja schon lange ruhig, als der Schuss fiel. Es kann ja auch einen anderen getroffen haben. Ich muss das genau wissen.

Endlich kommt die Ablösung hoch. Ich frage den, ja, es ist der Sachse, – Kopfschuss! – Kopfschuss? Und da hat er noch länger als 10 Minuten geschrien? Ja, Kopfschuss, – jetzt ist er tot. Und da schreiben die Kompanieführer oft an die Angehörigen von Gefallenen: „... Ihr Sohn (oder: Ihr Mann) ist durch Kopfschuss gefallen. Er war sofort tot. Er brauchte nicht zu leiden.“ Aber es ist eine Gnade, dass die Mütter oder Frauen mancher, durch Kopfschuss Gefallener, nicht mit anhören mussten, wie lange diese fürchterlichen, tierischen Todesschreie noch andauern.

Die Mütter, die diese Jungen geboren haben, sie fütterten, wickelten, beruhigten, in den Schlaf sangen. Die ängstlich darauf achteten, dass sie sich nicht erkälteten, die an ihren Betten wachten, wenn sie mal Fieber hatten. Die sich später sorgten um alles, was ihre Kinder, ihre Jungens betraf, zogen sie mit viel Mühe und Arbeit groß, ließen sie in einem Beruf ausbilden, und später dann riss der Krieg sie aus dem Elternhaus. Er schob sie bis nach Stalingrad, Tscherkassy – bis nach Tarnopol, und da verreckten sie wie das Vieh. Ein kleines, kupfernes Geschoss fuhr durch ihren Kopf, und länger als 10 Minuten wehrte sich das zerrissene Leben durch schreckliches Schreien vor dem Verlöschen. Und vor einer knappen Stunde hatte er sich von uns verabschiedet, hatte noch Worte gesprochen, war noch so lebendig wie ich jetzt noch. –

Unten im Keller herrscht Aufregung. Vom Uffz., den ich kurz ausfragen kann, erfahre ich Folgendes: Wörner musste, nachdem er drüben im Haus angekommen war, sofort auf Posten ziehen. (So wird das ja immer gemacht, wenn ein „Neuer“ kommt.) An einem Fenster zur Feindseite raus, hinter einer dicken Panzerplatte, wie bei uns hier oben, bezog er Stellung. Er habe laut ein Lied nach dem anderen gesungen. Dann, nach einer Weile, muss er es leid gewesen sein. Er sang nicht mehr.

Irgendwann sei er auf die Idee gekommen, die nur ca. 30 m entfernt in dem kleinen Haus sitzenden Iwans zu frotzeln. Er habe seinen Stahlhelm auf den Gewehrlauf gestülpt und den Helm langsam hinter der Stahlplatte vorgestreckt. Aber nichts rührte sich. Es blieb alles ruhig. Eine Zeitlang danach, als er das Spiel anscheinend überdrüssig war, müsse er den Helm wieder aufgesetzt und dann langsam hinter der Panzerplatte hervorgeschaute haben. Im selben Moment krachte drüben ein Schuss, es gab einen klirrenden Schlag, der Stahlhelm schepperte gegen die Wand. Wörner habe es rückwärts hochgerissen und dann mit einem dumpfen Schlag wie einen Mehlsack auf den Boden geknallt. Nach einem kleinen Moment habe er dann fürchterlich zu schreien angefangen. Ein Iwan drüben müsse ihm die ganze Zeit aufgelauert haben. Die Kugel saß mitten in der Stirn.

Toter Kamerad

Ach ja, meint da der Uffz., da er doch zuvor in meiner Gruppe gewesen sei, solle ich ihm sein Soldbuch und seine Erkennungsmarke abnehmen. Ich frage, wo er liegt. „Hinten rechts im Keller.“ Mit schweren, müden Füßen trotte ich zu dem nach Westen zu liegenden Kellergewölbe. (Unser Haus steht in Nord-Süd-Richtung.)

Als ich um den Durchgang in das Gewölbe einbiege, sehe ich schon die nach oben gerichteten Schuhe des Toten. Vor einem raschelnden Geräusch erschrecke ich. Eine dicke, fette Ratte huscht von dem Toten weg, einen Mauerdurchbruch oder Tür hinaus ins Freie. Drecksviecher, verdammte! Noch ehe ich ganz drin bin, rieche ich schon den etwas süßlichen Blutgeruch, aber als ich

vollends eintrete und die Leiche sehe, würgt es mich im Halse, und es dreht mir den Magen um. Ich beuge mich schnell nach links und kotze auf den Boden.

Dann gewöhne ich mich daran und gehe zu ihm hin. Ich stehe hilflos vor dem Toten und flenne, bringe aber auch in Gedanken keinen Fetzen des Vaterunserns zusammen. Mit wächsernem, aber richtig entspanntem Gesicht, als ob er schlief, die Augen geschlossen, liegt er in seinem Mantel auf dem dreckigen Kellerboden. Über seinen Augen, mitten in der Stirn in einer blaurot verfärbten, angeschwollenen Beule, das blauschwarze Einschussloch. Seine Schädeldecke ist nach hinten zu vollkommen weggerissen. Weiß-graue Hirnmasse klebt überall in seinen Haaren. Auch auf seinem Mantel vorn herunter pappen überall helle, außen blutige Batzen Hirn.

Ich knie mich neben ihn, öffne widerwillig seinen Mantel und den Waffenrock. Aus der linken Brusttasche ziehe ich sein Soldbuch heraus. Als ich die an einer Schnur hängende Erkennungsmarke am Hals aus seinem Hemd ziehe, spüre ich an meinen Fingern, dass der Körper noch warm ist. Ich breche mit etwas Mühe die untere Hälfte der Blechmarke ab, und meine Tränen tropfen mir auf meine Hände. Wie ich dabei nahe an sein Gesicht komme, denke ich: Das ist ja nicht mehr der immer lustig singende Wörner, unser „Versprengter“, das ist nur noch die Hülse, in der er noch vor einer Stunde drin war. Soldbuch und die halbe Erkennungsmarke gebe ich im Gefechtsstand beim Feldwebel ab.

Zum Bataillons-Gefechtsstand: Verpflegung holen

In unserer Höhle hocken die Abgelösten herum, müde und wie zerschlagen. Kaum einer redet ein Wort. Ich haue mich auch auf meine Pritsche und döse. Draußen krachen immer noch Einschläge des ununterbrochen den ganzen Tag anhaltenden Feuers.

Abends werde ich vom Feldwebel beauftragt, im Bataillonsgefechtsstand kalte Verpflegung für den ganzen Stützpunkt zu holen. Auf meinen Einwand hin, dass ich gar nicht wüsste, wo der Gefechtsstand sei, entgegnet er mir, er schicke einen Mann aus der anderen Gruppe mit, der schon einmal dort war. Zu zweit gehen wir zum Kellerausgang auf der Nordseite des Hauses. Es ist zwar dunkel, aber die hier und dort hochgehenden Leuchtkugeln und der auf- und abhuschende, rötlich Feuerschein naher Brände macht alles viel zu hell für den Gang, den wir vorhaben. Von rechts fährt eine Garbe aus einer russ. MPi zwitschernd in die bizarren Trümmerhaufen.

Dann rennen wir beide los, Hügel rauf, Trichter runter. Vorbei an einem Stück Holzlattenzaun, durch eine finstere Hausruine, in der ich bei jedem Schritt über irgendetwas stolpere. Dann erreichen wir ein großes Gebäude. Rechts davon, über der Straße drüben, brennt ein mehrstöckiges Haus lichterloh und taucht die ganze Höllenlandschaft in ein Weltuntergangslicht. Eine lange Kellertreppe geht's nach unten und dann befinden wir uns in einem Irrgarten von mächtigen Gewölben, und das Erstaunlichste ist für uns, dass in den durch Holzverschlüsse abgeteilten Kellern elektrisches Licht brennt. Da steht eine Tür offen, an einem Tisch sitzen Landser und Dienstgrade an irgendwelchen Apparaten. Überall Drähte und Kabel. Im anderen Verschlag liegt kalte Verpflegung auf Holzgestellen: Kommissbrote, Margarine, Dosen und Büchsen in allen Größen. Ein dicker Zahlmeister und ein Fourier-Feldwebel wachen bei diesen Schätzen. Vor uns sind noch andere Landser, die auch Verpflegung für ihre Gruppen fassen.

Wir müssen eine kleine Weile warten. Dann sind auch wir dran. Ich melde den Stützpunkt sowieso mit soundsoviel Mann. In eine geräumige Holzkiste werden die Portionen verstaut, die der „unterernährte Zahlmops“ in ein dickes Buch einträgt. Dann heißt's ab, die nächsten. Gedränge, Geschubse, dann sind wir wieder in dem mächtig breiten, langen Gewölbe, das, weiß der Teufel wohin, ins Dunkle führt.

Ich will gleich wieder die Treppe hoch, zurück zum Stützpunkt, aber der andere sagt, er wolle noch etwas hier rumschnüffeln. Was er eigentlich noch hier will, kapiere ich nicht. Wir tragen die Holzkiste wieder etwas zurück ins Gewölbe, stellen sie ab, und der Landser verschwindet in Richtung einer Tür in einem Holzverschlag. Ich setze mich auf die Kiste, stütze den Kopf in die Hände und möchte nur noch eins: Schlafen! Wie lange ich gedöst habe, kann ich nicht sagen. Jedenfalls, als ich hochschreke und der andere immer noch nicht hier ist, werde ich unruhig, stehe auf und suche den Kerl.

2.8 Ausbruch? Aus der Stadt nach Zagrobela

Ich gehe auf eine halb offen stehende Tür zu. Licht brennt in dem Raum, aber es ist niemand drin. Auch in dem nächsten brennt Licht, ist aber auch leer. Irgendwie wird mir mulmig zumute. Verflucht, wenn der Mensch weg ist? Ich kann allein die schwere Kiste mit der Verpflegung doch nicht in den Stützpunkt schleppen. Ich rufe durch die nachhallenden Gewölbe seinen Namen. Dann renne ich aufgeregt die Kellertreppe hoch. Oben links steht hinter einer zerfetzten Mauer, an einer Fensteröffnung, ein Landser, den Stahlhelm auf dem Kopf. Dunkel hebt sich, von der Seite gesehen, seine Gestalt vor dem feuerroten Hintergrund des heruntergebrannten Hauses gegenüber ab. Ein Posten!

Den frage ich, wieso unten im Keller kein Mensch mehr sei, überall zwar Licht brenne, aber kein Aas mehr zu finden ist? Wo sind die denn alle auf einmal hin? Der Posten dreht nur kurz den Kopf nach mir und starrt dann wieder unbeweglich nach drüben. Dann sagt er mit rauher, müder Stimme: „Ja, Junge, da musst du dich beeilen. Die Besatzung bricht durch. Sind schon alle auf dem Weg.“ Es dauert einen Augenblick, bis mein müdes Hirn schaltet. Durchbruch? „Ja, warum stehst du dann hier noch Posten?“ „Wir sind Nachhut“, antwortet er mir kaum verständlich in dem Knistern und Knacken des Brandes gegenüber.



Zeichnung 10 von Edgar Scheuermann: „Verlorener Posten“.

Ja, wie? Da ließ der Kumpel mich mit der Verpflegung einfach unten im Keller sitzen? Hat mich nicht geholt oder gerufen? Mein Gott, die Verpflegung für die Leute des Stützpunktes! Ich renne hastig die Treppe wieder nach unten, stehe rat- und hilflos vor der schweren Kiste, rufe überlaut den Namen des anderen. Dann will ich gerade die Kellertreppe wieder hoch, da poltert einer von oben die Stufen herunter. „Mensch, da bist du ja“, ruft er, „ich habe dich vorhin gesucht, aber du warst nicht da. Los, komm‘ schnell mit, wir brechen aus!“ „Ja, aber die Verpflegung“, will ich ihn zum Mitnehmen der Kiste auffordern. „Ach, schieß drauf, brauchen wir jetzt nicht. Nur schnell, die oben im Bataillonsgefechtsstand sind schon abmarschfertig. Schnell, komm‘ rüber zu unserem Stützpunkt.“

Der Stützpunkt ist geräumt

Wir rennen los, die Treppe rauf, an dem einsamen Posten vorbei, hinaus ins Trümmerfeld. Wir kommen nicht sehr weit. Als wir gerade in dem großen dunklen Raum sind, der mit seinen großen Fensteröffnungen wie ein Geschäftsraum wirkt, kommt uns eine Reihe Schatten entgegen, Mann hinter Mann. Ich erkenne trotz der Dunkelheit Hans v. Tugginer. Er trägt MG-Munikasten und hat um den Hals zwei Hundert-Schuss-Gurte hängen.

Ja, es ist Durchbruch befohlen. Der ganze Stützpunkt ist geräumt, antwortet er auf meine diesbezügliche Frage. Mein Gewehr, denke ich, das steht noch dort und den toten Wörner haben sie nicht begraben. „Komm‘ mit“, reißt mich Hans aus meinen Gedanken. Ich nehme von ihm einen Munikasten und hänge mir einen Gurt um den Hals. Mann hinter Mann tappen wir über Trümmerhaufen, stolpern durch Hausruinen in westliche Richtung. Wüst sieht die Stadt hier aus. Alles zertrommelt, nur Schutt und Ruinen. Dann sind wir auf einer Straße.

Ein Stück weiter kommen rechts aus einer mit Schutt halb zugeworfenen Querstraße Landser in Reihe zu Einem mit ihren Waffen, reihen sich ein. Immer stärker wird die Marschkolonne. Auch gehfähige Verwundete mit Verbänden, manche an Krücken und Stöcken humpelnd, sind dabei.

Marschunterbrechung

Dann gibt es einen Halt. Rechts, an einem Lattenzaun, steht eine rauchende Feldküche mit zwei schweren Pferden davor. Dort gibt’s einen Wortwechsel. Oberst von Schönfeld, unser Regimentskommandeur, schimpft barsch mit Fahrer und Köchen. Ich verstehe so viel, dass die Küchenbullen ihre Feldküche unbedingt auf den Durchbruch mitnehmen wollen, aber der Chef sagt: Nein, alles bleibt hier, was unnötig ist und Krach macht. Die Köche wollen die Hufe der Pferde und die Räder der Feldküche mit Säcken und Lumpen umwickeln, aber der Chef zieht die Pistole und droht ihnen: Die Küche bleibt hier stehen! Weiter geht’s.

Zum Sereth-Damm

Die Straße macht eine leichte Rechtsbiegung und dann sind wir auch schon auf der breiten Straße, die zum Sereth-Damm führt. Auch dort kommen ganze Reihen Landser aus den Trümmerhaufen anmarschiert. Unter ihnen auch welche mit Verbänden oder an Stöcken humpelnd. Aber ich staune, wie viele Soldaten noch aus dem Schutthaufen Tarnopol herauskriechen.

Nun tappen wir schon in dichten Haufen die Straße zum Damm runter. Kurz vor Beginn des Dammes stehen auf der linken Seite einzelne, fast unbeschädigte Häuser. Die Straße liegt hier schon etwas höher, der Damm beginnt bereits. In einem Hauseingang stehen einige Landser. Die rufen im Vorbeigehen meinen Namen. „Mensch, das sind welche von unserer Kompanie“, sage ich zu Hans. Wir gehen die Böschung runter, die paar Meter bis zu dem Haus. Uffz. Mans, Uffz. Mäder, Ogfr. Bauermeister und noch einige, an die ich mich heute nicht mehr genau erinnere, stehen dort. „Mensch, Scheuermann, Mensch, Hans!“ Ehrliche Freude, noch ein paar Kerle der alten Kompanie zu treffen. Sie bieten uns Zigaretten an. Hans lehnt ab. Nein, er will sofort weiter. Wir reden auf ihn ein: „Mensch, eine Zigarettenlänge. Fünf Minuten früher oder später über den Damm, das macht doch jetzt nichts mehr aus.“ Nein, er fürchtet, dass wir dann den Anschluss für den Durchbruch verlieren und stapft mit seinem MG-Kasten, einen Gurt um den Hals, die Böschung hoch auf die Straße und ist augenblicklich in der Reihe gebeugter, vorwärtshastender Landser verschwunden. Das ist das letzte Mal, dass ich Hans v. Tugginer lebend gesehen habe. Er ist bis auf den heutigen Tag vermisst.

Nach Zagrobela

Nachdem wir die Zigarettenkippen weggeworfen haben, gehen wir auch die Böschung hoch auf die Straße, und der wirre Strom der hastenden Landserhaufen schwemmt jeden einzelnen mit. Von

links bellt eine leichte russ. Flak herüber. Leuchtspurgeschosse sausen, wie Perlen an einer Schnur aufgereiht, dicht über die Straße. Ab und zu schlägt nach kurzem Fauchen oder Pfeifen irgendwo eine Granate ein. Ein MG rattert kurz los. Dann wieder Stille. Rechts, weiter weg, glänzt Wasser, rötlich überzogen. Der Fluss.

Mitten auf der arg zerwühlten und zerrissenen Straße steht da ein zerschossener Pleskau, nach vorn links abgekippt, weil das linke Vorderrad fehlt. Landser steigen kurz daran hoch und greifen in den Wagen. Im Vorbeigehen mache ich es den anderen nach, greife eine 200 g Fleischbüchse. Weiter.

Wieder bellt nicht sehr weit links die Flak. Einige in der Kolonne werfen sich zu Boden. Ich erkenne in einem der „Volle-Deckung-Suchenden“ Unterarzt Mayer, der mir die Füße verbunden hat. Ich muss grinsen. Diejenigen, die die ganze Zeit über nur in sicheren Kellern gehaust haben, werfen sich bei jedem lauten Furz in den Dreck. Ihnen fehlt einfach das richtige Gespür für die echte Gefahr, und sie können die Angst, die ja jeder hat, schlecht unterdrücken.

Dann, nach einem weiteren Feuerstoß von links, fangen sie plötzlich vor mir an zu rennen. Ich laufe auch los. Dumpf poltert es unter meinen Stiefeln. Die Brücke. Ich rieche den Sereth mehr als ich ihn sehe. Wir sind auf der anderen Seite, in Zagrobela.

In Zagrobela

Links geht eine Straße ab. Dort stehen einige große Häuser. Ich gehe die Straße geradeaus weiter. Sie steigt leicht an. Links kommt nach kurzer Zeit eine hohe Böschung. Keine Häuser stehen hier, aber am Straßenrand ein Infanterie-Karren dicht hinter dem anderen. Einige Pferde dabei mit hängenden Köpfen. Kein Mensch zu sehen. Rechts kommen nun schöne kleine Häuser, die kaum beschädigt sind. Irgendwie treffe ich hier unter den einzelnen vorbeihastenden Landsern unseren Stützpunktführer, den Feldweibel. Er trägt eine Brille und freut sich, als er mich erkennt, nachdem ich ihn angesprochen habe. Er ist total nachtblind und sieht überhaupt nichts. Es sei einer bei ihm gewesen, aber den habe er verloren.

Im Vorgarten eines der Häuser stehen ein paar Landser bei Zivilisten. Frauen dabei. Eine bietet uns zwei an, uns zu verstecken „bis deutsche Soldat wiederkommt“. Ich lehne ab, frage, ob wir Wasser bekommen könnten. Aber hier gibt's kein Wasser. Die Frau zeigt in südwestliche Richtung: „Dort Wasser.“ Ich tappe mit dem Feldweibel die Straße weiter rauf, wobei ich die hier wesentlich niedrigere Böschung hochsteige, um die Gegend besser überblicken zu können. Ich möchte nur wissen, wo die vielen Landser, die über den Sereth-Damm gingen, hingekommen sind? Man könnte glauben, die Erde habe sie verschluckt. Oder haben wir doch den Anschluss verloren, und die Besatzung ist schon durchgebrochen? Ich muss hier in diesem zerwühlten Gelände den nachtblinden Feldweibel an der Hand führen wie ein kleines Kind. Alle Augenblicke rutscht er in einen Granat- oder Bombentrichter, stolpert über einen Draht und fällt hin.

Oben, dort wo die Böschung fast wieder auf Straßenhöhe abfällt, ruft uns von der anderen Straßenseite plötzlich jemand an: „He, ihr Krieger, habt ihr Handgranaten?“ Ich muss meine Augen anstrengen, um ein paar an die niedere Straßeböschung der anderen Seite gedrückte Gestalten auszumachen. Es sind Landser mit scheckigen Tarnjacken, Maschinen-Pistolen in den Händen. Ich springe geduckt zu ihnen über die Straße hinüber. „Nein“, sage ich, „Handgranaten habe ich keine“, ohne dabei an die Gewehr-Granaten in meiner Manteltasche zu denken. „Scheiße“, knurrt der andere, hebt seine MPi mit beiden Händen hoch über seinen Kopf, der dabei unterhalb der Böschung bleibt, und feuert so eine Garbe nach schräg unten. „Der Iwan will hier durch“, keucht er, „fünfzig Meter da unten liegt er.“ Ich linse vorsichtig über die Deckung: Das Gelände fällt leicht ab, Gesträuch, Bäume, in ca. 100 m ein Haus, oder auch mehrere. Ich kann denen hier überhaupt nicht helfen, ich habe ja noch nicht einmal eine Knarre! Das setzt sich in meinem Hinterkopf fest. Ich brauche unter allen Umständen ein Gewehr, egal woher.

Geschosse pfeifen dicht über unsere Köpfe. Ich frage den Landser, ob das Regiment 949 durchgekommen sei, beim Durchbruch? Der guckt mich spöttisch an: „Durchbruch? Der Iwan bricht gleich hier durch, Mann!“ Dann besänftigend: „Nein, hier ist niemand vorbei gekommen. Da, links vorn, 100 m weiter endet der großdeutsche Herrschaftsbereich. Diese Straße führt nach Westen, aber da sind nur Iwans. Geh' mal da vorn in das Haus und frage die, ob die was von deinem Regiment wissen.“

Auskunft

Dem Feldwebel bedeute ich, dass er hier auf mich warten solle. Dann haste ich die paar Meter die Straße entlang, springe in den zu einem Laufgraben vertieften Straßengraben, der direkt durch ein Loch in der Hauswand in den Keller des halbzerstörten Hauses führt. Ich tappe im Dunkeln mit vorgestreckten Armen auf eine Türöffnung zu, die mit einer Decke verhängt ist, schlage sie beiseite und stehe in einem grell erleuchteten Keller voller Menschen. Im ersten Moment bin ich so geblendet, dass ich nicht Genaueres erkennen kann. Bei meinem Eintreten richten sich zwei Offiziere auf, die über einer Karte, auf einem Tischchen zwischen ihnen, gebeugt waren und mustern mich von oben bis unten.

Da knalle ich die Hacken zusammen wie in meiner besten Rekrutenzeit, grüße zackig und melde: „Grenadier Scheuermann, 1. Kompanie Grenadier-Regiment 949, bittet um Auskunft, ob sein Regiment beim Durchbruch hier vorbeigekommen ist.“ Halb wohlwollend, halb mitleidig sehen mich die beiden Offiziere an, von denen einer ein Oberleutnant oder Hauptmann ist. „Hier ist das letzte Haus Zagobelas an der nördlichen Ausfallstraße nach Westen. Hier ist Ihr Regiment nicht vorbeigekommen. Das ist ganz ausgeschlossen. Aber gehen Sie doch mal nach Süden runter, da führt auch eine Straße nach Südwesten raus!“ Ich bedanke mich militärisch knapp, grüße stramm, mache eine zackige Kehrtwendung und stolpere durch den stockfinsternen Vorraum hinaus ins Freie. Meine Augen müssen sich erst wieder an die Nacht gewöhnen.

Am Brunnen

Ich klettere dann aus dem fast mannstiefen Graben, renne geduckt über die Straße zum Feldwebel, der sich keine 20 cm von seinem Platz gerührt hat, nehme ihn an der Hand, und dann geht's quer über leicht ansteigendes Gelände. Links auf einer kleinen Anhöhe stehen ein paar Häuser mit zerupften Strohdächern. Dort sieht man Gestalten laufen und sich an einem Punkt zusammenballen. Zwei Granatwerfer-Einschläge versprühen krachend bei dem ersten Haus. Wir stolpern dorthin. Etwas Dunkles auf dem Boden. Ich steige darüber, aber prompt fällt der Feldwebel an meiner Hand über das Bündel. Ein toter Landser. Da drüben liegen verstreut noch ein paar. Manche ganz verrenkt und verdreht. Fetzen heller Unterwäsche ist bei manchen zu sehen, als wollten sie sich gerade ausziehen.

Jetzt sehe ich, da ist ein Pump-Brunnen, dessen eiserner Pumpschwengel beim Bedienen ein schauerlich rangsendes und quietschendes, in der Nacht unheimlich lautes Geräusch macht. Landser füllen Eimer und Feldflaschen. Das sei der einzige Brunnen hier. Nur schnell, der Iwan bepflanzt alle Augenblicke die Gegend mit Werfern und Artillerie. Geschubse und Fluchen. Jeder hat's eilig. Mensch, Wasser! Da ich keine Feldflasche mehr besitze, saufe ich das köstliche Nass aus den hohlen Händen, fülle dann die Feldflasche des Feldwebels, und dann nichts wie weg hier.

Wir sind noch keine 20 Meter weit, da faucht es in der Luft. Ich kann grad noch volle Deckung rufen und mich hinplumpsen lassen, als die Lage direkt in den Knäuel Menschen am Brunnen einhaut. Krachen, Feuer sprüht, ein Bündel Mensch wird seitlich hochgeschleudert, Schreien, Stöhnen, Rufen, Rennen. Nichts wie weg hier!

Ein Gewehr „organisieren“

Wieder stapfe ich mit dem Feldwebel an der Hand über unebenes, zerwühltes Gelände, manchmal sogar über geschlossene Schneeflächen. Wir kommen jetzt ins Dorf. Halb und ganz zerstörte Stein- und Holzhäuser. Weißgekalkte Wände, in Kopfhöhe fängt bereits das strohgedeckte Dach an. Meistens nur noch Ruinen. Brandgeruch. Gegen den Himmel heben sich die Gerippe der verkohlten Dachsparren ab. Weit hinter uns, beim Brunnen, rumpelt es wieder und wieder. Überall zwischen den Häusertrümmern irren Landser umher, einzeln und in Gruppen. Fragen, suchen ihre Einheit, wie wir. Ich brauche unbedingt eine Waffe!

Ein großes Gehöft, das Strohdach zerzaust, aber die Mauern sind ganz. Dicht dabei hebt sich eine 4 cm Flak auf Selbstfahrlafette gegen den Himmel ab. Ein Posten dabei. Ein Kommen und Gehen von Landsern in das Haus und von dort. Gerade wird der Posten abgelöst, geht in das Haus. Ich gehe ihm wie zufällig nach. Er stellt sein Gewehr auf einen gemauerten Vorsprung in einem dunklen Vorraum rechts an der Wand und geht links eine Treppe zum Keller runter, aus dem Lichtschein fällt. Unten viele Stimmen durcheinander, ein Stab? Scheißegal, ich greife die Knarre, hänge sie um und gehe zur Tür hinaus, als wenn ich auf Posten ziehen wolle.

Zur Polizeikaserne

Draußen schieben sich Gruppen von Landsern vorbei, Verwundete mit hellen Verbänden darunter. Stimmengewirr, humpelnde, sich gegenseitig stützende arme Teufel. Wohin? Wir sollen zur Polizeikaserne, dort sei ein Lazarett. Wenn die Verwundeten noch hier in Zagrobela sind, ist auch noch niemand durchgebrochen. Ich schließe mich einem Haufen von ca. 20–30 Mann an. Auch Landser mit Waffen, Gewehren und MG sind darunter.

Zur Polizeikaserne, dem Lazarett! Ich habe wieder ein Gewehr und habe Wasser getrunken! Hunger habe ich. Na ja, gleich wird was gegessen, wenn wir in der Polizeikaserne sind. Dass ich den Feldweibel nicht mehr bei mir habe, schießt mir einen Moment durch mein Gehirn. Essen und schlafen, ein festes Dach überm Kopf, das brauche ich jetzt. Der Feldweibel wird sich schon einem Haufen angeschlossen haben. An den letzten Häusern vorbei über ein Stück freies Feld. Weit dahinten in westlicher Richtung ein großer, alleinstehender Klotz von Gebäude. Nur rechts ab stehen ein paar niedere Häuschen. Langsam geht's mit den erschöpften Verwundeten. Linker Hand fällt das Gelände leicht ab und ist vollkommen frei.

Nach einer ganzen Weile erreichen wir endlich das dreistöckige Gebäude. Stabiles Mauerwerk, wenn auch schon angekratzt. In der Mitte der Südseite der wie ein rechteckiger Turm vorspringende Treppenaufgang mit zwei Eingängen. In die dunklen, großen Räume drängt sich die Menschenschlange. Ich werde mit hineingeschwemmt. Stimmengesumm wie in einem Bienenkorb. Dicht an dicht drängen sich die Landser. Rufen, Fluchen: „Pass‘ doch auf, du Büffel, wo du trittst!“ Aber verdammt, das sind keine Kellerräume, sondern ist nur Erdgeschoss, vielleicht ein Meter tief unter dem Gelände-Niveau. Man braucht nur auf die Heizkörper unter den Fenstern zu treten und kann durch die leeren Öffnungen, in denen nur noch die Fensterrahmen stehen, nach draußen gehen. Und dahinein zwingen sie hunderte von Verwundeten? Posten oder Schützenlöcher habe ich draußen auch nicht gesehen. Auch liegt die Kaserne sehr weit und allein vor dem westlichen Ende des Dorfes. In meinem kaum noch gebrauchsfähigen Gehirn warnt es. Etwas stimmt hier nicht! Ich zwänge mich durch die hereindrängenden, stinkenden Menschenmassen wieder zum Ausgang. Essen und schlafen kann ich nachher noch, aber zuerst muss ich wissen, wo die HKL verläuft.

Wo ist die HKL?

Endlich bin ich an der frischen, kalten Luft, – Gott sei Dank. Drinnen habe ich keinen Sani und keinen Arzt nirgendwo gesehen. Da herrscht nur absolute Nacht. Immer noch steht eine Schlange Verwundeter vorm Eingang. Neue Trupps kommen über das freie Gelände heran. Ich gehe bis zum westlichen Ende der in west-östlicher Richtung stehenden Kaserne. Zehn Meter links im Gelände ein durcheinander geworfener Schneeschutzzaun. Schneegefüllte Löcher und kurze Gräben. In eines breche ich durch und stehe unten mit den Stiefeln im Wasser. Quäle mich heraus. Aber ich finde keinen Menschen, keine Posten, keine besetzten Schützenlöcher, keine „HKL“.

Ich nehme mein „neues“ Gewehr von der Schulter, sehe nach, ob es geladen ist, und gehe vorsichtig geduckt nach vorn, die Knarre entsichert in der Hüfte im Anschlag haltend, den Finger am Abzug, langsam ins Dunkel. Knie mich auf die Erde, horche, – nichts. Gehe ein paar Schritte nach rechts rauf, dann wieder ein paar Schritte nach links runter, drehe mich um, suche mit angestrengt aufgerissenen Augen die Erde um mich herum ab. Dann wieder auf und tief geduckt ein paar Schritte weiter. Ich bin ungefähr 50–60 Meter von der Kaserne entfernt, als ich ganz plötzlich ein undeutliches Geräusch vernehme. Da, halbrechts. Vorsichtig pirsche ich mich in dieser Richtung an das rhythmische Geräusch, das aus der Erde kommt, heran. Wahrscheinlich verläuft da unsere HKL!

Ich mache noch zwei, drei Schritte voran, immer das Gewehr schussbereit im Anschlag. Bleibe stehen, lausche. Jetzt, ganz nah, – Schnarchen! Festes, lautes, herzhaftes Schnarchen eines Schläfers. Ich will gerade munter auf den Knaben zugehen und ihn anrufen, als im selben Augenblick etwas Mondlicht auf eine dunkle Vertiefung, zehn Schritte vor mir, fällt. Zu Tode erschrocken bleibe ich einen Moment wie angewurzelt stehen, drehe aber dann wie ein geölter Blitz auf den Absätzen um und renne tief geduckt, als wenn der Leibhaftige hinter mir her wäre, zurück bis zur Kaserne.

Dort falle ich, nach Luft japsend, mit klopfendem Herzen und hämmernden Pulsen auf die Erde. Verschnaufe, fasse und erhole mich. Verflucht, war ich erschrocken. Saß da doch eine russische

Pelzmütze vornübergebeugt in dem Loch, das Gewehr vor sich auf dem Erdaufwurf und schnarachte wie ein ganzes Sägewerk.

Also vor uns hier kein Aas, kein einziger deutscher Landser. Diese Verbrecher, weisen die ahnungslosen Verwundeten in die Kaserne ein, die ja schon in der äußersten Linie liegt, also praktisch eigentlich selbst HKL ist. Diese verfluchten Verbrecher! Aber ich sage nichts. Niemandem. Nur weg hier! Wenn der Iwan das bei Tag gewahr wird, dass die Kaserne voll Deutscher ist, gibt's ein Blutbad. –

Elendshaufen mit Hoffnungen

Ich trotte über das freie Gelände rüber zum Dorf. Zwischen den Häusern ballen sich Landsergruppen. Meist Verwundete. Einer ruft mich an: „Polizeikaserne, wo geht's zur Polizeikaserne?“ Es ist ihre letzte Hoffnung. Was soll man tun? „Ich komme gerade von dort.“ Zeige mit der Hand in die Richtung. „Bringen Sie uns hin“, sagt irgendein Dienstgrad. Na denn, also kehrt und in langsamem Marschtempo führe ich wie der Rattenfänger von Hameln einen Elendszug von Verwundeten, Krüppeln, Läderten und Versprengten, ein kleines Sortiment des Strandgutes, das dieser Kessel Tarnopol aus deutschen Soldaten gemacht hat. Aus den dumpfen Kellern der Stadt haben sie sich hier herauf gequält nach Zagrobela auf dem Westufer des Sereth. Durchbruch? Mit was denn? Über 400 Schwerverwundete seien in der Stadt zurückgeblieben! Nachdem die wenigen Keller und Häuser hier oben vollgestopft seien, habe man sie zur Polizeikaserne gewiesen, ohne einen Kundigen mitzuschicken. Die bisher hier liegende Besatzung habe ihre Höhlen natürlich nicht für die aus der Stadt gescheuchten Verwundeten freigemacht. Alles sei voll, übervoll. Mein Gott, die Kaserne ist ihre letzte Hoffnung, an die sie sich klammern.

Ich höre alles, sage kein Wort. Stapfe stumpfsinnig vor ihnen her wie ein Leithammel bis zur Kaserne. Sich drängend und schubsend verschwindet einer nach dem anderen in dem dunklen, kalten Bau. Ich mache kehrt. Gehe zurück zu den Häusern.

Genau dasselbe Bild. Gruppen und Haufen von ratlosen Verwundeten. Ich will einfach nicht mehr. Ich mache mich ja mitschuldig an dem Verbrechen, das man an diesen armen Teufeln begeht. Aber auf die Frage: „Polizeikaserne, wo?“, sage ich nur, dass ich sie hinbringen werde. Wieder stolpere ich einem Haufen voran, umgehe große Trichter, patsche durch Schnee, bis wir die 300 Meter endlich hinter uns haben und vor dem großen Bau stehen. Ich mache kehrt, gehe zurück zum Dorf. Dort will ich mir eine Ecke suchen und schlafen.

Ich komme an typischen Dorfkellern vorbei, wie ich sie schon auf dem Stützpunkt vorn bei dem einzelnen Haus kennengelernt habe. Den Kellerhals rauf bis oben hin im Eingang sitzen die Männer dicht gedrängt. Unten Gegrummel von vielen Stimmen. Randvoll alles. Kreuz und quer durchstreife ich die Gegend zwischen den beiden großen Straßen. Finde keinen Unterschlupf. Ich stoße auf andere Landser, die auch eine Ecke zum Schlafen suchen. Manche mit Waffen, andere ohne, aber mit Verbänden irgendwo. Verliere sie wieder. Treffe auf andere Gruppen. Manchmal ein bekanntes Gesicht.

Den Angriff anhalten!

Schon als ich von der Kaserne zurückging, zeigte sich im Osten ein heller Steifen am Horizont. Jetzt wird's Tag. Es ist schon ziemlich sichtbar und immer noch habe ich keinen Unterschlupf. Ich treffe auf eine Gruppe Landser mit MG und Gewehren. Offiziere dabei. Denen schließe ich mich an. Hinter einer Hauswand sammeln sie sich. Befehle werden gerufen. Sie verteilen sich nach links und rechts und auf das Kommando: „Vorwärts, marsch“, nehmen sie ihre Waffen in Hüftanschlag und stapfen hinaus auf das freie Feld in Richtung Kaserne.

Ja, wie? Was soll das denn sein, frage ich ganz aufgeregt den ein paar Schritte seitlich von mir Gehenden. „Ein Angriff auf die Polizeikaserne, die soll noch vom Iwan besetzt sein.“ Ich schlucke. Dann schreie ich: „Seid ihr denn verrückt, die Kaserne ist vollgestopft mit unseren Verwundeten. Halt – Haalt!“ Halbverrückt renne ich rechts hoch zu einem Offizier. Das ist ja Hauptmann Nebgen, erschrecke ich beim Näherkommen. Aufgeregt und in ganz unmilitärischer Form schildere ich ihm die Lage. Er hört mich interessiert an, sagt aber dann, dass er Befehl habe, die Kaserne anzugreifen, weil sie vom Iwan noch besetzt gehalten werde. „Nein, nein“, schreie ich fast schon, „ich war heute Nacht schon in der Kaserne, habe selbst Verwundete von hier aus dorthin geführt. Glauben Sie mir, die Kaserne ist proppevoll mit deutschen Verwundeten!“ Er scheint zu schwanken, glaubt mir aber noch nicht ganz. „Weiter, marsch!“ Dieser verrückte, sture Hund,

denke ich. Ich hüpfte neben ihm her wie ein kleiner Hund neben einem großen Köter. „Bitte, lassen Sie die Kaserne nicht beschießen, glauben Sie mir doch!“ Da ruft er: „Weiter vorgehen, aber nicht schießen, bis wir von dort beschossen werden!“ Gott sei Dank!

Ich haste wieder runter an den linken Flügel. Langsam geht die Kette über das Feld voran. Etwas rechts von mir torkelt Leutnant Huth, die Mütze schief auf dem Kopf, eingehängt bei einem Uffz., besoffen über das aufgerissene unebene Gelände. Auch der andere scheint schwer Schlagseite zu haben. Einmal rutscht der Leutnant in ein Loch, dann zieht ihn der Uffz. heraus, und ein paar stolpernde Schritte weiter geht es gerade umgekehrt. Dabei singen beide grölend: „... Uns ist alles, alles scheißegal, heute saufen wir zum allerletzten Mal...!“

Ich schaue mich ängstlich um. Man sieht schon sehr weit. Merkwürdig ruhig bleibt es da drüben beim Iwan, und nur aus der Stadt, vom Osten her, hört man das Rumpeln der Einschläge und ab und zu ein MG rattern. Hier fällt kein Schuss. Endlich haben wir die Kaserne erreicht. Jetzt kann sich Nebgen ja überzeugen, auf wen er einen Angriff gemacht hat. Wir erreichen mit dem linken Flügel die Höhe der Kaserne ca. 50 Meter südlich davon. Ich bin als äußerster linker Flügelmann schon ein ganzes Stück am Hang des nach Süden abfallenden Geländes und suche verzweifelt nach irgendeiner Deckungsmöglichkeit. Es ist schon hell, und es wird nicht mehr lange dauern, bis die Sonne über dem Horizont aufsteigt.

An der Polizeikaserne

Also zur Kaserne hoch. Ungefähr 10–15 Meter davor ist eine leichte Bodenwelle, auf der der zerfledderte Schneeschutzaun liegt. Dort ist ein gedecktes Loch. Gleich links daneben liegen zwei gefallene Iwans. Ich bestaune ihre guten, hellbraunen, amerikanischen Halbstiefel. Einer liegt halb auf dem Rücken. Seine Pelzmütze ist ihm vom Kopf gerutscht und liegt umgestülpt hinter ihm. Er hat rötliches Haar und scheint schon etwas älter zu sein. In seiner, mit gespreizten Fingern wie im Krampf erstarrten rechten Hand liegt ein Klappspaten, als wolle er ihn noch festhalten. Den brauche ich unbedingt, muss mir doch irgendwo ein Deckungsloch graben. Ich ziehe den Spaten vorsichtig aus seiner Hand und stecke ihn hinters Koppel.

Da ruft mich jemand aus dem Mauselloch daneben beim Namen. Freudig erkenne ich einige Kompanieangehörige, weiß aber nur noch, dass einer mit Namen Weber aus der Eifel, zwei Unteroffiziere und Heinz Utzelmann aus Kusel dabei waren.

Todmüde lasse ich mich vor dem Eingang auf die Erde fallen, denn drinnen ist kein Platz mehr. Kurzes Fragen und Antworten. „Ja“, sage ich, „ich habe beim II. Bataillon den Angriff auf die Kaserne mitgemacht.“ „Was, Hptm. Nebgen ist hier? Dann nichts wie weg. Der hat doch die ‚Halskrankheit‘, der Menschenschinder, der ‚Heldenklau‘.“ Ich sage ihnen, dass ich in die Kaserne will, weil man hier keine Deckung findet, wenn der Iwan merkt, dass wir hier alle in der Mausefalle sitzen und dann sicher dazwischenhaut.

Mir ist nur noch in Erinnerung, dass irgendein Dienstgrad kurz vor der Kaserne den Weber und mich schnappt, uns mordmäßig anschießt, von wegen beim Hellen durch unsere Anwesenheit die Aufmerksamkeit der Iwans auf den Eingang der Kaserne zu lenken und was weiß ich, was noch alles. Wir sollen sofort dort in Stellung gehen. Dabei weist er mit dem ausgestreckten Arm die Richtung. Auch gut, denke ich, vielleicht ist's hier draußen doch besser. Wir gehen tief heruntergeduckt ungefähr 20–25 m südwestlich der Ecke des Hauses, werfen uns dort hin und fangen an, mit dem Spaten ein Schützenloch auszuheben.

Russisches Feuer gegen die Polizeikaserne

Es ist der 14. April. Grade kommt die Sonne über den dunstigen Horizont hoch, als es kurz und hart in der Luft faucht, Abschuss und Einschlag sind fast eins. Krachend fährt an der Südwand der Kaserne rechts vom Eingang, zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und des ersten Stockes, eine Explosionswolke auf. Splitter und Steinbrocken jaulen und surren durch die Luft. Wir ziehen die Köpfe ein, machen uns ganz klein. Fauchen, Krachen, Splittersurren. Der Tanz geht los.

Nein, das konnte ja nicht gut gehen. Wieder ein Einschlag, aber diesmal 10 Meter vor der Kaserne auf der Bodenwelle mit den Resten des Schneezaunes. Da muss drüben ein Panzer stehen. Wenn er etwas tiefer hält, um in die Fenster des Erdgeschosses zu feuern, schlagen seine Granaten in die Bodenwelle, weil sie keine gekrümmte, sondern eine gerade Flugbahn haben. Wieder ein Schlag. Rauch und Staub am Gebäude. Steine rasseln herunter, Splitter surren bis zu uns her. Wir müssten weiter weg, sage ich zu Weber, sonst bekommen wir noch einen ins Kreuz. Wir kriechen auf dem

leicht gefrorenen Boden ein gutes Stück in Feindrichtung. An einem völlig mit Schnee zugewehten Splittergraben treten wir den fest zusammengewehten Schnee mit den Stiefeln durch. Unten steht das kurze Grabenstück voll Wasser. Ich drücke den Russen-Spaten fest quer in den verharschten Schnee, setze mich darauf. Der Spaten ruckt noch etwas nach unten, bis er eine feste Auflage hat. Meine Beine baumeln dicht über dem Wasser. Auch Weber fertigt sich mit seinem Gewehr einen ähnlichen Sitzplatz.

Ununterbrochen krachen hinter uns die Einschläge in kurzen Abständen gegen und in die oberen Stockwerke. Reißen ganze Ecken heraus. Rötlicher Ziegelstaub hängt in der Luft. Auch auf der Nordseite kracht es jetzt ununterbrochen. Die verfluchten Hunde, schießen den Verwundeten die Kaserne über dem Kopf zusammen.

Hier wird's auch ungemütlich. Einmal, weil ich eingeschlafen und fast vom Spaten gerutscht bin, zum anderen schlagen Splitter neben uns in den Boden. Einmal klatscht ein großer Brocken dicht neben meinem Helm in den Schnee. Da lass' ich mich nicht mehr halten. Auch Weber springt auf, und geduckt rennen wir zur Kaserne.

In der Polizeikaserne

Irgendeiner schimpft auf uns ein, wir würden das Feuer nur noch mehr auf das Gebäude lenken. Ja, die hier drinnen haben wenigstens was überm Kopf. Durch den Windfang geht es rechts ein paar Stufen runter in einen großen Raum, in dem, dichtgedrängt Mann an Mann, Verwundete liegen oder sitzen. Ich setze mich gleich neben der Treppe, dicht bei einer Fensteröffnung, auf den Boden. Ich wundere mich, dass hier an der Südwand noch etwas Platz ist. Draußen schlägt eine Granate gegen die Wand. Staub und Dreck wird hereingeweht. Von der rechten Wand winkt mir ein dort sitzender Verwundeter zu, so, als würde er mich kennen. Es ist ein älterer Mann, einer der Landesschützen, der im HVP. mit mir zusammen war. Er ist sehr schmal geworden und seine Backen sind eingefallen. Dann döse ich ein, mit dem Rücken an die Wand gelehnt.

Krach, ein Schlag dicht über dem Fenster. Splitter und Steine prasseln. Da fällt der rechts neben mir sitzende Landser, wie in Zeitlupentempo, seitlich um. Sein Waffenrock ist auf dem Rücken zerfetzt und ein dunkler feuchter Fleck wird rasch größer. „Tot“, sagen die neben ihm. Nebenan sagt einer: „Mich hat's auch am Arm erwischt. Das ist schon das dritte Mal, dass ich bei diesem Einsatz verwundet werde.“ Ich bin wieder munter geworden. Hier kannst du nicht bleiben, denke ich. Auf, weiter ins Innere.

Ich stetze vorsichtig über die dichtgedrängt Liegenden. Manche maulen, weil wir mit den Waffen, also als Einsatzfähige, hier drinnen sind. Durch einen kleinen Raum gehe ich links durch eine Tür in einen großen Saal. Hier liegen, nicht so dicht beieinander, lauter Schwerverwundete. Sofort werde ich von einigen angefallen. Was ich hier drin suche, ich solle mich raus zu meiner Einheit scheren. Ich wolle mich wohl drücken, was? Ich will nur so lange hierbleiben, bis das Granatfeuer aufhört, man kann sich draußen im Loch vor Splintern nicht aufhalten. Währenddessen krachen auch hier im Raum, der nach Norden zu liegt, Granaten außen gegen die Wände.

Ich setze mich einfach in dem freien Gang in der Mitte des Raumes auf den Boden, den Spaten unter mir, das Gewehr schräg über den Beinen. Einige Insassen reden miteinander. Sie liegen anscheinend schon länger hier. Die ganze Stimmung ist nicht so dumpf als in dem vorderen Raum. Da erkenne ich, nachdem sich meine Augen an das Zwielflicht gewöhnt haben, den Russen, den SS-Mann aus dem HVP wieder. Er sitzt hinten in der Ecke. Er lächelt müde und macht ein mattes Zeichen mit der Hand, dass auch er mich erkannt hat.

Wieder ein mächtiger Schlag außen an der Wand, Steine prasseln in die Lichtschächte vor den halb zugemauerten Fenstern. Über uns rumpelt es mächtig, die Decke über der hinteren Hälfte des Raumes bekommt Risse. Feiner Staub rieselt herab. Da ist oben eine Zwischenwand oder Teile der Außenwand eingestürzt. Das ganze Bauwerk schüttelt und wankt unter den Granaten, die von Süden und Norden hinein krachen. Ängstlich schaut jeder nach oben. Hält die Decke? Bei jedem Schlag fährt man unwillkürlich zusammen und zieht den Kopf zwischen die Schultern.

Da kracht es gewaltig in dem Raum neben uns, der die Küche der Kaserne sei. Anhaltend rumpelt und bricht es dort drin. Rufen, – dazwischen ersticktes Schreien. Dort muss die Decke mitsamt dem darauf liegenden Schutt heruntergebrochen sein. Die Holztür zwischen den beiden Räumen wölbt sich in unseren Raum, dass sie Risse kriegt. Gestöhn und Tumult. Schreckliche Schreie

dazwischen. Auch bei uns entsteht Unruhe. Einige wollen raus. Aber wohin denn, versuchen andere sie zu beruhigen.

Volltreffer

Da kracht es so fürchterlich in unserem Raum, dass ich im ersten Moment glaube, eine Granate sei hier drin explodiert. Dann Poltern, – dann weiß ich nichts mehr. Zuletzt hatte ich noch gespürt, wie jemand mit aller Wucht gegen mich geschleudert wird, als ich im selben Moment hochspringen will. Dann ist es dunkel.

Luft, – verdammt Luft! Ich komme zu mir, will weg, aber ich kann nicht. Meine Beine, mein ganzer Unterkörper, mein linker Arm, alles ist fest eingepresst und an den Boden gedrückt. Staub, Qualm, schrille Schreie. Sand spüre ich zwischen den Zähnen. Der dichte Staub erstickt mich fast. Verzweifelt zerre, drücke und stemme ich mit dem freien Arm Steine und Putzbrocken weg. Einer liegt über meinen Füßen. Ich trete nach ihm, nach den Steinen, wühle mich heraus, nehme gewohnheitsmäßig mein Gewehr, will raus, sehe aber nicht, wo's hingeht. Die Augen brennen. Links schreit einer: „Au, pass doch auf, ich habe einen Hodendurchschuss, Mensch!“ Manche jammern, husten, spucken. Andere drängen mich beiseite. Luft! Der Staub lichtet sich etwas. Mensch, dort hinten, wo der Russe vorhin noch saß, liegt ein Schuttberg bis zu den Putzstücken der heruntergebrochenen Decke. Bis zur Hälfte des Raumes liegen Schutt und Steine. An einer Stelle ragen zwei Füße in Socken heraus, die noch zuckende Bewegungen machen. Raus, nichts wie raus hier!

Durch die Tür in den kleinen Raum. Dort lehne ich mich erschöpft an die Wand, huste und spucke den Kalkstaub heraus. An meinem Rücken pocht etwas gegen Holz. Dumpfes Rufen: „Hiiiiiffee!“ Da stößt mich einer beiseite. Ich hatte mich an die, durch einen Schiebeschalter verschlossene, Durchreiche von der Küche zu dem ehemaligen Speisesaal gelehnt, und da pochte jemand dagegen. Richtig, die in der Küche sind ja verschüttet! Zu dritt reißen wir unter Aufbietung aller Kraft, die uns die Verzweiflung gibt, den Schalter ab und ziehen aus der dunklen Höhle dahinter nacheinander zwei halberstickte, grauweiß gepuderte Gestalten lebendig heraus.

Ein fürchterliches Gedränge und Geschiebe herrscht hier in dem kleinen Raum. Ich werde gerade so mitgeschoben zu einem weiteren, kleineren Raum. Dort schimpft ein Arzt oder Sani mit uns. Er verbindet und verarztet Verwundete. Mitten durch sein „Reich“ schiebt sich die Landserschlange in einen dahinter liegenden großen Raum. Proppenvoll ist's da. An der Wand draußen kracht eine Granate. Staub und Rauch werden durch die Fensteröffnungen hereingedrückt. Alles will aus dem zusammenbrechenden Gebäude, aber die Einschläge draußen filtern den Abfluss.

Raus aus dem Gebäude!

Vor dem ersten Fenster formiert sich eine Schlange. Kurz nach jedem Einschlag steigen 3–4 Mann nacheinander auf den Heizkörper und schwingen sich mit einem Ruck hinaus. Sie sind augenblicklich in den dichten Schwaden aus Rauch und rotem Ziegelstaub verschwunden. Dann Stokkung. Krach, – der nächste Einschlag draußen gegen die Wand. Dann stürzen wieder ein paar hinaus, und der rote Nebel schluckt sie. Hinter mir in der Reihe steht eine Frau in Zivilkleidung. Einschlag draußen, – der erste springt. Ich zögere doch einen Moment. Da stößt mir die Frau mit dem Arm in den Rücken und bedeutet mir, dass ich rausspringen soll. Fuß auf den Heizkörper, mit der rechten Hand drücke ich mich vom Fensterrahmen ab. In der Linken halte ich eisern meine Knarre.

Zwei, drei Schritte laufe ich, da kracht es laut über mir. Wie von einem Tritt ins Gesäß fortgeschleudert, fliege ich durch die Luft und lande kopfvor einige Meter weiter in einem tiefen Trichter auf zerbeultem und zerrissenem Autoblech. Einen Augenblick lang habe ich Mattscheibe. Dann denke ich: Jetzt hat's dich erwischt! Den Stahlhelm hat's mir ganz ins Gesicht gedrückt. Ich rücke ihn wieder zurecht und merke, dass mir Blut in den Mund läuft. Auch am Mittelfinger der linken Hand ist etwas Blut.

Ich rappele mich aus dem Gewirr von rostigem Blech hoch und krabbele auf allen Vieren aus dem Trichter. Nichts wie weg hier, ehe der nächste Einschlag kracht! Ich laufe los, sehe aber keine 3 Meter weit in dem dichten Staub. Mund und Hals sind ganz trocken von dem Dreck in der Luft. Bringt man die Zähne zusammen, knirscht Sand dazwischen. Da wird es plötzlich hell um mich. Ich bin kurz vor der östlichen Ecke der Kaserne. Hier hat der Wind die Rauch- und Staubschwaden weggetrieben.

Metzelei

Vor mir liegt alles im hellen Sonnenschein. Aber, mein Gott, wie sieht's da vor mir aus? 60–70 m weg steht ein niedriges, viereckiges Gebäude mit einer die ganze Stirnseite einnehmenden Öffnung, wie eine Garage. Auf dem freien Stück Erde bis dorthin liegen, kriechen, krabbeln und laufen Landser. Da überschlägt sich einer und krümmt sich dann am Boden. Überall Schreien und Stöhnen: „Hiilfe!“ und „Sanitäter!“ Dort bäumt sich ein auf allen Vieren Kriechender unter einem Schlag auf und schlägt dann mit Armen und Beinen [auf] die Erde. Überall blutige, zerrissene Körper, da und dort, zwei, drei wirt übereinander.

Dann erfassen meine fast taub gewordenen Ohren das wütende Geprassel von Gewehrschüssen, MG-Feuerstöße dazwischen. Einzelne Granatwerfer-Einschläge schleudern Leichen und Halbtote zur Seite. Eine blutige Menschenjagd ist das. Von links und rechts knallen die Iwans die auf dem Rücken der Anhöhe von der Kaserne flüchtenden Landser ab, wie Kaninchen. Eine grausame Metzelei.

Ich war nur einen Augenblick lang beim Anblick dieses grauenvollen Bildes stehen geblieben. Keiner vernünftigen Überlegung mehr mächtig, starre ich wie angezogen zum einzigen Schutz bietenden Objekt, das Rettung verheißt, auf die große, dunkle Öffnung des kleinen Betonbaues ca. 70 m weg. Noch während mein Gehirn hämmert: Nur weg hier, schnell, – haben sich meine Beine schon in Bewegung gesetzt. Ich nehme noch wahr, dass in eben dieser dunklen, großen Öffnung einige Menschen in Landserkluft stehen, mit den Armen von oben nach unten deuten, rufen: „Volle Deckung, – hinlegen, Mensch!“ Aber ich renne, leicht vorgebeugt, renne, wie ich in meinem ganzen Leben zuvor und danach nie wieder gelaufen bin! Mit ekelhaftem ziu, ziu, pfeifen Gewehrgeschosse an mir vorbei. Über reglose und sich noch bewegende Körper springe ich in mächtigen Sätzen weg.

Völlig außer Atem falle ich die zwei Stufen hinunter in den Raum, wo mich die Landser auffangen.

Geschafft: In einem Unterschlupf

Nach Luft japsend lasse ich ihr Geschimpfe über mich ergehen. Antworten kann ich im Moment sowieso nicht. „Du verrückter Hund. Mensch, hast du ein Dusel gehabt. Mehr Glück als Verstand. Lenkt das feindliche Feuer unnötig hierher!“ Als ich einigermaßen wieder Luft bekomme und ein Wort mühsam herausbringe, keuche ich bittend: „Zigarette!“ Man gibt mir eine, und einer zündet ein Streichholz an. Der sagt, als er mich betrachtet: „Du blutest ja, hat's dich doch erwischt?“ Ich schüttele den Kopf, wische mir mit dem Handrücken unter der Nase lang. Als ich dann meine Hand betrachte, verstehe ich. Ich muss um Maul und Nase herum ja schön blutverschmiert aussehen. Aber es blutet nur meine Nase, auf die mir bei dem heftigen Sturz in den Trichter der Helm beim Aufprall draufgeknallt ist. Der Mittelfinger der linken Hand ist vorn aufgeplatzt, aber das blutet nur wenig. Sonst ist alles heil.

Dann gegenseitiges Erkennen. Vier Landser und eine Frau sind in dem nicht allzu großen Raum. Bis auf einen sind es Kompanie-Angehörige, darunter auch wieder Uffz. Mans. Bei den anderen bin ich heute nicht mehr sicher, wie sie mit Namen hießen. Wir setzen uns alle links an die Wand, wo etwas Stroh auf dem Betonfußboden liegt. Den größten Teil des Raumes nehmen zwei schwere Ardenner-Kaltblut-Pferde ein, wie sie die Artillerie und die Feldküchen hatten. Stumpfsinnig lassen die sicherlich hungrigen und durstigen Tiere die Köpfe hängen. Wo so viele Menschen elendig verrecken, wer kümmert sich da noch um Pferde?

Wir sitzen alle zusammen dicht nebeneinander und rauchen Zigaretten. Auch die Zivilistin. Da sie mir halb den Rücken zudreht, sehe ich an ihrer rechten Schulter auf ihrem Kleid einen dunklen Fleck immer größer werden. Auch ist das Kleid auf der Schulter zerrissen. Ich frage sie, ob sie verwundet sei, und als sie sich mir zuwendet, erkenne ich sie. Ja, das ist die Frau, die mich zum Fenster rausschubste. Sie muss demnach direkt unter dem Granateinschlag gewesen sein. Sie hat einen Splitter in der Schulter, winkt aber ab, will nicht verbunden werden.

Ein Schwerstverwundeter, das Gewissen und die „Kameradschaft“

Draußen geht das Geknalle ununterbrochen weiter. Immer mehr Werfereinschläge mischen sich darunter. Stumpfsinnig hört man das Schreien und Jammern der Angeschossenen. Granaten hauen dazwischen und bringen einen nach dem anderen zum Verstummen.

Durch den offenen Eingang sehe ich draußen einen jungen Landser mühsam auf unseren Stall zu-robben. Sein Gesicht ist spitz und blass, sein wirres Haar ist ihm auf die schweißnasse Stirn geklebt. Er robbt nur auf Ellenbogen und Unterarmen, ohne seine Beine zu benutzen, die wie zwei steife Stöcke hinter ihm herschleifen. Die anderen wehren schon ab: Hier kannst du nicht bleiben, kein Sani hier. Es geht nicht. Aber er ist schon bis an die zwei Treppentritte gekommen, bleibt erschöpft liegen und hat nur seinen Kopf im gedeckten Raum. Der übrige Körper liegt noch außerhalb. „Wasser“, stöhnt er mit schwacher Stimme. Einer gibt ihm aus einer Feldflasche zu trinken. Dann bittet er um eine Zigarette. Ich stecke ihm eine zwischen die Lippen und gebe ihm mit meiner Zigarette Feuer. Er zieht den Rauch tief ein und sein Gesicht entspannt sich dabei. Gleichzeitig haben der Uffz. und ich seinen zerfetzten, wie von Ratten angenagten Waffenrock gesehen und schauen uns erschrocken an. Der ganze untere Teil sowie auch die Hose über seinem Gesäß sind voller großer und kleiner Löcher und vollständig zerfetzt und zerfrant. Der arme Kerl muss eine ganze Ladung Granatsplitter ins Kreuz und Gesäß bekommen haben.

Wie um eine nicht tragbare Verantwortung los zu werden, sagen wir ihm, er solle nur weiter zurückkriechen und sich verbinden lassen. Nach der Zigarette wendet er und robbt mit den Armen seitlich an unserem Unterschlupf vorbei und entschwindet langsam aus unserem Blickfeld. – Noch heute, wenn ich an diese traurige Szene denke, schlägt mein Gewissen, mache ich mir Vorwürfe, ihm nicht mehr geholfen zu haben. Aber damals hat jeder nur an sich selbst gedacht, wollte leben, sich nicht zusätzlich mit irgendetwas belasten. Mein Verbandspäckchen habe ich aufgespart, um mir, wenn es so kommen sollte, selbst zu helfen. Erst nach der Gefangennahme habe ich es abgegeben.

Das so oft zitierte Wort „Kameradschaft“ und seine eigentliche Bedeutung habe ich damals, und auch in russischer Gefangenschaft, nicht kennengelernt. In der Gefangenschaft war das Wort „Kamerad“ sogar verpönt und verdächtig. Wir redeten einander mit „Kumpel“ an.

Groteske Situation

Ich betrachte mir die Bude etwas genauer und meine zu den übrigen: „Na, wenn da eine direkt draufgeht, ist's aber aus!“ Mans meint, dass der Stall aus Eisenbeton sei. So schnell krache der nicht zusammen. Ich drehe den Kopf zurück, sehe genau über mir ein zugemauertes, kleines Fenster, dessen Umrisse deutlich durch einen breiten, umlaufenden Riss zwischen dem Beton und den nachträglich eingemauerten Steinen gezeichnet ist. „Wenn da aber eine draußen dran schlägt, kommt sie mitsamt den Mauersteinen herein.“ Drehe mich wieder um, ziehe an meiner Zigarette, da gibt's einen gewaltigen Schlag, dass die ganze Bude bebt. Den Explosionsknall höre ich noch, spüre auch noch den harten Schlag auf meinem Kopf, dann ist's dunkel um mich.

Ich kann nicht sehr lange bewusstlos gewesen sein. Der Schlag hat mich fast bis in die Mitte des Raumes flach auf den Boden geschleudert. Zuerst sehe ich durch Rauch und Staub das helle Rechteck der großen Tür. Volltreffer, schießt es mir durchs Hirn. Nichts wie weg hier! Mit den Ellenbogen will ich fortrobben. Aber so sehr ich mich auch anstrenge, ich komme nicht vom Fleck. Bin ich gelähmt wie der Schwerverletzte vorhin? Ich schreie, schreie wie ein Stück Vieh, – laut, schrill, wie am Spieß!

Da tauchen vor mir im Rauch Gestalten mit Stahlhelmen auf. Gott sei Dank, ich bin nicht allein. Sie ziehen an meinen Armen, aber auch das hilft nichts. Wie festgenagelt liege ich flach auf dem Boden und kann mich nicht bewegen. Auch die Frau zerrt an meiner Schulter. Da zieht der Qualm ab, und einer schlägt mit der flachen Hand dem halb über mir stehenden Pferd auf die Hinterbacke. Es macht eine erschreckte Bewegung mit dem linken Hinterbein, das es dabei etwas anhebt und gegen das andere Pferd drängt. Da kann ich plötzlich wegkrabbeln und aufstehen. Das schwere Pferd war bei der Explosion erschrocken, hatte sich anscheinend bewegt und dabei seinen linken Hinterhuf auf meinen Mantel gestellt, als ich unter es geschleudert wurde.

Alles atmet auf, grinst mich an. Mein bedepptes Gesicht hätte ich in dem Moment auch sehen mögen. Ich schäme mich, weil ich wie ein Gespießter geschrien habe, obwohl meine vermeintlich schwere Verwundung nichts weiter war als ein Pferd, das mit einem Bein auf meinem Mantelzipfel stand. Eine groteske Situation, die zum Lachen gewesen wäre, aber auf den Gesichtern der anderen nur ein schwaches, mitleidiges Grinsen hervorbrachte.

Mein Schädel brummt und tut weh, als ob mir einer mit dem Vorschlaghammer draufgeklopft hätte. Zuerst muss ich eine Zigarette haben, dann frage ich, was eigentlich los war. Sie deuten nach

dem jetzt fein säuberlich herausgeschlagenen, vorher zugemauerten Fenster über meinem Sitzplatz. Jetzt sieht man dort ein rechteckiges Stück blauen Himmel. Ja, und da liegt ja auch mein Stahlhelm. Als ich ihn aufnehme und aufsetzen will, sehe ich, dass er oben eine handgroße, tiefe Delle hat. Dort, wo der Helm lag, liegen auch drei durch Mörtel fest zusammengehaltene Backsteine. Die wurden mir beim Einschlag der Granate mit voller Wucht auf den Kopf geschleudert. Ohne den Stahlhelm wäre mir dabei der Schädel wie ein rohes Ei eingeschlagen worden. Den dumpfen Schmerz im Kopf behalte ich den ganzen Nachmittag über.

Hunger, Übermüdung, Überlastung

Wir rauchen eine Zigarette nach der anderen, der Rauch zieht ja jetzt durch das neugeschlagene Fenster gut ab. Ich krame in meinem Brotbeutel nach etwas Essbarem. Da finden aber meine Finger nur zerbrochenes Knäckebrot mit Krümeln von Esbit-Hartspiritus gemischt. Nanu? Ich drehe den Beutel um und zeige ihn auch den anderen. Eine Ecke unten ist glatt weggefetzt. Die 200 g-Fleischbüchse ist in der Mitte aufgeschlitzt, fast durchgeschnitten. Da muss ein gar nicht so kleiner Splitter von dem Einschlag, der mich durch die Luft beförderte, durchgefahren sein. Man merkt oft nicht, dass man nur um Zentimeter am Tod oder Verstümmelung vorbeigekommen ist.

Ich kann nur wenig essen, nicht nur, weil ich nicht viel habe, sondern weil der Körper durch die Nervenanspannung, Ermüdung und Überreiztheit sich einfach sträubt, Hungergefühl oder gar Appetit zu melden. Ich bin ziemlich stumpf und hohl. Kann nicht mehr vorausdenken oder gar „vernünftige“ Überlegungen anstellen. So wie's kommt, so nehme ich's. Das Hirn reagiert von selbst darauf.

Den ganzen Tag hocken wir so auf dem Boden des Stalles bei den beiden Pferden. Wir können und wollen auch wahrscheinlich hier gar nicht weg. Wohin auch? Denn draußen hat sich das wüste Krachen noch verstärkt. Aber aus der Kaserne versucht niemand mehr herauszulaufen. Erst bei Anbruch der Dunkelheit flaut das Artillerie- und Werferfeuer langsam ab, um dann ganz zu verstummen.

Jammer und Schrecken in Zagrobela

Als es dunkel ist, drücken wir uns geduckt und jederzeit auf eine anheulende Granate gefasst aus dem Gebäude zu den Häusern rüber. Aber wie sieht es hier aus? Da muss ja auch ein wüstes Feuer den Tag über gehaust haben. Kaum ein Haus ist mehr ganz, alles zerrissen und zertrümmert. Manche Ruinen rauchen noch. Die ganze Erde hier herum ist zertrichtert. Überall laufen Landser einzeln und in Gruppen herum, suchen Unterschlupf für die Nacht.

Wir kommen an dem Keller vorbei, in dem sie in der vorigen Nacht bis herauf an die Tür saßen. Der Eingang ist eingedroschen. In dem Gewirr von zerfetzten und zerspleißten Balken und Hölzern hängt ein zerrissener Toter. Eingequetscht und zerdrückt hängt er halbnackt zwischen den Trümmern. Unten müssen alle abgeschnitten oder verschüttet sein. Nur weiter. Wir stolpern hierhin und dahin. Treffen irgendwo auf Uffz. Mäder und noch einige Kompanie-Angehörige, darunter auch einige, die verwundet sind und Verbände tragen. Kreuz und quer irren wir zwischen den beiden Straßen herum. Kommen an einem, noch einigermaßen erhaltenen Holzhaus vorbei, schauen kurz hinein: Alles bis oben hin voll, meistens Zivilisten, Frauen und wenige ältere Männer.

Dann kommen wir an einem längeren Gebäude vorbei, das ausgebrannt ist und von dem nur noch die Mauern stehen. An dem Weg, der hier vorbei führt, liegen an der Hauswand ganze Reihen von z. T. schwer Verwundeten im Schneematsch. Es gibt nicht mehr genug Keller in Zagrobela, um alle Verwundeten aufzunehmen. Auch Tote liegen verbogen und verkrümmt überall zwischen ihnen. Ein Eindruck des Jammers und des Schreckens und des verzweifelten Zustandes der Besatzung kann man hier zu sehen kriegen.

Durst

Durst quält mich und vor allem unsere Verwundeten, wie man auch immer wieder die bettelnde Frage der überall herumliegenden armen Teufel nach Wasser hört. Ich biete mich an, wenn noch einer mitgeht, welches zu holen, da ich wisse, wo ein Brunnen sei. Wir nehmen einige Feldflaschen, die uns die anderen geben und stapfen zu zweit los. Wir müssen ganz rauf zum westlichen Ende des Dorfes. Schon unten hören wir Werfereinschläge in kurzen Abständen aus der Richtung, in der wir gehen müssen. Überall ist alles so verändert und wüst, dass ich Mühe habe, den Weg,

den ich schon einmal in umgekehrter Richtung gekommen bin, zu finden. Wann war das? Gestern, vorgestern oder schon vor einigen Tagen? Es fällt mir schwer, mein Gedächtnis zu ordnen.

Immer näher kommen wir an die krachenden Werferlagen heran. Schon können wir die anfauchenden Granaten hören. Dort auf der Anhöhe muss es sein. Zischen in der Luft: Volle Deckung! Feuer und Rauch, vier krachende Explosionen rechts von uns. An einem Mauerrest gehen wir geduckt entlang. Einige Landser rennen an uns vorbei. Einer jammert leise vor sich hin und hält seinen Arm mit der anderen Hand fest. Ja, da oben ist der Brunnen, vielleicht noch dreißig Meter weg. Kein lebender Mensch zu sehen, nur Tote liegen überall herum. Wieder rauscht es von oben herab. Wir werfen uns blitzartig auf die Erde. Zwei harte Schläge krachen, Feuerblitze fahren am Brunnen auf, Splitter schwirren durch die Luft, schlagen Fetzen von der Mauer. Ohne ein Wort zu reden, springen wir zwei gleichzeitig auf und laufen zurück.

In einiger Entfernung fallen wir dann wieder in trottschrittligen Schritt. „Das geht nicht mehr“, sage ich. Der andere schüttelt nur den Kopf. Lange irren wir zwischen den Trümmerhaufen herum, bis wir die übrigen wieder finden. Enttäuschung bei allen, als wir ihnen erklären, dass man nicht mehr an den Brunnen könne, weil er ständig beschossen würde.

„Herbergssuche“ anders

Inzwischen hatten sie in einem zerstörten Gehöft einen Unterschlupf zum Schlafen ausfindig gemacht. Es ist zwar nur ein lausiger Bretterschuppen, nicht sehr stabil aussehend, ein Hühnerstall. Als wir uns dort hineinzwängen, gackern tatsächlich in den dunklen Ecken Hühner. Dicht aneinander gepresst kann man sich aber doch einigermaßen hinlegen. Mit dem Stahlhelm auf dem Kopf schlafe ich sofort fest ein.

Als uns Uffz. Mäder aufscheucht, wird's schon sichtbar. Ich bin steif, und vor Kälte klappern mir die Zähne. „Wir können hier nicht bleiben bis es hell wird und der Feuerzauber wieder losgeht. Wir müssen eine bessere Deckung finden“, meint er. Wir zwängen uns aus dem Gerümpel, gehen weiter runter in Richtung des Sereth. Wieder kommen wir an dem Holzhaus vorbei, das voller Zivilisten ist. Im Düstern sehe ich dort einen Blecheimer voll Wasser stehen, registriere das aber nur so halb. Hier geht's nun ein Stück über freies Feld, das schon zum Fluss hin abfällt. Keine zwanzig Meter auf dem Acker entdecken wir den schmalen Einstieg eines gedeckten Loches. Mensch, gerade noch rechtzeitig. Es kann keine halbe Stunde mehr dauern, und es ist hell.

In einem Stollen

Der 15. April zieht herauf. Nacheinander kriechen wir durch das enge Schlupfloch und wundern uns, wie weit der Stollen unter der Erde durchgeht. Er macht einen leichten Bogen, hat aber keinen zweiten Aus- bzw. Eingang. Aber uns ist alles gleich, wenn wir nur eine Decke über dem Kopf haben. Dicht zwängen wir uns Mann neben Mann. Alle gehen rein, auch wenn man nur gekrümmt sitzen kann. Die beiden Uffz., Mans und Mäder, ordnen an, dass die vier Verwundeten vorne am Eingang bei ihnen sitzen, falls da irgend so ein Heldenklau vorbeikommen sollte. Sie lassen abzählen. Mit zwölf Mann hocken wir doch tatsächlich in diesem Mauselloch. Mir gegenüber, d. h. seitlich versetzt, weil das Loch nur so breit ist, dass nur einer quer sitzen kann, hockt Heinz Utzelmann. Einer namens Gerhardis ist dabei. An die Namen der anderen kann ich mich heute nicht mehr entsinnen.

Zeitweise muss ich eingeschlafen sein. Es ist stockfinster hier drin. Nur vom Einschlupf her fällt etwas Licht bis hinter zu uns. Es genügt aber, dass man, nachdem sich die Augen an das Dunkel gewöhnt haben, doch seinen Nebenmann erkennt. Wummernde Einschlüge, die die Erde zittern lassen, reißen mich aus dem Halbschlaf. Die Luft hier hinten wird langsam schlecht und verbraucht. Vorn am Einstieg späht Mans kurz hinaus. „Sie dreschen heute alles mit ihrer Ari zusammen. Warum sollten sie auch mit ihrer Infanterie angreifen, wo sie uns so und so haben“, meint er. Einer sagt: „Warum machen wir nicht Schluss, wo doch alles keinen Sinn mehr hat!“ Wie Schluss machen? Sich selbst erschießen oder sich ergeben? Ja, wenn man genau wüsste, ob die Russen Gefangene leben ließen. – Mir ist alles gleichgültig. Ich bin zu erschöpft, um mir irgendwelche Gedanken zu machen über das, was sein wird.

In der stickigen Luft fängt mich der Durst an zu quälen. Ich frage, ob jemand was zu trinken hat. „Ihr habt ja nichts gebracht“, bekomme ich zur Antwort. Ich döse weiter.

Ein russischer Panzer rollt

Plötzlich schreit der Uffz.: „Panzer, da drüben!“ Ich werde munter. Ein verrücktes Knallen und Krachen ist draußen. Motorengebrumm, Kettenquietschen, Schreien, Geheul. Holz kracht und splittert. „Mensch“, schreit der Uffz., der vorsichtig hinausspäht, „Mensch, der fährt durch das Holzhaus mit den Zivilisten. Mittendurch!“ Weiter weg, runter zum Sereth zu, hört man Gewehr- und MG-Feuer prasseln. Mir pappt vor Aufregung und Durst die Zunge am Gaumen. Ich döse wieder. Auch die Köpfe der anderen unter ihren Helmen hängen vornüber. Die Erde wankt und zittert unter mächtigen Explosionen.

„Nähmaschinen“ bombardieren¹⁹

Motorengebrumm und Pfeifen in der Luft. Krachend explodiert in der Nähe eine Fliegerbombe. Das sind keine 2 Kilo-Bomben, die haben mindestens einen Zentner. Vom Eingang her meldet der Unteroffizier: „Nähmaschinen sind das, eine ganze Menge. Ganz tief kommen sie herunter, als wenn es Flugschüler wären, die Bombenabwurf üben.“ Nach einer Weile: „Achtung, sie fliegen wieder an!“ Schnell zieht er den Kopf ein. Ein kurzes Pfeifen schneidet die Luft, dann ein gewaltiges Krachen, dass wir durchgeschüttelt werden, und unser ganzer Unterschlupf wankt wie ein Boot bei Seegang.

Dann ganz dicht bei unserem Loch ein harter Stoß in der Erde. Unsere Decke rutscht. Der armseelige Balken über mir senkt sich, Dreck rieselt herunter. Auch an den Seitenwänden rutscht die Erde ab. Ganz zusammengekrümelt erwarten alle die Explosion. Blindgänger oder Zeitzünder? Als wir nach ein paar Sekunden immer noch atmen können, steht es fest: Ein Blindgänger. Alle haben käseweiße Gesichter.

Als der Balken über uns zu rutschen anfing, habe ich schnell mein Gewehr, das ich zwischen meinen Knien an die gegenüberliegende Wand gelehnt hatte, gegriffen und es als Stütze gerade noch unter den sich senkenden Balken streben können. Krampfhaft kralle ich mich in den Sekunden nach dem Bombeneinschlag daran fest.



Bild 9: Russische „Nähmaschine“, Polikarpow Po 2 bzw. U-2.²⁰

Irgendwann ist auch der Luftangriff zu Ende. Der Durst macht mich fast verrückt. Die schlechte, sauerstoffarme Luft hier drin zwingt einen zum Atmen mit offenem Mund. Mund und Hals sind ganz ausgetrocknet.

¹⁹ Zum Begriff „Nähmaschinen“: Mit dieser Bezeichnung ist ein bestimmtes Flugzeug, ein in hoher Stückzahl seit 1928 gebauter russischer Doppeldecker von den Deutschen bezeichnet worden, die Polikarpow U-2 bzw. Po 2; sie wurde von den Landsern auch „Nebelkrähe“ oder „Rollbahnkrähe“ genannt und wurde von den Russen u. a. als leichter Bomber eingesetzt..

²⁰ Bildquelle, vom Bearbeiter eingefügt; aus: http://de.wikipedia.org/wiki/Polikarpow_Po-2, Zugriff am 18.05.2014.

Offizier oder mörderischer Fanatiker? Der Hauptmann

In großen Zeitabständen hört man eine Pak oder Panzer feuern. Hart krachen die Einschläge irgendwo. Nach einem der Einschläge schreit nicht weit von uns ein Mensch schrecklich auf: „Aaaaaauh! Hiilfää, ich verblute, Sanitäter, Sanitääter!“ Vor uns Stimmengewirr und immer wieder das fürchterliche Schreien. Der Uffz. linst vorsichtig hinaus: „Drüben am zerstörten Holzhaus liegt einer auf dem Weg. Beide Beine hat ihm das Geschoss abgerissen. Er blutet saumäßig. Es ist ein Feldwebel. Jetzt laufen von da vorne Leute zurück zu ihm.“

Da hört man in das schwächer werdende Schreien eine Kommandostimme Befehle bellen. Diese Stimme kenne ich doch? Da meldet auch schon der Ausguck: „Hauptmann Nebgen. Er treibt mit vorgehaltener Maschinenpistole die Jungs, die diese Gelegenheit benutzen, um vorn aus ihren Löchern zurückzugehen und dem Feldwebel helfen wollen, wieder vor. Er lässt sie keine Hilfe leisten, der Barraskopf. Er lässt lieber den Feldwebel verbluten, da ihm wahrscheinlich sowieso nicht zu helfen ist.“

Es geht schon gegen Abend zu. Der helle Lichtfleck des Eingangs wird trüber. Der Feuerlärm draußen lässt nach. Da sagt der Uffz. am Ausguck: „Seid man ruhig. Hauptmann Nebgen kommt hierher. Ruhe!“ Da tappeln Schritte näher. Ein Schatten fällt über den hellen Fleck. Der Schatten des gefürchteten Offiziers taucht an der Öffnung auf. „Was ist denn das hier für ein Haufen?“ Der Uffz. sagt kaltblütig: „Alles Verwundete der 1. Kompanie.“

Endlich Schluss machen!

Die vorn sitzenden Verwundeten bewahren uns davor, dass er alle rausjagt. Irgendwas vor sich hin brummelnd haut er endlich ab. Alles atmet auf. Alle wundern sich, dass der so offen herumspaziert und keine verplättet kriegt. Alle würden es diesem Durchhaltefanatiker gönnen. Denn was nützt noch alles soldatische Durchhalten? Es verlängert nur die Agonie der Besatzung und häuft immer mehr Elend und Jammer auf die noch Lebenden. Schluss sollen sie machen! Schluss mit allem hier in Zagrobela!

Einer sagt, dass vergangenen Abend die Brücke über den Sereth von der Nachhut gesprengt worden sei, und die noch in der Stadt verbliebenen Schwerverwundeten ihrem ungewissen Schicksal überlassen wurden. Das ist die Sorge, die sich unsere Führung um die Soldaten macht. Abgeschrieben sind wir, verraten und verkauft! Nur wenige hoffen noch auf Befreiung von außen. Der Dank des Vaterlandes, – Tarnopolschild am Ärmel? Scheiß drauf! Verbrecher und Lügner, menschenverachtende Nichtskönner und Verführer sind das alles da oben. Für diese Räuber und Banditen jetzt noch hier verrecken? Diese Lumpen, die hier Siebzehnjährige, die Jugend, die „Zukunft unseres Volkes“, wie sie immer sagen, für ihre Weltmachtgelüste verheizen, um ihr Ende hinauszuzögern.

Auf jedem Gesicht kann man die große Enttäuschung, das Verlorensein, das Unfassbare lesen. Es ist aus! Aber etwas wehrt sich. Der Selbsterhaltungstrieb in seiner nacktesten Form kommt hier zum Vorschein.

Russen sind sehr nahe

Immer wieder habe ich um Wasser gebettelt. Ich glaube Fieber zu haben. Dann kommt mir der Wassereimer, den ich heute Nacht an dem Holzhaus stehen sah, vor Augen. Ich jammere den Uffz. an, es solle doch jemand diesen Eimer holen. Sie schweigen. Ruhig ist's auch draußen. Nur weiter entfernt ab und zu Schüsse. Aber Stimmen vernehmen wir. Noch weit ab. Der Uffz., der auch döst, schaut vorsichtig hinaus. Er kann nichts erkennen. Obwohl kein Ari-Feuer mehr auf dem Ort liegt, ist da irgendwie Unruhe. Gedämpftes Rufen, Sprechen. Dazwischen mal lautes Schreien oder unterdrücktes Jammern. Die Stimmen vor uns sind jetzt näher. Jemand unterhält sich mit einem anderen. Aber am Tonfall hört man's: Eine fremde Sprache. Iwans?

Wenn es doch nur schneller dunkel würde. Der Uffz. sagt: „Wir müssen weg, der Iwan kommt hier rauf. Aber es ist noch zu hell. Die können uns jetzt noch sehen.“ Nach einer Weile hören wir deutlich zwei, die sich in einer fremden Sprache etwas zurufen. Einwandfrei Iwans, dicht vor uns. Wenn wir noch länger hier bleiben, schnappen sie uns. Alle werden unruhig, drängen den Uffz. abzuhausen. Der zieht es noch um einige Minuten hinaus, dann sagt er endlich: „Los, aber langsam kriechen, vollkommene Ruhe!“ Er robbt los und einer nach dem anderen schlängelt sich, fest an den Boden gedrückt, hinaus. Es ist immer noch nicht ganz dunkel.

Vorsichtig krieche ich zum Eingang hinaus, um keinen unnötigen Lärm zu machen. Dann unter herabhängendem Stacheldraht durch in westliche Richtung. Deutlich höre ich, 30–40 m halbrechts von uns, Russen reden. Immer schneller robbe ich durch den Matsch. Da vorne rennen die ersten schon gebückt zu den Trümmern des Holzhauses rüber und verschwinden zwischen den Ruinen. Als ich genügend Abstand habe, renne ich auch los, den anderen nach.

Schreckensbild

Wir sind auf dem Weg zwischen den Häusertrümmern, [von] den[en] wir in der vergangenen Nacht hergekommen sind, wo die vielen Verwundeten lagen. Das erste, was ich erfasse, ist eine tief in die matschige Erde gedrückte Panzerspur. An der noch stehenden, langen weißen Mauer ein Schreckensbild. Der russische Panzer ist quer über die hier liegenden Verwundeten weggefahren. Wer sich von denen nicht schnell genug gegen die Hauswand ziehen konnte und seine Beine anzog, wurde zerwalzt. In der Mitte der zerrissenen Körper, deren Köpfe und Beine man noch erkennen kann, waren die Gedärme meterweit herausgerissen und zermanscht. Dazwischen stöhnen dumpf noch Lebende, die anstelle ihrer Beine einen blutigen Brei haben. Viele regten sich nicht mehr. „Kamerad, Wasser!“ „Hilfe!“ Stöhnen, Jammern. Einer, an dem ich dicht vorbeikomme, grabst nach meinem Bein, fleht winselnd: „Kamerad, erschieß‘ mich doch!“ Ein an der Wand Hockender fleht einen der vor mir Gehenden an, ihm eine Pistole zu geben.

Ich halte mir die Ohren mit beiden Händen zu, reiße mich mit Gewalt von dem armen Teufel los und renne durch diesen Brei aus Menschen und Matsch. Hinter uns heult’s auf: „Sauhunde, erschießt uns doch!“ Nur weg hier. Dem Irrsinn nahe renne ich heulend wie ein Schlosshund hinter den anderen her. Von allen Ecken und aus allen Löchern zwischen den Trümmern ziehen Landser, Verwundete und Waffentragende nach Westen: Richtung Polizeikaserne.

Wieder: Polizeikaserne

Irgendwie halte ich mich von da ab an Heinz Utzelmann aus Kusel. Überall, links und rechts, flackern Brände. Über freies Feld geht’s. Dann die Kaserne. Aber wie sieht die aus! Der Schutt hat die Fenster im Erdgeschoss fast zugeworfen. Ganze Ecken am Gebäude sind weg. Irgendwie kommen wir in das stockdunkle Erdgeschoss hinein, stolpern an Schuttkegel, fallen über Stiefel, die aus dem Schutt herausragen, treten auf einen, der flucht und schimpft. Da leben zwischen diesen Dreckhaufen noch welche, stelle ich fest. Halbtote auf einem Friedhof.

Utzelmann ist im Dunkeln an jemanden angestoßen. Kurzes Schimpfen, dann Erkennen. Es ist unser Kompanie-Chef, Oltn. Ruß.

An der Westseite, die vollkommen aufgerissen ist und nur noch auf ein paar Mauerstücken steht, hebt sich eine behelmte Gestalt ab. Ein Posten. Draußen, weiter entfernt, flackernder Feuerschein. Den Landser fragen wir, ob er wisse, ob hier noch Ärzte drin seien? Er antwortet uns kurz und unwirsch: „Hier ist die HKL.“ Heinz besteht darauf, dass wir zum Gefechtsstand des Kampfkommandanten gehen, denn irgendetwas sei hier im Gange. Todmüde, meine Beine nicht mehr anhebend, trotte ich Heinz nach, wieder aus der Totenhöhle hinaus. Mechanisch greife ich während des Gehens in meinen Brotbeutel, hole die Fleischbüchse heraus und versuche sie vergeblich mit dem Seitengewehr aufzustechen.²¹

Tod des Kampfkommandanten

Wir kommen in die Nähe des Gefechtsstandes, aus dem ich in der Nacht vom 13. auf 14. April das Gewehr geklaut habe. Wir stehen hier herum. 50 Meter rechts von uns brennt eine große Scheune. Aber nur noch im Innern. Im flackernden Schein sieht man Landser einzeln und in Gruppen vorbeihuschen. Immer noch halte ich die Fleischdose in der linken Hand und steche mit dem Seitengewehr sinnlos und ohne Entschluss auf den Metalldeckel ein.

Ohne besondere Aufmerksamkeit nehme ich wahr, dass vom Gefechtsstand her eine große Gestalt sich schnellen Schrittes der glosenden Scheune nähert. Ein Offizier im Mantel, Mütze auf dem Kopf, rundes Gesicht zwischen dem hochgeschlagenen Mantelkragen. Er geht in die feurige Scheune. Kurz darauf fällt dort ein einzelner Pistolenschuss. Der ist besonders auffällig, weil sonst keinerlei Gefechtslärm herrscht. Gestalten kommen aus dem Gefechtsstand gerannt, verschwinden in der Scheune. Einen, der dort herauskommt, frage ich im Vorbeigehen, was denn da los sei. Er

²¹ Die Fleischbüchse müsste eigentlich durch einen Granatsplitter aufgerissen sein, siehe weiter oben.

antwortet kurz: „Der Kampfkommandant²² ist gefallen.“ Gefallen? Aber in meinem stumpfen Hirn kann ich keine komplizierten Gedankengänge mehr anstellen. Ein Feldwebel, der aus dem Gefechtsstand kommt, sagt zu einer Gruppe Landser in meiner Nähe auf ihre Frage, was eigentlich passiert sei, der Kampfkommandant habe sich eben erschossen. Das passt denn auch zu dem von mir unverwechselbar gehörten Pistolenschuss. Es muss um oder nach 20.00 Uhr gewesen sein. Was nun?

Panzersoldaten

Heinz meint, wir müssen wieder zur Kaserne rauf, denn nur von dort könne ein Durchbruch oder Entsatz von außen losgehen bzw. ankommen. Ohne eigenen Willen stapfe ich hinter ihm her, immer noch stumpfsinnig mit dem Seitengewehr auf der Fleischbüchse herumstechend. An der Kaserne angekommen, sehen wir vor dem heruntergebrochenen Treppenhausvorbau Bewegung. Da hantieren ein paar Panzersoldaten in schwarzen Uniformen an einem durch heruntergebrochene Steine halb zugeschütteten Panzer oder Sturmgeschütz herum. Heinz fragt, was sie denn da machen. Einer antwortet, sie würden ihren Panzer still zerstören. Und dann, wollen wir wissen. „Dann hauen wir ab“, sagt der Panzersoldat. Heinz flüstert mir zu: „Denen schließen wir uns an. Die brechen bestimmt durch, und die kommen auch durch, glaub‘ mir.“ Mir ist alles recht.

Wir drücken uns noch etwas hier herum und beobachten, wie sie irgendwelche Gepäckstücke auf den Rücken hängen, ihre Maschinenpistolen nehmen und den Hang runter in südliche Richtung abmarschieren. Mit etwas Abstand folgen wir ihnen. Nach wenigen Schritten quert ein zerschnittener Stacheldraht die Marschrichtung. Einer von den Panzermännern hält mit der Waffe den in Schlaufen lose hängenden Draht zurück, und die anderen drei gehen durch diesen Durchgang. Da dreht sich kurz vor dem Draht der letzte Mann um und hat blitzschnell seine MPi. in der Hand. Drohend richtet er den Lauf auf uns: „Zurück, wir können euch nicht brauchen, los.“ Bedeppt stehen wir beide da und sehen uns dumm an. Wir gehen schleppend zur Kaserne zurück, in diese hinein.

Doch noch Durchbruch?

In der Nähe einer Tür im Innern, aus der Licht fällt, setze ich mich auf irgendeinen Gegenstand hin und sage zu Heinz, dass wir hier bleiben wollen, ich könne nicht mehr. Nein, sagt Heinz, wir müssen aufpassen, wann die Ärzte hier aufbrechen, damit wir nicht den Durchbruch verpassen. Irgendwas sei im Gange. Ich solle doch an die Panzersoldaten denken. Der Entsatz von außen müsse schon ganz nah‘ sein. Ich zeige auf die einen Spalt offen stehende Tür und sage: „Die Ärzte sind ja auch noch hier.“ Aber er lässt sich nicht halten. Er geht dorthin, schaut in den hellerleuchteten, kleinen Raum, kommt zurück und sagt: „Der Raum ist leer, die sind schon weg. Die haben nur das Licht brennen lassen, damit die hier liegenden Verwundeten nichts merken. Komm, auf, wir sehen draußen nach.“

Ich kann und will auch nicht mehr. Nur noch hier sitzen bleiben und schlafen. Heinz ist schon mehrmals im Dunkeln verschwunden, kommt immer wieder zurück, rüttelt mich auf: „Komm, Scheuermann, hier können wir nicht bleiben. Er bittet und bettelt, wird schließlich böse, als ich immer wieder sage, dass ich hier nicht mehr weggehen wolle. Dann ginge er eben alleine, sagt er zornig. „Los Mensch, komm!“ Ich schüttele müde den Kopf. Da geht er wirklich auf eine Bresche in der Außenwand zu und verschwindet im Dunkel.

Da gibt es mir einen Ruck: Nur nicht alleine hier bleiben. Ich reiße mich hoch und stolpere auch hinaus, rufe draußen: „Heinz, Heinz warte!“ Er bleibt stehen, bis ich herankomme. Dann trotte ich ihm nach zur Ostecke der Kaserne. Dort herum scheinen sich Landser zu sammeln. Über einer großen Gruppe, darunter viele mit Verbänden, gedämpftes Stimmengesumme. Ratloses Hin und Her. Leutnant Decker, den ich von irgendwoher kenne, frage ich naiv: „Herr Leutnant, was sollen wir denn jetzt machen?“ Er lacht kurz und hart auf und meint dann zu mir, indem er mir seine Hand auf die Schulter legt: „Junge, du brauchst nicht mehr Herr Leutnant zu sagen. Ich kann niemand mehr einen Befehl geben. Du kannst tun und lassen was du willst. Du brauchst auf niemanden mehr zu hören, es ist Durchbruch auf eigene Faust befohlen. Rette sich, wer kann!“

Ich kapiere nicht. was soll das denn nun sein? Kein Offizier kapituliert oder gibt den Befehl zum Durchbruch? Ratlos stehen alle herum. Immer neue Gruppen kommen hinzu. Wie lange Heinz und

²² Dabei handelt es sich um Generalmajor von Neindorff.

ich, immer wie ein Schatten hinter ihm, ziellos südlich der Kaserne im Dunkeln herumstolpern, kann ich nicht sagen. Ob wir nochmals in den wüst zerdroschenen Bau gingen, weiß ich heute nicht mehr.

2.9 Ausbruch aus Zagrobela

Jedenfalls ist es schon sehr weit in der Nacht zum 16. April, als wir beim Näherkommen plötzlich entdecken, dass sich da eine Reihe Landser hastig in südlicher Richtung einfüdet und ungefähr dort, wo vor ein paar Stunden die Panzersoldaten im Dunkel verschwanden, ebenfalls von der Nacht verschluckt wird.

Heinz drängelt: „Komm, die hauen ab.“ Wir hopsen schnell den Hang runter und reihen uns ein. Alles geht vollkommen lautlos. Ich halte mich mit einer Hand am Seitengewehr von Heinz fest und lasse mich buchstäblich von ihm fortziehen. Mechanisch bewegen sich meine Beine.

Da kommt wieder der zerrissene Stacheldraht. Einer hält die losen Enden des Drahtes zurück, so dass ein Durchgang entsteht. Dort steht ein Offizier, deutet durch Armbewegung an, dass man sich beeilen soll. Im Vorbeigehen erkenne ich ihn. Es ist Oberst v. Schönfeld, Stahlhelm auf dem Kopf. Im Vorbeistolpern höre ich seine leise gezischelten Worte: „Los, schnell, schnell Männer, Ruhe, keinen Laut.“

Die Reihe vor uns bewegt sich eine leichte Steigung hinauf. Nach einem ganzen Stück Weg springt plötzlich von rechts kommend ein Schatten, ein paar Meter vor uns, quer durch unsere Reihe. Ein paar treten nach dem Schatten, aber der ist schon durchgesprungen. Der Kopfbedeckung nach ein russischer Soldat. Das alles gespenstig lautlos. Kein Schuss, kein Rufen.

Wir sind auf der Anhöhe, jetzt geht's eben weiter. In der Reihe sehe ich einen mit einem Fallschirmjäger-Stahlhelm auf dem Kopf. Jemand bedeutet mir auf meine Frage, das sei einer der Lastensegler-Piloten, von denen zwei oder drei in Tarnopol gelandet sein sollen. Viele in der Marschreihe haben Verbände an den Köpfen, den Armen. Manche humpeln mit Verbänden an den Beinen. Einige haben MG auf den Schultern. Immer schneller wird das Marschtempo. Jetzt geht's eindeutig in südlicher Richtung, nachdem wir vorher mehr nach Westen, von Zagrobela aus, gegangen waren. Wir hasten jetzt auf einer breiten Straße weiter.

Flammenwerfer verbrennen Menschen

Da gibt's plötzlich halblinks hinter uns einen großen Lärm. Lautes Rufen geht in grässliches Schreien und Heulen über. Leuchtkugeln gehen dort massenweise hoch. MPi ballern, Handgranaten detonieren dumpf. Alle drehen wir die Köpfe nach Zagrobela hinter uns, sehen aus ungefähr 1000 oder 1500 m das Drama an der Polizeikaserne. Jetzt fahren dort lange Flammenzungen zwischen die noch Wartenden. Ein unvergessliches, hundertstimmiges, tierisches Geheul der gerösteten, verbrannten und versengten Menschen steigt jäh hoch. Die Russen müssen unseren Durchbruch bemerkt haben und sind mit Flammenwerfern dazwischengekommen.

Unser Trupp verfällt fast in Laufschrift. Ich halte mich immer am Seitengewehr von Heinz fest und lasse mich mehr von ihm schleppen, als dass ich selbst marschiere. Dann geht's wieder langsamer. Wie ein Roboter setze ich Fuß vor Fuß, döse oder schlafe auch irgendwie ein, die Beine aber bewegen sich weiter. Ab und zu schaue ich zurück in Richtung Zagrobela, wo das fürchterliche Heulen immer noch nicht verstummt ist, Gewehr- und MPi-Feuer prasselt und Flammenstrahlen fauchen. Dort ist alles rot in rot. Aber es ist alles gedämpfter, weiter weg. Ist dann nur noch in Abständen zu hören.

Nachtmarsch

Irgendwann ruft aus der Finsternis, nicht allzu weit links von uns, eine Stimme gut vernehmbar: „Spitze haaalt!“ Dann nach einer kurzen Pause wieder. „Spitze halt, langsam machen. Der Chef kommt vor! Halt, stehen bleiben, warten!“ Mensch, denke ich aufschreckend, Mensch, wenn die doch ruhig wären! Die machen ja die Iwans auf uns aufmerksam. Wie weit da welche links von uns im Dunkeln marschieren, kann ich schlecht abschätzen. Vielleicht 500 Meter, vielleicht mehr? Auf jeden Fall geht, etwas links hinter uns, eine Gruppe Tarnopoler. Aber warum geben die Unseren hier keine Antwort oder ein Zeichen? Das Marschtempo beschleunigt sich wieder, als wollten sie denen da drüben ausreißen. Kein Laut bei uns. Nur das Keuchen der vorwärtshastenden Menschen oder auch ab und zu einmal ein unterdrücktes Stöhnen und Husten. Keiner spricht ein Wort.

Wieder ruft es, jetzt schon weiter links weg: „Spitze haaalt!“ Herrgott, denke ich, sie könnten doch auf die warten. Warum bleiben sie da vorne nicht einen Moment stehen? Wer führt eigentlich diese Gruppe hier? Das muss ich wissen. Im Schweinstrab haste ich die Reihe entlang bis vorn zu den ersten. Offiziere sind das. Ich erkenne Oberst von Schönfeld. Ja, wie geht denn das zu? Ich bin doch am Stacheldraht in Zagrobela an ihm vorbei gegangen, und jetzt ist er bei uns vorn an der Spitze? Bis heute habe ich keine Erklärung dafür, wie das möglich war. Aber jetzt weiß ich auch, warum die nicht warten: Der Chef war ja an der Spitze, allerdings unserer Gruppe hier. Bis heute ist eine Zahl, eine geschätzte Zahl der Stärke dieser, unserer Gruppe, in meinem Gedächtnis: Höchstens 80 Mann waren wir.

Ohne auch nur eine Minute stehen zu bleiben oder gar zu rasten, trampeln und stolpern wir weiter. Immer noch hört man in der Ferne das Heulen in Zagrobela und sieht dunkelroten, manchmal hellrot bis gelb aufflackernden Feuerschein. Während wir immer auf der breiten Straße in südlicher Richtung weitergehen, muss ich mehrmals eingeschlafen sein, ohne umzufallen. Meine Beine bewegten sich weiter. Auch weiß ich nicht mehr, ob ich dort noch mit Heinz Utzelmann marschierte. Es sind von dem Marsch einfach Lücken in der Erinnerung.

Hinterm Panjewagen

Einmal höre ich vor uns ein Geräusch wie von knarrenden, mahlenden Rädern. Ich werde hellwach. Was ist da vorne? Ich haste wieder die Reihe entlang, um zu sehen, was da vor uns ist. Ich traue meinen Augen nicht! Direkt vor den ersten Landsern ein Panjefuhrwerk. Mit dem Rücken zu uns, undeutlich erkennbar, ein Fahrer. Auf dem kleinen Fuhrwerk liegen Säcke und zwei schlafende Iwans, deren Köpfe hin und her wackeln. An diesem Fahrzeug halten sich von uns welche fest und lassen sich mitziehen. Voraus kann man noch weitere Fuhrwerke mehr ahnen als deutlich erkennen. Das Geräusch der Fuhrwerke überdeckt unsere Schritte. Es geht leicht bergab. Da ist auf einmal weit vor uns ein anderes Geräusch.

Durch den Bach in den Wald

Gebrumm eines schweren Motors. Quietschende Gleisketten rasseln. Die Erschütterungen spürt man unter den Füßen. Noch weit entfernt kommt uns, von einer leichten Anhöhe herunter, ein Panzer auf der Straße entgegen. Jetzt sieht man ihn schon. Verdammte, der hat Licht! Seine beiden Tarnscheinwerfer sind eingeschaltet. „Wir müssen runter von der Straße, sonst erkennen sie uns“, ordnet Oberst v. Schönfeld an. Ein paar Meter weiter geht rechts ein Feldweg ab. Den laufen die ersten rein. Die ganze Kolonne geht stur geradeaus bis zu dem Punkt, an dem die ersten den Weg rechts eingebogen sind. Direkt links neben dem Weg ist ein Bach.

Auf einmal sehe ich, wie die vor mir Gehenden erschreckt in den Bach springen, dass das Wasser aufspritzt, sich herausquälen und in langen Sprüngen die Anhöhe links von uns hochhasten. Nanu, was – , mir bleibt fast das Herz stehen. Ich bin stur weitergestolpert, bis zu dem Punkt, wo die ersten links in den Bach sprangen. Da steht direkt vor mir auf dem ausgefahrenen Weg ein großes dunkles Ungetüm. Erschrocken erkenne ich einen LKW, wie ich ihn später, nach dem Krieg, bei der amerikanischen Armee oft gesehen habe. Links und rechts stehen zwei Iwans an die Kotflügel des Wagens gelehnt und rauchen Zigaretten. Den rechts von mir Stehenden kann ich deutlich erkennen. Den auf der anderen Seite drüben sehe ich nur als Schatten, deutlich ist nur seine glimmende Zigarette zu sehen.

Eine Schrecksekunde lang bleibe ich wie angewurzelt stehen, springe dann in den Bach. Der ist eiskalt und tiefer als ich denke. Das Wasser geht mir bis zum Gesäß. Wie ich mich an dem jenseitigen hohen Ufer herausziehen will, bleiben mir die Füße mit den Stiefeln im Schlamm des Bachgrundes stecken. Einen neben mir gerade herauskrabbelnden Landser bitte ich im Flüsterton, mir herauszuhelfen. Ja, Scheiße, der rennt, als er auf die Füße kommt, wie der Teufel davon. Verzweifelt versuche ich, mich an dem dünnen Gras der Uferböschung herauszuziehen, aber die Stiefel, mit Wasser gefüllt, sind schwer wie Blei. Ich schmeiße die Knarre vor mich auf den Acker, grabsche mich mit beiden Händen fest in die Grasbüschel, beiße mit den Zähnen ins lange Gestrüpp und ziehe mich mit letzter Kraft und Anstrengung die Böschung hoch. Im Aufstehen schnappe ich die Knarre und renne nach Luft japsend den Hang hoch. Bei jedem Schritt quatscht das Wasser in den Stiefeln. Schon nach kurzer Strecke gefrieren die nassen Hosenbeine und knarren bei jedem Sprung.

Da oben laufen schon die anderen über eine Schneefläche auf einen Wald zu. So gut es noch geht, lege ich Tempo zu, damit ich sie noch erreiche, bevor sie im Wald verschwinden und ich den Anschluss verliere. Denn neben und hinter mir ist niemand mehr. Ich bin der letzte. Auf der Höhe zwischen den ersten Bäumen verschnaufen die anderen. Gedämpftes Husten und Keuchen. Am Ende ihrer Kraft lassen sich die meisten in den Schnee plumpsen, wo sie gerade stehen. Der Chef jagt aber alle sofort auf: „Nur nicht hinlegen oder hinsetzen. Lehnt euch an die Bäume, sonst werdet ihr nicht mehr wach.“ Mit Fußritten jagt er die letzten hoch. Ich lehne mich stehend mit der Schulter an eine Birke.

Zwei Schritte vor mir lehnt ein Landser, das MG auf der Schulter, mit hängendem Kopf an einem Baum und schnarcht. Zu Tode erschrocken und erschöpft sind alle. Warum und wieso haben die Iwans an dem LKW nicht auf uns geschossen, als wir alle, zehn Meter vor ihnen, in den Bach und dann die Höhe hoch sprangen? Es gibt keine Antwort darauf, nur Spekulationen.

Orientierung

Ich muss geschlafen haben, aber ein leise geführtes Gespräch in meiner Nähe weckt sofort auch die im Schlaf gespannt bleibenden Sinne. Da stehen der Chef und ein paar Offiziere und Feldwebel. Alle starren mit weit zurückgelegten Köpfen an den Nachthimmel. Einer sagt: „Da ist der große Bär, dann ist hier Süden. Wir müssen uns also rechts halten.“ Ja, du liebe Zeit, haben denn die Offiziere keine Karten oder Kompass? Sie versuchen, sich an den Sternen zu orientieren! Da laufen wir einfach so drauflos? Ich weiß nicht, das kann doch nicht gutgehen. Aber halbrechts voraus hört man in einiger Entfernung die äußere Front. Geschützdonner, MG-Feuer, und ab und zu steigt eine Leuchtkugel über den Horizont. Deutlich ist das schnelle Rattern der deutschen MG 42 herauszuhören.

Wie weit kann es noch bis dorthin sein? Vier, fünf Kilometer schätze ich. Wie weit sind wir von Zagrobela aus bis hierher marschiert? Ich schätze wieder: Zehn bis elf Kilometer. Aber wo sind wir hier?

Weitermarsch

Wieder der Chef: „Männer, wir müssen weiter, tiefer in den Wald.“ Schwerfällig nehmen wir auf, was wir so bei uns haben. Manche schleppen Rucksäcke und Wäschebeutel und ihre Waffen. Ich hänge mein Gewehr über die Schulter und bin fertig. Am russ. Koppel habe ich nur den Brotbeutel und die Patronentaschen. Sonst habe ich nichts mehr. In meinen Mantelaufschlägen an den Ärmeln habe ich Zigaretten gesteckt. Das war noch in Tarnopol.

Beim Abmarsch sehe ich links hinter mir, wie sich ein Landser gerade in eine schneegefüllte Mulde einwühlt, sich mit abgerissenen Zweigen zudeckt, und ein anderer wirft Schnee darauf. Der will hier die nächste Nacht abwarten, denn es wird schon sichtig. Wir stiefeln durch den stellenweise noch recht tiefen, verharschten Schnee weiter. Nach einer Weile gibt es vorn ein Halt. Was ist? Der Chef schickt zwei Späher los, die nachsehen sollen, was da links von uns ist. Da müsse eine Straße verlaufen. Zwei gehen los. Wir rasten derweil stehend an Bäume angelehnt. Da kommen die beiden schon wieder zurück. Ja, nicht weit vom Waldrand da drüben verlaufe eine Straße. Dort sei ein Haus. Das sei von Russen besetzt. Weiter geht's. Wir bleiben bei unserer alten Richtung, halten uns rechts im Wald. Der ist nur nicht sehr dicht. Viele Birken gibt's zwischen Kiefern und auch Fichten. Wieder halt. Man kann jetzt schon gut sehen. Es wird Tag.

Der Chef meint, es sollen ein paar von uns in der Nähe hier eine Dichtung suchen, die uns alle aufnehmen kann, denn bei Tag können wir nicht aus dem Wald. Einige rennen los. Auch ich. Finde gar nicht weit weg eine dichtere Stelle, wo mehrere Fichten zusammenstehen. Melde es. Alles setzt sich in die von mir angegebene Richtung in Bewegung. Dort angekommen, verwirft v. Schönfeld das von mir ausgesuchte Versteck sofort: Nicht dicht und groß genug für uns alle. Etwas enttäuscht trotte ich den anderen nach, die wieder umgekehrt sind. Ja, wo wollen denn die noch hin, es ist doch schon hell?

Es geht hangaufwärts. Alle ausgesuchten dichteren Stellen werden verworfen. Auf halber Höhe stoßen wir auf eine große, fast viereckige Mulde, die voll Schnee ist. „Hier bleiben wir. Los, alles hier rein“, sagt der Chef. Er springt als erster in den tiefen Schnee hinein, setzt sich erschöpft hin. Ich springe ihm schräg gegenüber in die Mulde. Wie die Heuschrecken fallen die Landser dicht bei dicht und auch aufeinander in den Schnee. Mir sitzt einer auf dem Rücken. Es gehen nicht alle in die Mulde. Oben am Rande legen sie sich hinter Bäume.

Meinen Kompanie-Chef, Oltn. Ruß, sehe ich auch beim Oberst sitzen, den Armstumpf in einem schmutzigen Verband. Ehe mir die Augen zuklappen, sehe ich v. Schönfeld mit vorgeneigtem Kopf, aschgrau im Gesicht, mit geschlossenen Augen seitlich gegen seinen Nebenmann kippen und sich erschrocken aufrichten. Dann bin auch ich, zumindest zeitweise, weggetreten. Schwer drückt mich der auf mir Sitzende in den Schnee. Aber ich döse.

Zwei verräterische Schüsse

Da fällt in die Stille oben, außerhalb der Mulde, ein Schuss aus einem Karabiner. Alles fährt in Panik hoch. Der Chef schreit mit weit aufgerissenen Augen: „Seid ihr verrückt“, springt hoch und aus der Mulde. Außen Tumult. Wieder peitscht ein Schuss. Verdammte Arschlöcher! Mit wütender Stimme schreit der Oberst: „Ihr Idioten!“ Resignierend dann: „Jetzt ist alles aus!“

Ich habe mich aus dem Schnee herausgewühlt, springe oben auf den Rand der Mulde und sehe gerade noch, wie zwei Iwans ca. 200 m hangabwärts unter uns zu einem dort auf einem Waldweg stehenden T 34 rennen, auf den Panzer aufspringen und darin verschwinden. Dann heult der Motor auf und das Ungetüm rast in die Richtung, aus der wir gekommen waren, mit Vollgas davon, dass Erdklumpen von den Gleisketten hochgeschleudert werden. Bei uns geht alles durcheinander. Schimpfen, Fragen: Wer hat geschossen? Einige sagen, da unten hätten Iwans Bäume gefällt. Man sei durch das Hacken aufmerksam geworden. Dann hätten sie auch den T 34 stehen sehen. Einer müsse die Nerven verloren haben und auf die Russen geschossen haben. „Jetzt haben wir sie gleich auf dem Hals“, sagt irgendjemand. Stumpf und dumm sehen wir uns gegenseitig an. Was jetzt? Ist das das Ende? Was tun? Ratlos und ohne Sinn laufen wir mal da-, mal hierhin.

Da faucht eine Pak.-Granate 100 m oberhalb unseres Platzes in den Wald und krepiert krachend. Noch eine, etwas näher. Es geht los. Wohin schnell? Einige rennen weiter vor in der alten Richtung. Doch von dort schallt es plötzlich: „Urrää!“ Schüsse peitschen. Geduckt kommen die Landsers zurückgerannt, schreien mit angstverzerrten Gesichtern: „Der Iwan greift an!“ Ich sehe dort oben Iwans, von Baum zu Baum springend, den Hang herunter auf uns zu kommen. Kugeln pfeifen vorbei. Dort reißt es einem Landser den Kopf nach hinten und mit einem gurgelnden Laut sackt er wie ein Mehlsack zusammen.

Es ist aus: Aufgeben

Ich knie mich hinter einen dicken Baum, will schießen. Da springt von Schönfeld auf und ruft: „Es ist aus! Wir ergeben uns. Werft die Waffen weg und hebt die Hände hoch!“ Er zieht sein Taschentuch aus der Hosentasche und geht dem Kugelhagel aufrecht, mit dem Taschentuch winkend, auf die näher herankommenden Iwans zu. Ich sehe wie ein russischer Offizier mit Schirmmütze einen zurückweichenden russ. Soldaten am Kragen packt, ihn vorstößt und dabei mit einer Pistole zu uns her knallt.

Neben mir, ebenfalls hinter einem Baum, steht ein älterer Landser. Ich beobachte genau, wie er seine Patronenkammer entlädt, das Gewehrschloss herausnimmt und es mit dem Stiefelabsatz in den Waldboden tritt. Mechanisch mache ich das eben Gesehene nach. Lasse die ausgeworfenen Patronen aber nicht wie der auf den Boden springen, sondern stecke jede einzelne schön in meine Patronentasche. Dann nimmt der Landser sein Gewehr oben am Lauf und schlägt es mit Wucht gegen einen Baum, dass der Kolben krachend absplittert. Ich versuche dasselbe. Aber so oft ich auch den Gewehrkolben gegen den Baum knalle, die Scheißknarre bleibt ganz. Ich schleudere sie einfach weg.

Währenddessen fallen Schüsse. Geschosse pfeifen zwischen uns durch. Geschrei überall, Rufen und Stöhnen. Da knallt es plötzlich auch von unten her, wo vorhin der Panzer war. Ich renne ein paar Schritte zurück, ducke mich hinter einem Baum. Von unten kommen feuernd russ. Soldaten hochgekrochen. Eine ganze Schützenkette. Die Schießen auf die Iwans, die oben runter auf uns zu kommen. Und wir sind mitten zwischen diesen beiden feuernden Schützenlinien. Grad‘ dreht sich der Chef da vorn um, sieht, dass immer noch welche von uns ihre Waffen in den Händen halten und schreit: „So werft doch die Waffen weg, verdammt!“

Ich habe mich irgendwo flach auf den Boden geworfen. Dicht rechts neben mir liegt ein Landser, von dem ich lange glaubte, es sei Heinz Utzelmann aus Kusel gewesen. Fast zwei Jahre später stellte es sich heraus, dass ich mich damals getäuscht hatte, Gottseidank! Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie seine Hand mit einer Pistole zu seinem Kopf fährt, dann ruckt der Kopf von einem Schlag zur Seite und fällt vornüber. Nasses, Klebriges ist mir ins Gesicht gespritzt. Halb verrückt

springe ich auf, sehe überall zuckende und blutende Körper liegen, springe, hinter Bäumen geduckt, zum Oberst vor.

Einen Moment lang kam mir die Erzählung aus dem ersten Weltkrieg in den Sinn, als ich neben dem Landser lag. Ein deutscher Soldat hatte im Graben bei der Abwehr eines englischen Angriffs eine Handgranate bereits abgezogen, als dort, wo er hinwerfen wollte, schon seine Stoßtruppkameraden herumwuselten. Er konnte die Granate nirgends mehr hinwerfen, ohne seine Kameraden zu gefährden. So legte er sich mit seinem Körper platt auf die abgezogene Handgranate und sprengte sich selbst in die Luft. Sowa ging mir einen Moment durchs Hirn, aber ich brachte es nicht fertig.

2.10 Gefangennahme

Ich erreichte eine Gruppe Landser beim Chef, der immer noch mit dem Taschentuch winkte und irgendetwas rief. Mehrere Iwans kommen hinter den Bäumen hervor auf uns zu, halten uns ihre Gewehre und MPi vor den Kopf und schreien irgendwas überlaut auf uns ein. Hoch strecke ich meine beiden Hände über den Kopf. Ein Offizier schreit das Wort, das ich später immer und immer wieder hören sollte: „Dawai, dawai!“ Dabei deutet er, mit der Pistole wild fuchtelnd, zum Waldrand rauf. Die Iwans treten nach uns, stoßen uns ihre Gewehrkolben in die Rippen und jagen uns mit viel und lautem Geschrei zum Waldrand hoch. Dort angekommen, treiben sie uns aus dem Wald heraus, ein paar Meter auf einen Sturzacker und lassen uns dort mit viel Geschrei und Kolbenhieben auf den Boden legen, Gesicht nach unten. Jetzt werden sie uns erschießen, denke ich. Immer mehr Landser, mit hoch erhobenen Händen, jagen und treiben sie aus dem Wald zu uns her. Manche sind bös‘ zugerichtet und bluten überall. Nicht weit von mir liegt Unterarzt Mayer (?). Er hebt unvorsichtig den Kopf, schaut sich um. Da tritt ihm ein russ. Soldat mit dem Stiefel brutal auf den Kopf und haut ihm den Kolben ins Kreuz. Ich linse nur aus den Augenwinkeln, ohne den Kopf zu drehen.

Vom Waldrand, etwas weiter unten, jagt ein mit Pferden bespanntes Geschütz mit Protze über den Acker an uns vorbei. Nanu, bringen die wegen uns paar Mann ihre Artillerie in Sicherheit? Auch die russischen Posten um und bei uns sind nervös und aufgeregt. Im Walde ist immer noch Ge- knalle, Schreien und Tumult.

Befreiung?

Plötzlich, hinter meinem Rücken, rattern Maschinen-Pistolen los, Äste brechen. Dann lautes, mehrstimmiges: „Hurraa!“ Ich drehe den Kopf in die Richtung, sehe Landser aus dem Walde wie zum Angriff vorstürmen, schießen aus der Hüfte mit Gewehren, MPi und MG auf die davonrasenden russ. Posten. Ich springe hoch, rufe, fuchtele wild mit den Armen in der Luft. Aber der letzte an mir vorbeispringende Russe schlägt mir mit voller Wucht die dick ausgestopfte Kartentasche vom Unterarzt voll ins Gesicht.

Dann sind unsere Bewacher plötzlich weg. Alle springen hoch, jubeln, rufen und laufen auf die heranstürmenden Landser zu. Alle glauben, es sei ein Stoßtrupp von „außen“, der zu unserer Befreiung losgeschickt worden sei, als man da drüben sah, wie wir gefangen wurden. Auch ich kann im Moment nichts anderes denken, als dass es so sein müsse. Wir hatten ja die ganze Zeit über deutlich deutsches MG-Feuer gehört, Leuchtkugeln hochsteigen sehen, Abschüsse und Einschläge von Panzergranaten laut und deutlich gehört. Gar nicht weit weg. Wir mussten nahe der Frontlinie sein.

Nach dem Schlag ins Gesicht bleibe ich wie angewurzelt stehen. Die Richtung!?! Die Richtung, aus der die etwa 30 Mann starke deutsche Gruppe kam, stimmt doch nicht – von daher sind wir doch auch gekommen? Das muss doch eine Gruppe Tarnopoler sein, wie wir! Alles geschieht in Sekundenschnelle und vieles gleichzeitig.

Die ersten von uns erreichen 50–60 m vor mir den bewaffneten Haufen. Schreien, jubeln, fallen denen um den Hals, sind ganz närrisch. Trauben bilden sich, die wie kleine Kinder herumhüpfen. Rufe: „Wir sind frei!“ Ich bin nur ein paar Schritte auf die „Befreier“ zugelaufen, bleibe dann un- schlüssig stehen. Schnell kommt die Ernüchterung: Es ist eine Gruppe durchbrechender Tarnopo- ler, wie wir. Leute des Füsilierbataillons der Unteroffiziersschule Deba²³.

²³ Es muss „Demba“ heißen.

Gejagt

Ein kurzes, zischendes Fauchen, mit gleichzeitig krachender Explosion mitten in einer der zusammengeballten Mensentrauben. Feuer spritzt auf. Zwei, drei Landser werden zur Seite geschleudert. Einen wirft es in die Luft, reißt ihn in drei Teile, und dumpf plumpsend klatschen die Fetzen auf den Boden. Vor Schreck stehe ich geduckt wie versteinert da. Kurzes Fauchen, Krach. Zwanzig Meter links rüber überschlagen sich einige. Wohin, wohin soll man laufen? Panik, fürchterliches Aufschreien. Alles flitzt auseinander. Krach, die nächste Granate. Alles flüchtet kopflos nach Westen runter, wo das Gelände am Waldrand leicht abfällt. Ich sehe noch die zuerst dicht beieinander laufenden Gruppen, sich immer mehr in einzeln laufende Gestalten auflösen.

Zischen dicht an mir vorbei, unten zwischen den laufenden Leuten eine krachende Explosion. Rechts davon eine zweite. Einige werfen die Arme hoch, klatschen auf den Boden – schreien. Immer mehr bleiben liegen. Ich renne los. Nein, nur nicht da runter. Fast ununterbrochen fauchen jetzt die flachen Geschosbahnen an mir vorbei. Hinter mir krachen die Explosionen. Vor mir rennen zwei Landser auch in der Richtung wie ich über den Sturzacker. Wir sind aus den Geschosbahnen heraus.

Vor uns eine querlaufende Straße. Wohin? Der erste Mann biegt auf der Straße nach links ab. Da tackt aus dem ca. 200 m rechter Hand liegenden Waldstück ein russ. MG. Die Garbe fährt stauend vor uns in den Ackerboden rechts der Straße. Wir rennen ohne Ziel wie die Irren. Kurz stelle ich fest, dass der erste von uns dreien ein Obergefreiter ist. Der in der Mitte ist ein Obergrenadier. Sonst ist niemand bei uns. Direkt vor uns steht die Sonne rund und orangerot im Dunst knapp über dem Horizont. Ich beobachte während des Laufes die nach uns fingernde MG-Garbe. Sie kommt schnell näher von schräg rechts hinten. An den Staubfontänen der Einschläge kann ich sie genau verfolgen. Da erreicht sie die etwas höher liegende Straßenböschung. Ich schreie: „Hinlegen, volle Deckung!“ Alle drei lassen wir uns gleichzeitig auf die Straße fallen. Die Geschosse pfeifen haarscharf über uns weg. Ich meine, es kämme mir einer im Nacken mit einem kalten Stahlkamm die Haare gegen den Strich. Maul und Nase drücke ich fest auf die kleinen Steinchen der Straßendecke. Ich habe das Gefühl, wenn ich nur die geringste Bewegung mache, kriege ich eine verplättet.

In russischer Hand, auf Gedeih und Verderb

Plötzlich verstummt das MG, aber gleichzeitig gibt es einen klirrenden, harten Schlag dicht vor dem Obergefreiten. Steinchen und Dreck spritzen uns auf die Helme, und im selben Moment faucht eine auf der Straßendecke abgeprallte Granate jaulend nach rückwärts. Kurze Pause. Wieder ein Schlag. Hart treffen uns Steinchen und Dreck an den Händen, am Helm und im Gesicht. Ich habe den Kopf etwas nach links gedreht und kann so die in der Luft sich überschlagende, in der Sonne aufblitzende Granate ein Stück mit den Augen verfolgen. Ein dritter Schlag, der uns wieder zusammenzucken lässt. Deutlich habe ich die Granate aufschlagen sehen. Hätte ich meinen linken Arm nach vorn ausgestreckt gehabt, hätte das Geschoss mir die Hand zerschlagen. Dann ist ein Moment Ruhe.

Ich blicke ängstlich unter dem Stahlhelm nach vorn. Da steht drüben links auf der anderen Straßenseite ein einzelner russ. Soldat, das Gewehr auf uns angeschlagen. Er ruft: „Rucki werch!“ Er macht eine ruckartige Bewegung mit dem Kopf, was wohl bedeuten soll, dass wir aufstehen und weitergehen sollen. Der Obergefreite steht auf, da schießt der Iwan, und der Obergefreite plumpst mit einem gurgelnden Röcheln zusammen. Der vor mir liegende Obergrenadier zögert eine Sekunde, steht auf und steigt über den vor ihm liegenden Erschossenen. Der Russe lädt sein Gewehr durch, derweil der Obergrenadier mit hoch erhobenen Armen weitergeht. Ich will gerade aufstehen, knie hoch, als der Soldat das Gewehr hebt und auf mich anlegt. Jetzt knallt's, denke ich, schließe die Augen, senke den Kopf und wende ihn nach rechts ab. Warum knallt es nicht? Jetzt, jetzt knallt's! Warum nicht? Jetzt! Warum schießt er nicht? Ewig lang scheint mir das. Aber ich kann nichts anderes denken als wie: Jetzt knallt's. Warum knallt's nicht?

Da wende ich den Kopf ihm langsam wieder zu, mache die Augen auf: Da steht er drüben, fünf Meter von mir entfernt auf der anderen Straßenseite, das Gewehr auf mich gerichtet, den Finger am Abzug – und grinst! Es ist schon ein kleines, mitleidiges Lächeln, das auf seinem dunklen Gesicht steht. Ich knie immer noch auf der Straße, wie ein um Gnade flehender Verurteilter. Er bedeutet mir mit einer kurzen Handbewegung aufzustehen und weiterzugehen. Ich stehe auf. Mit

hoch erhobenen Armen mache ich einen großen Schritt über den gekrümmt am Boden liegenden Obergefreiten. Der lebt anscheinend noch, was ich an der leichten Bewegung einer Hand sehe. Eine rosarote Lungenschaumblase hängt an seinem Mund.

Ich gehe zögernd weiter, der Russe macht ein paar Schritte zurück zum jenseitigen Straßenrand. Die Mündung seines Gewehrs fährt mir wie ein wachsames Auge in der Bewegung nach. Er erschießt mich von hinten, fährt es mir durch den Kopf.

Mit steifen, staksigen Beinen und gesenktem Kopf gehe ich langsam am Straßenrand weiter. Im Rücken spüre ich eine kalte Gänsehaut hochkriechen, als wenn mir die kalte Gewehrmündung auf die Haut gehalten würde. Jetzt knallt's! Doch nicht. Aber jetzt! Nichts. Ich laufe schneller, kann wieder atmen. Das Schauergefühl im Rücken lässt nach. Schon weit vor mir sehe ich den Obergrenadier gehen. Ich lasse die bleischweren Arme erschöpft sinken.

Nach der Gefangennahme

Nach wenigen Schritten kommt mir auf der anderen Straßenseite ein russ. Soldat entgegen, einige junge Zivilisten hinter ihm. Als er nur noch ein paar Meter von mir entfernt ist, reißt er blitzschnell sein Gewehr von der Schulter, macht zwei schnelle Schritte auf mich zu, bringt die Waffe in Anschlag auf mich. Erschrocken reiße ich die Arme zum Himmel. Da lachen die Jungen und Mädchen laut auf und freuen sich über den Schrecken, den mir der Soldat eingejagt hat. Auch der lacht. Mir ist aber gar nicht zum Lachen zu Mute, dachte ich doch im Moment: Der knallt mich jetzt doch noch ab.

Müde und zerschlagen tappe ich mit hängendem Kopf und [hängenden] Armen weiter. Da kommt schon wieder ein russischer Panzersoldat inmitten einer Meute schnatternder Halbwüchsiger entgegen. Auch der reißt sein Gewehr von der Schulter, brüllt etwas zu mir her und legt die Waffe auf mich an. Aber ich bleibe nicht stehen, gehe stumpfsinnig und ungerührt weiter. Danke, ihr haltet mich doch bloß zum Narren. Wollt nur einen zu Tode erschreckenden Menschen sehen. Gleichgültig winke ich mit der rechten Hand ab, so, als wenn ich sagen würde: Ach was, ihr tut doch bloß so. Alle verstummen, stutzen. Dem Soldaten bleibt der Mund offen stehen. Aber er schießt nicht. Sie sehen mich verblüfft, stumm und verdutzt an. Ich gehe einfach weiter, ohne die Hände hochgenommen zu haben.

Wieder ein Stück weiter steht ein ganzes Rudel russ. Soldaten auf der Straße. Mittendrin sehe ich den Obergrenadier mit erhobenen Armen stehen. Ungewohnt überlaut reden die Russen miteinander. Für mich irgendwie auffallend laut, als wenn sie jeden Satz schreien würden.

Ein russischer Sauhund

Einer löst sich aus der Gruppe, kommt auf mich zu. Ich hebe die Hände hoch über den Kopf. Er ist so Anfang zwanzig. Zornig schreit er mir was ins Gesicht, von dem ich nur das Wort „russki“ verstehe. Er reißt mit der einen Hand an meinem Koppel rum und schlägt mir mit der anderen links und rechts heftig ins Gesicht, dass mir die Nase blutet. Er hält das aufgerissene Koppel mit den Patronentaschen hoch und zeigt es den anderen Soldaten mit lautem Palaver. Da wird's bei mir helle, – ja, verdammt, ich hatte ja nicht abgeschnallt! Aber das Schlimmste war ja, dass ich ein russisches Koppel an hatte, das ich beim Wiedereinsatz in Tarnopol auf dem Stützpunkt bekam. Er schmeißt das Gelumpe auf den Boden, wendet sich wieder zu mir, reißt mir den Stahlhelm vom Kopf und schleudert ihn mit kräftigem Schwung weit über die Böschung auf den Acker.

Dann fingert er überall herum, reißt den Mantel auf, die Aufschläge an den Ärmeln herunter, findet die dort steckenden Zigaretten, sucht an meinem Handgelenk und in den Taschen nach einer „Urri“. Nichts. Findet den Füllfederhalter in der Brusttasche meines Waffenrocks, strahlt. Soldbuch und Feldgesangbuch fingert er heraus. Andere kommen dazu. Schreien einander lachend etwas zu. Deuten auf und blättern in dem Gesangbuch. Machen, spöttisch lachend, laute Bemerkungen, die ich nicht verstehe. Dann räumt er meine Manteltaschen aus, findet noch zwei Gewehrgranaten und ganz unten eine Handvoll Pistolen-Munition. Als es das sieht, schreit er mich zornig an: „Du bumm-bumm?“ Hebt wieder drohend die Faust. Ich schüttele aufgeregt den Kopf: „Nix nochmal bum-bum. Das ist von Unteroffizier, MPi! Verstehen?“ Wütend wirft er den Scheiß auf den Boden. Ich fange an zu schwitzen.

Dann zupft er mich am Mantelärmel und bedeutet mir, ich solle den Mantel ausziehen. Na gut. Ich ziehe ihn aus, er grabscht ihn. Im selben Augenblick kommt ein Offizier mit Schirmmütze und Ledermantel dazu. Der sammelt die Soldbücher und sonstige Schriftsachen ein. Der schimpft laut

mit dem Soldaten, und der gibt mir daraufhin unlustig den Mantel wieder zurück. Ich ziehe ihn an, da dreht sich der Offizier um und geht weg. Im selben Moment reißt der Soldat wieder am Mantelärmel. Ich ziehe den Mantel wieder aus und gebe ihn ihm. Er verschwindet damit.

Andere „bemühen“ sich nun um mich. Einer findet die Losantin-Tabletten gegen Gas in meiner Brusttasche und will sie sich in den Mund stopfen. Anscheinend glaubt er, das seien Bonbons. Ein anderer hindert ihn lautstark daran. Er bedeutet mir dann, ich solle zeigen, was das sei. Ich spucke auf meinen rechten Handrücken und deute mit dem Zeigefinger der Linken auf die Losantin-Tabletten und reibe dann mit dem Finger kreisend auf der Spucke. Dabei sage ich ihnen: „Gas, Gas, verstehen?“ „Ah, Gass, Gass“, schreien sie bestätigend.

Dann kommt mein „Kontrollleur“ wieder ohne Mantel zu mir, hebt das Koppel auf, räumt den daran hängenden Brotbeutel mit meinen letzten privaten Sachen aus. Fotos, Skizzenblock, die Mappe mit meinen Federn und Bleistiften, alles fliegt nach einer kurzen Musterung in den Dreck. Ganz zu unterst zieht er aus dem Brotbeutel meine Handschuhe und wirft sie auf die Erde. Mensch, die kannst du in Sibirien gut brauchen, denke ich, bücke mich herunter und will sie aufheben. Wild schreiend tritt mir der Kerl mit dem Stiefel auf die Hand, mit der ich die Wollhandschuhe aufheben will. „Nix, nix“, schreit er und zieht mich am Kragen wieder hoch. Langsam steigt in meinem ausgebrannten Hirn eine ohnmächtige Wut gegen diesen Sauhund hoch.

Dann bedeutet er mir mit viel stimmlichem Aufwand, ich solle mich an die Böschung setzten, er wolle meine Stiefel haben. Sollst sie haben, gottverdammte! Kaum habe ich sie von den Füßen, grabscht er sie und verschwindet damit. Auch die anderen Soldaten und Zivilisten verlaufen sich. Ich sitze hier an der nicht sehr hohen Böschung auf der Erde. Nur ein paar Meter rechts von mir sitzt der Obergrenadier, wie ich barhäuptig, ohne Mantel und Stiefel.

Mörderischer Pöbel mit altem Mörder

Links unten gegen den Wald zu ist immer noch Tumult. MG rattern, Schreien und Gewehrschüsse. Da kommt von rechts die Straße runter eine Meute Zivilisten. Zwischendrin, oder besser gesagt vorne her, ein älterer Soldat oder ein Zivilist in einer Art Uniform, aber eine dunkle, vergriffene Schirmmütze auf dem Kopf, ein Gewehr in den Händen. Er hat einen großen Schnurrbart und scheint besoffen zu sein. Die Meute um ihn herum, darunter auch junge Mädchen, rufen gestikulierend ihm etwas zu. Mir kommt es so vor, als wollten sie ihn zu irgendetwas aufhetzen. Denn aus den Gesichtern dieser Jungen und Mädchen ist die unverhüllte Sensations- und Mordgier zu lesen. Der Alte ruft etwas, zeigt mit der Hand auf den Obergrenadier. Die Meute johlt und lacht. Da geht er ein paar Schritte auf den Sitzenden zu, nimmt sein Gewehr herum und schlägt dem Wehrlosen mit voller Wucht den Gewehrkolben seitlich gegen den Kopf. Dumpf dröhnt der Schlag, der Obergrenadier kugelt kopfüber in den Straßengraben und stöhnt. Da springt der Alte breitbeinig über den im Graben Liegenden und schlägt wie ein Rasender immer wieder mit wuchtigen Rundschlägen den Gewehrkolben auf den Schädel des sich Krümmenden, bis dessen Kopf eine blutige, breiige Masse ist. Dumpf klatscht jedes Mal der Kolben auf den Körper. Warum hat der auch nicht die Arme hochgehoben, denke ich. Der wütende Alte wird auch zu mir kommen. Ich will, ehe er noch heran ist, die Arme hochreißen, denke ich, sonst erschlägt er dich wie einen räudigen Hund. Gleichzeitig steigt in mir eine fürchterliche Wut hoch, weil man einen wehrlosen, sich bereits gefangen gegebenen Soldaten so totschießt. Aber, denke ich, er hätte ja auch nochmals die Arme hochnehmen können, vielleicht hätte das den Besoffenen besänftigt. Wenn er zu mir kommt, will ich es tun.

Ich bin jetzt noch der einzige gefangene Deutsche hier. Der Alte lässt von dem Röchelnden ab, kommt auf mich zu, schwingt das Gewehr wie eine Keule. Die Meute um ihn herum schiebt sich ebenfalls auf mich zu. Der Alte geifert und tobt, hat Schaum vor dem Mund. Ich reiße die Arme hoch. Er stutzt, deutet mit der Hand auf mich, sagt irgendetwas. Die Meute lacht und schreit ebenfalls was durcheinander. Er steht zwei Schritte vor mir, schwingt das Gewehr und schlägt zu. Blitzschnell bücke ich mich tief nach vorn. Der Gewehrkolben streift nur meinen Kopf, reißt mir aber eine Platzwunde. Schneller als ich reagieren kann, hat der Alte im Rundschlag durchgezogen und ich kann nur noch den linken Arm hochrecken und den Schlag gegen meinen Hals abblocken. Als der Kolben meinen Arm knapp unterhalb des Ellenbogens trifft, kracht es als wenn ein Holzscheit durchbricht. Ein schrecklicher Schmerz jagt vom Arm in mein Gehirn. Sekundenschnell überlege ich, wenn er nochmals schlägt, bleibt mir keine andere Wahl, als nach dem Gewehr zu

springen, mit dem rechten Arm es herunterzureißen und vielleicht dadurch ihm die Waffe zu entwenden.

Aber da pfeift jemand hinter mir mit einer Trillerpfeife und ruft etwas. Mitten im Schwung zum nächsten Schlag reißen ein paar hinzu springende junge Männer dem Alten das Gewehr herunter, entwenden es ihm und halten ihn fest. Er tobt vor mir, schreit, Schaum ums Maul, spuckt und tritt mit den Füßen nach mir. Ich rutsche ein Stück die Böschung hoch, dass seine Stiefel mich nicht erreichen. Bin dabei mit meinem schmerzenden linken Arm beschäftigt. Bewege die Finger, krümme den Arm. Das geht. Als ich ihn aber hochheben will, fährt mir wieder ein grässlicher Schmerz bis ins Hirn. Wahrscheinlich ist er gebrochen, denke ich und rutsche mit dem Gesäß als noch ein Stückchen höher die Böschung rauf, um den wilden Tritten des von mehreren Jungen festgehaltenen, tobenden Alten auszuweichen. Er spuckt wieder nach mir. Hoffentlich halten ihn die gut fest, denke ich.

Die „Retterin“

Dann, als ich außer Reichweite bin, drehe ich den Kopf, um zu sehen, wer da so rechtzeitig gepfeiften und irgendwas gerufen hat. Ein Stück hinter mir auf dem Acker steht ein Funk-LKW, den ich gar nicht gesehen hatte bisher. Dort steht eine Frau in der Uniform eines Offiziers der Roten Armee und schaut unbeteiligt zu uns her. Die Meute zieht mit dem Alten links die Straße runter in die Richtung, aus der wir kamen. Dort gibt's Tumult und Geschrei.

Information, Tritt und Abmarsch

Ich sitze wieder allein. Russische Soldaten kommen die Straße herauf. Zwischen sich mehrere deutsche Landser. Einige kenne ich. Blutende Verwundete dabei. Sie haben den Rest unseres Haufens geschnappt. Ein Soldat bedeutet mir aufzustehen. Ich trete zu den neuen Gefangenen. Wir stehen hier, warten. Immer neue Landser bringen sie an. Mein Gott, wie sehen die aus! Zwei führen einen, dem die Stirn querüber aufgeschlagen ist. Sein Gesicht ist unförmig dick geschwollen und blauschwarz unterlaufen. Er sieht nichts. Andere haben frische, noch blutende Wunden mit Hemdfetzen abgebunden.

Ein russ. Soldat schreit mich an. Ich kapiere so viel, dass ich mich umdrehen und nicht nach rückwärts schauen und nicht sprechen soll. Ich hatte einen gefragt, was mit Oberst v. Schönfeld sei. Der sagte, dass der Oberst durch eine Pak-Granate gefallen sei. Ein anderer sagte, nein, er habe gesehen, wie ein Russe den schwerverwundeten am Boden liegenden Oberst mit dem Gewehrkolben totgeschlagen habe. Auch unser Kompanie-Chef, Olt. Ruß, sei tot. Ob jemand durchgekommen sei? Sie heben und senken die Schultern. Viele seien gefallen.

Ich habe bei der leise geführten Unterhaltung das Kommando zum Abmarsch, das der neben mir stehende russ. Posten gab, überhört. Da tritt mir der Kerl mit dem Stiefel in den Leib, schimpft und fuchtelt wild mit dem Bajonett vor meinem Gesicht herum. Vor Schmerz habe ich mich zusammengekrümmt und die Hand auf den Leib gedrückt. Speichel und bitterer Magensaft läuft mir aus dem Maul und Tränen vor Schmerz und Wut über die Backen runter.

Am Gefangenensammelort

In langsamem Trott schleppen wir uns mühsam die Straße entlang, in östlicher Richtung, getrieben von dem ewigen „dawai, dawai!“ der uns begleitenden Posten. Als wir an dem im Straßengraben liegenden, furchtbar zugerichteten Obergrenadier vorbeikommen, glaube ich, noch ein dumpfes Röcheln zu hören.

Russische Soldaten und auch Zivilisten kommen uns entgegen, rufen: „Woina kaputt, da?“ und „Gittlär kaputt, da?“ Die Straße führt über eine Kuppe, geht dann leicht bergab. Vor uns Häuser. Ein Dorf. Gleich am Ortsanfang führen sie unseren Trupp links von der Straße runter in ein großes Gehöft. Mensch, da wimmelt es nur so von deutschen Landsern auf dem Hof. Es scheint, als ob hier alle Überlebenden des Durchbruchs schon gefangen versammelt wären. Links in der großen Scheune liegen Verwundete. Deutsche Ärzte lassen durchsagen, wer noch ein Verbandspäckchen habe, solle es abgeben, damit die vielen frisch Verwundeten verbunden werden können. Ich lebe noch, bin gefangen und denke, dass ich jetzt mein Verbandspäckchen abgeben kann. Meinen linken Arm hänge ich vorn in meinen Waffenrock wie in eine Schlinge. Ich staune nur so, wie viele Landser hier zusammengetrieben sind. Ich schätze ungefähr 400 bis 500 Mann. Mehr als die Hälfte davon ist mehr oder weniger schwer verwundet.

Ich sehe bei mir nach, was ich eigentlich noch besitze, nach dieser Plünderung vorhin. Ich finde noch meinen Brustbeutel mit Reichsmark und polnischen Zloties aus Kruczina. In der rechten Gesäßtasche steckt noch das schöne Lederportemonnaie, das mir mein Bruder Werner aus Frankreich mitgebracht hat. Erstaunt darüber, dass sie das übersehen haben, zeige ich es den Umstehenden. „Mensch, das musst du abgeben. Wenn sie das bei dir finden!?“ Sie machen mir Angst. Ich gebe es freiwillig einem russischen Soldaten, von denen mehrere zwischen uns herumstrolchen und den Landsern Wäschebeutel, Mäntel und sonstige brauchbare Sachen abnehmen.

Mörderisches Flintenweib

Da taucht eine junge Frau in russ. Uniform zwischen uns auf. Eine Baskenmütze sitzt verwegen auf den kurz geschnittenen Haaren. Eine Maschinen-Pistole hat sie mit dem Lauf nach unten lässig über der Schulter hängen. In ihrem schweißnassen, runden Gesicht, und vor allem in ihren Augen, steht ein Ausdruck, wie ich ihn später nur bei Frauen in höchster sexueller Erregung wahrgenommen habe.

Sie reißt bei jedem der Verwundeten die Verbände hoch, sieht sich die Wunden an und kommandiert dann je nachdem: „Du, komm!“ Sie kommt zu mir, fixiert mich wie eine Schlange das Kaninchen, reißt mir den vorn im Waffenrock hängenden Arm heraus und ist anscheinend enttäuscht, dass meine Hand noch dran ist. Mit einer unwirschen Bewegung wirft sie mir meinen Arm herunter und wendet sich einem Artilleristen zu, der einen Verband um die rechte Schulter hat. Sie reißt die Binden hoch und da sehe ich auch, dass der Landser eine fast handgroße Fleischwunde hat, in der man unter einer dünnen Haut die Lunge sich bewegen sieht. Aber auch der passt ihr nicht. Was will diese Frau bloß? Was sucht sie? Anscheinend sucht sie Schwerverwundete aus, die später zu keiner Arbeit fähig sein werden?

Als sie eine Gruppe zusammen hat, treibt sie die zwischen den Gebäuden durch gegen eine Böschung oder Graben zu. Dort stellt sie die Verwundeten in Dreier-Reihen auf, postiert sich etwas seitwärts, nimmt die MPi in Anschlag und kommandiert etwas. Die ersten drei humpeln vor bis an den Rand der Böschung, da feuert sie eine kurze Garbe über die drei, die gegen- und übereinander geschleudert werden und nach unten purzeln. Dann winkt sie der zweiten Reihe und dasselbe wiederholt sich. Diese Drecksau erschießt doch tatsächlich die Schwerverwundeten und kein Aas, kein russischer Offizier hindert sie daran oder bietet ihr Einhalt.

Zwischen den MPi-Feuerstößen sind wir wieder durch andere Sachen bei uns abgelenkt. Nach einer kurzen Zeit taucht plötzlich ein kleingewachsener, älterer Landser zwischen uns auf, mit verstörtem, käseweißem Gesicht. Den Mann kenne ich doch? Ja, das ist unser Kriegsgefangener aus dem Hauptverbandsplatz! Als er sich etwas gefasst hat, erzählt er, dass er bei den sechzehn, von dem Flintenweib ausgesuchten Verwundeten war. Sie habe alle in Dreier-Reihen aufstellen lassen und Reihe um Reihe niedergeknallt. Weil er als 16. alleine stand, habe sie ihn zurückgeschickt. – Der Mensch hat ein Glück, oder wie soll man das nennen?

Stuka über dem Gefangensammelort

Zwischen dem Geknatter von weit entfernten MPi und MG hören wir plötzlich ein Brummen in der Luft, wie von vielen Flugzeugen. Von Westen her kommt das. Lauter und näher kommt es. Die russischen Soldaten um und zwischen uns werden nervös, blicken angestrengt nach Westen. Ja, genau in unsere Richtung kommen, immer in Dreier-Ketten, Stukas, Ju 87. Dröhnend ziehen sie nach Osten. Einundzwanzig Maschinen zähle ich, als sie über uns sind. Die russ. Soldaten geraten in Panik. Ich beobachte, wie Fahrer aus ihren LKW flüchten und die Karren stehen lassen. Ich denke nur, wenn die von oben diese Menschenansammlung hier unten sehen, können die doch nicht wissen, dass das deutsche Landser, Kriegsgefangene sind.

Verdammt, da schert eine Kette, drei Maschinen, nach links aus dem Pulk aus, nachdem sie gerade ein Stück über uns weg sind. Herrgottnochmal, die greifen bestimmt an! Kaum haben die Maschinen gewendet und kommen in einer großen Schleife zurück, als bei den russ. Soldaten ein Mordgeschrei losbricht. Mit ihren Gewehren dazwischenschlagend, jagen sie uns nach links runter aus dem Gehöft. „Dawai, dawai, schnell, schnell!“ Alles, was rennen und humpeln kann, prescht in ungeordnetem Sauhaufen den Hang runter, die Posten z. T. mitten zwischen uns. Über eine Wiese geht's im Talgrund. Ein Bachlauf quert. Ein Steg. Alles drängt und will dort hinüber. Tumult, Geschrei. Ich nehme einen Anlauf, will den nicht sehr breiten Bach überspringen, rutsche am Ufer im matschigen, schwarzen Boden mit meinen in arg zerlöcherten Socken steckenden, bloßen Füßen

aus und lande – platsch – im Bach! Krabbele mit Mühe auf der anderen Seite wieder heraus und haste den anderen nach. Dann geht es etwas langsamer auf einem leicht ansteigenden Acker voran. Die Kolonne ordnet sich unterm Geschrei der Posten in Dreier-Reihen.

Hinter uns in der Luft setzen die drei Stukas mit schrecklichem Sirenengeheul zum Sturzflug auf das Dorf an. Meine bis zum Gesäß herauf nassen Hosen gefrieren steif in der kalten Luft. Hinter uns rumpeln laute Detonationen auf. Ich schaue zurück und sehe über dem Gehöft eine mächtige Rauch- und Dreckfontäne hochschießen. Wir sind inzwischen schon gut einen Kilometer gerannt, aber die Bombeneinschläge rütteln die Erde bis unter unsere Fußsohlen. Dann verfallen wir stumpfsinnig in einen mühsamen Trott. Aus dem Gefahrenbereich sind wir heraus.

Ein Misthaufen

Ich marschiere als rechter Flügelmann in einer Reihe, mit hängendem Kopf. Fünf Schritte rechts von mir geht ein russischer Soldat als Begleitmann. Sein Infanterie-Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett hält er mit beiden Händen quer vorm Körper. Hin und wieder, wenn es ihm gar zu langsam geht, ruft er ein aufmunterndes „Nu, dawai, dawai!“

Auf dem Acker, über den wir schleichen, liegen verstreut einzelne halbverrottete Stroh- oder Misthaufen. Da sehe ich plötzlich an so einem dunklen Misthägel etwas Helles glänzen. Auch meine Nebenmänner haben es gesehen, und wie auf ein stilles Kommando blicken wir alle dorthin. Der Posten, der gerade zu uns herschaut, bemerkt unsere auf einen Punkt gerichteten Blicke und unsere Kopfwendung. Er stutzt, schaut auch in die Richtung, entdeckt das helle Leder, das dort unter dem Mist herauschaut und geht darauf zu. Er hält das Gewehr mit dem Bajonett nach vorn gesenkt, als wolle er damit auf den hellen Fleck einstechen. Mir wird schon ganz übel.

Da bleibt der Posten zwei Schritte vor dem Misthaufen mit dem Lederstück stehen, schaut verschmitzt grinsend kurz zu uns her, nimmt sein Gewehr in die linke Hand, spuckt kräftig in die Rechte, holt aus und haut mit der flachen Hand wuchtig auf das gefüllte Leder. Wie von einer Explosion hochgeschleudert fährt der Misthaufen auseinander. Ein verschlafener, zu Tode erschrockener Landser fährt hoch. Seine Augen hinter der doof wirkenden Gasmaskenbrille werden kugelförmig, und seine Arme fahren blitzartig kerzengerade in die Höhe, als er einen bewaffneten Iwan vor sich stehen sieht. Dabei hängen ihm zwischen den gespreizten Fingern Misthalme herunter. Auch von seinen Ohren und dem entstellenden Gasmasken-Brillchen hängen welche herab.

Es ist ein zwar irgendwie trauriges, aber urkomisches Bild. Der Iwan lacht denn auch herzlich laut auf und biegt sich nach hinten. Auch uns bringt die Situation und das nicht boshafte natürliche Gelächter des Russen unwillkürlich zum Lachen. „Na, dann komm, Kumpel“, rufen wir ihm zu und winken ihm. Er atmet richtig auf, rappelt sich noch etwas verstört hoch und stolpert dann kurzzeitig zu uns her.

Es war ein Tarnopoler, Angehöriger der Artillerie oder einer Fuhrkolonne. Er hatte sich beim Durchbruch hier in einen Misthaufen eingewühlt, um sich zu verstecken. Aber seine hinten mit Leder besetzte Reithose war nicht ganz unter dem Mist verschwunden gewesen, und so hatte das hellere Leder unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wir wären sonst ahnungslos an ihm vorbei gegangen.

Auch der Iwan hatte ihn aufgefordert, und die Tränen liefen ihm dabei vor lauter Lachen über seine runden Pausbacken: „Nu, dawai, komm, komm!“ Erstaunt stelle ich fest, dieser russische Soldat ist ein Mensch, genau wie wir auch!

2.11 Skizze von Tarnopol

Zu seinem Bericht fertigte Edgar Scheuermann eine „Handskizze“ an.

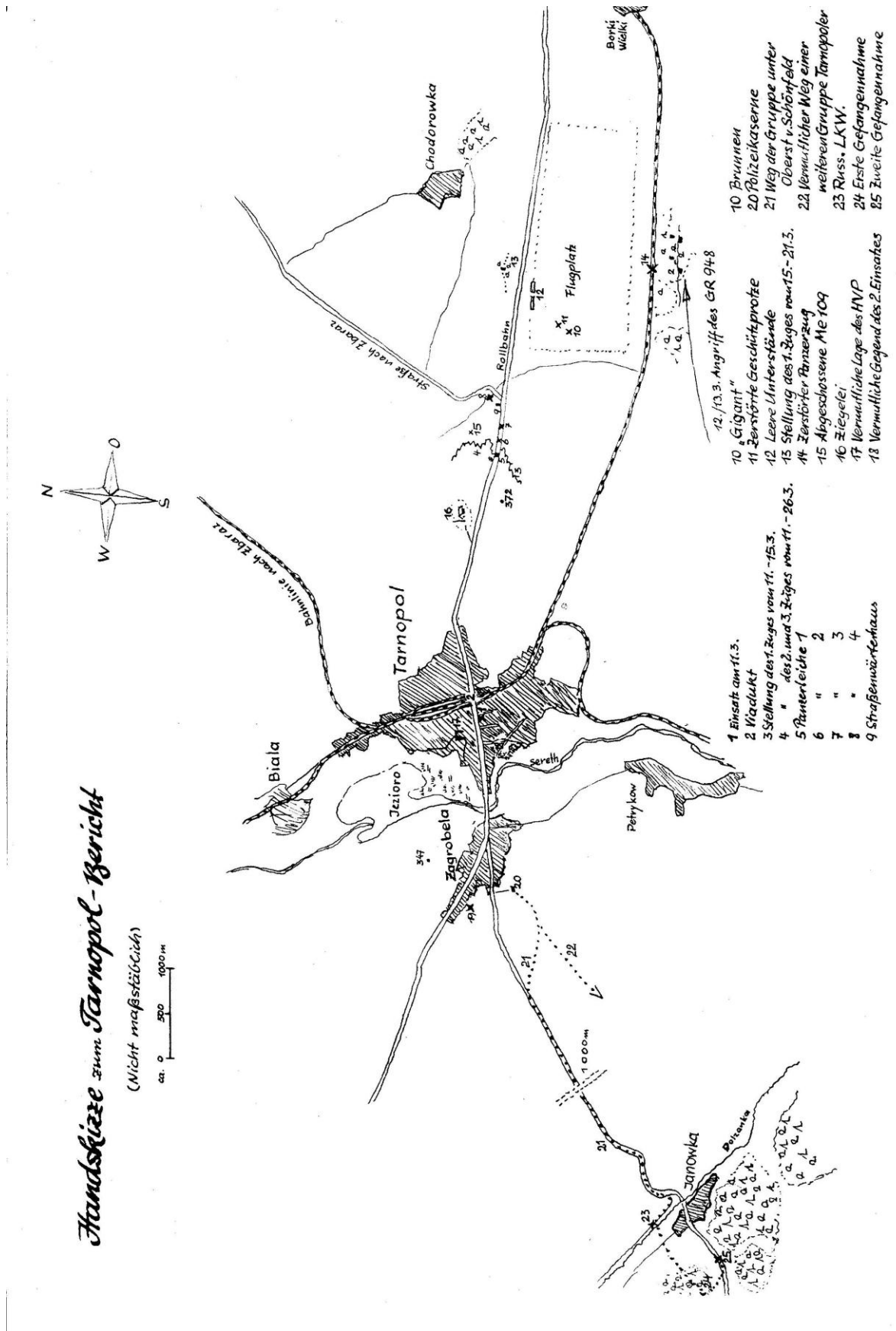




Bild 10: Kuchenform für Feldpostpäckchen.²⁴

²⁴ Ausstellungsstück des Rheinhard-Blauth-Museums, Weilerbach (12.07.2014).